

KONSTANTIN ILIEV

Die Niederlage

Eine Chronik aus dem kurzen Jahrhundert

IG *Elias Canetti*



GD Bildung und Kultur

Programm „Kultur“

**Mit der Unterstützung des Programms „Kultur“
(2007–2013) der Europäischen Union**

Dieses Projekt wurde mit Unterstützung der Europäischen Kommission finanziert. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung trägt allein der Verfasser; die Kommission haftet nicht für die weitere Verwendung der darin enthaltenen Angaben.

KONSTANTIN ILIEV

Die Niederlage

Eine Chronik aus dem kurzen Jahrhundert

Aus dem Bulgarischen von Gabi Tiemann

IG Elias Canetti

© Жанет-45, София, 2003
© IG Elias Canetti, Ruse, 2013
© Gabi Tiemann, *Übersetzung*, 2013
© Nikolina Burneva, *Vorwort*, 2013
© Neyko Gentshev, *Umschlaggestaltung*, 2013

ISBN 978-954-2992-07-3

Константин Илиев
ПОРАЖЕНИЕТО

Konstantin Iliev
DIE NIEDERLAGE

Erste Auflage

Redaktion: Nedka Nikolova, Michael Meznik

Verlag IG Elias Canetti
Pl. Svoboda 4, PK 499
7000 Ruse
www.eliascanetti.org

Druck und Bindung: *Faber*
Erscheinungsjahr: 2013

Triangulationszeichen der Erinnerung

„In letzter Zeit beobachte ich, wie Autoren der jüngeren Generationen ihre Figuren mit angelsächsischen Namen benennen und alles meiden, was den bulgarischen Hintergrund erinnern ließe. Der Glücksfall ist auch in unserem Beruf etwas sehr Wichtiges, und ich gönne ihn ihnen gerne, auch würde ich keinem empfehlen, sich im Regionalen einzukapseln, aber zu glauben, dass solch formelle Handgriffe jemandem den Weg zu Broadway und Westend bahnen würden, ist hinreißend naiv.“¹ Wer diese Aussage tätigt, ist keineswegs unbeleckt geblieben von europäischen Kulturnormen und Grundsätzen. Konstantin Iliev, Absolvent des Fremdsprachengymnasiums in der nordbulgarischen Stadt Lovetsch, der sich schon während seines Germanistikstudiums in Sofia vom legendären Schauspieler Konstantin Kissimov über die ersten dramatischen Versuche beraten lässt, wird sich als Doktorand der Humboldt-Universität zu Berlin ein theoretisches Wissen über modernes Theater angeeignet haben, das ihn nicht nur zur Promotion über Friedrich Dürrenmatt befähigte, sondern auch während seiner künftigen Tätigkeit als Dramatiker trug, bis hin zum angesehenen wie anstrengenden Amt des Dramaturgen des bulgarischen Nationaltheaters in Sofia.

Das Bulgarische ist in Ilievs Texten ein bewusst eingesetztes Moment der Charaktere und der Handlungsführung, eine unumgängliche topografische Grundlage für

¹ Konstantin Iliev, Unpathetisch über den Nihilismus – http://www.konstantiniliev.com/_bg/articles/nihilism.html [28.07.2013]

die dargestellte Lebensart und ein wichtiges Instrument, am Besonderen die gemeinschaftlichen Probleme zu behandeln. Man könnte Iliivs Texte fast als Heimatliteratur bezeichnen, wäre nicht dieses Heimatliche immerzu nur die Abstoßfläche für grundsätzliche, weltanschauliche Fragestellungen, denen die Szenerie des anscheinend geschlossenen sozialen Raumes nur eine menschliche, allzu menschliche Erscheinungsform bietet. So zeichnet sich zwar die eigene Lebensbeschreibung im vorliegenden Roman als der Leitfaden der Erzählung ab, doch ist zugleich jeder, auch der anscheinend privateste, Lebensumstand im Kontext des Weltgeschehens eingebettet. Nehmen wir als Beispiel zwei kleine Erinnerungsbilder aus der jüngsten Kindheit: In seinem vierten Lebensjahr habe der Knirps einer blonden Frau auf dem Schoß gesessen, die ihm eine Tafel Schokolade angeboten habe und von der er später erfuhr, es sei eine Deutsche gewesen. Mit sieben Jahren sitzt der Junge wieder einem ausländischen Besucher auf dem Schoß – der hält aber ein Foto mit den eigenen Kindern in der einen Hand und ein Schnapsglas in der anderen und ist, wie das Stereotyp nahelegt, ein Soldat der sowjetischen Armee. Bulgarien in den vierziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts ist ebenso Brennpunkt großer, geschichtsträchtiger politischer Umwälzungen wie fast jedes europäische Land auch. Sein geradezu über Nacht erfolgter Frontwechsel von den Achsenmächten zu den Alliierten wird auf eine schlichte, unaufdringliche Art über die kleinen Details im beschränkten Spielraum des Protagonisten angezeigt. So wird auch sonst der große Wandel der Zeiten ausgefächert – als eine Palette von chronologisch aneinander gereihten Ereignissen im Privatleben des Heranwachsenden, über kleine begehrenswerte oder langweilige Objekte vermittelt, über Handlungen, deren man sich nicht immer sehr bewusst ist...

Und so unscheinbar die Dinge an sich auch sein mögen, es wächst ihnen im Laufe der Erzählung eine zusätzliche Aussagekraft zu, so dass sie zu ikonischen Markern für viel mehr werden.

Wozu ist man denn Dramatiker, wenn man nicht die Kunst der Bühnenausleuchtung auch für die Prosa brauchbar machen könnte. Die Perspektive von unten, aus dem Blick des Kindes, gibt zwar das Rampenlicht ab, in dem sich die konkreten Episoden abspielen. Doch wäre das Romangeschehen zu oberflächlich geraten, hätte ihm nicht das Gegenlicht des Makrohistorischen eine weltanschauliche Tiefendimension verschafft. Ein Meisterstück reflektierender Prosa bieten die Einstiegskapitel des Romans: Wie aus der Perspektive eines Satelliten zoomt die Topografie auf immer kleinere Ortschaften, bis der anscheinend von allen Seiten scharf umrissene Spielplatz in seinen realistischen Ausmaßen erscheint. Doch bevor die Bauernhütte am Rande des abgeschiedenen Dorfes betreten und die eigentliche Handlung angetrieben wird, trägt die topografische Beschreibung nicht nur die elementare physische Charakteristik der Landschaft an den Leser heran, sondern auch viel wichtigere Informationen, und er wird angehalten, die mentalitätsgeschichtliche Spezifik dieses Ortes zu bedenken. Ein Ausblick präsentiert die Jahrhunderte und deutet den wechselvollen geschichtlichen Ablauf synoptisch an. Die elementare Gegenständlichkeit der Triangulationszeichen wird zu einem System von Metonymien aufgebaut, in dem Erinnerungsorte von europäischer Tragweite aufleuchten: Die in mehreren Schüben erfolgte Völkerwanderung hat im Endeffekt zu einem demografischen Tohuwabohu geführt und einem genetischen Mix ohnegleichen, der sich gegenwärtig mit dem Attribut des Bulgarischen bezeichnet. Die konfessionelle Abtrünnigkeit vom orthodoxen Mainstream, die durch alle historischen

Wirren hindurch eine exklusive Nachhaltigkeit aufweist, ist zwar auf frühchristliche Ketzerbewegungen zurückzuführen, doch ihre geschichtsphilosophische Bedeutung ist weniger konfessioneller als vielmehr sozialpsychologischer Natur. Denn diese naiv gnostische Weltsicht will den heute noch nicht ganz verlorenen Geist der hiesigen Menschen begründet haben – aufmüßig, antiautoritär und demokratisch gesinnt, versuchen sie auch in totalitären Zeiten die Konjunktur zu hintergehen, um die eigenen Politiken durchzusetzen.

Mit diesem makrohistorischen Gegenlicht auf die kleine Welt des Heranwachsenden zeichnet sich jene Überschreibung des dargestellten Daseins mit historischem Sein ab, die jede Wahrnehmung und jede Schlussfolgerung relativieren lässt.

Der Roman gibt sich in seinem Untertitel als „Chronik aus dem kurzen Jahrhundert“ aus und folgt damit dem Universalhistoriker Eric Hobsbawm, der das 20. Jahrhundert als historische Epoche vom Ende des Ersten Weltkrieges bis zum Ende des Kalten Krieges bestimmt. Der Untertitel nimmt den Leser nicht nur mit diesem aktuellen geschichtstheoretischen Standpunkt für sich ein, sondern auch durch die lexikalische Kleinigkeit, die Bände spricht: statt dem gemeinüblichen Genitivus (Chronik des 20. Jahrhunderts) steht die Präposition „aus“ und verleiht der Formulierung die verbindliche, aber nicht stocksteife und vereinnahmende Bedeutung: es wird eine von vielen möglichen Chroniken angeboten. Somit folgt der Autor einem weiteren Trend in der modernen Geschichtsschreibung der letzten Jahrzehnte, den Reinhart Koselleck seinerzeit treffsicher formuliert hat: Geschichte ist kein Kollektivsingular, sondern sie besteht aus dem Zusammenspiel von Beziehungen zwischen unterschiedlichen Subjekten und ist immerzu neu zu lesen und zu interpretieren, denn nicht

nur die Akteure, auch die Zuschauer kommen und gehen alle Jahre... Und es mehren sich diejenigen, die „das kurze zwanzigste Jahrhundert“ nur vom Hörensagen kennen.

Damit stellt sich die Frage nach den kulturellen Realien, die das lokale Kolorit der Darstellung unterstützen, aber keineswegs in erster Linie aus ihm resultieren, sondern als Zeichen der gewandelten historischen Semantiken zu verstehen sind. Interkulturalität ist dabei nicht vordergründig ethnisch und/oder regional bedingt – ein krasses Beispiel liefert etwa die Beschreibung des gymnasialen Lebens in Lovetsch im Jahre 1952: vom Ausmarsch mit Gesang („Spaniens Himmel“, das Lied der spanischen Interbrigadisten) kann auch ich als Absolventin des deutschsprachigen Gymnasiums in Burgas im Jahre 1973 ein Lied singen (nämlich dasselbe, das unsere Hymne war)... Wer heute diese Beschreibung liest, muss, um sie zu verstehen, entweder schon ziemlich in die Jahre gekommen sein, oder bräuchte eine Verständnishilfe. Es ist eine generationenbedingte und keine regionalkulturelle Besonderheit nachvollziehen zu können, wieso Schüler im Militärtakt gedrillt wurden, aber auch – zu wissen oder gar zu erinnern, wieso ein Metallbett mit bemalten Kopf- und Fußtafeln Luxusware war, oder was es kostete, Schuhe zum Klavierspielen zu organisieren.

Materielle Engpässe, ideologische Verbrämung, das Hin- und Herschwanken zwischen Aufmüpfigkeit und Konformismus bestimmen das Leben nicht nur des Protagonisten und Ich-Erzählers, sondern auch der Mitmenschen um ihn herum. Die Froschperspektive des sehr jungen Autobiografen ist ein leichtes wie überzeugendes Instrument, die dargestellten Begebenheiten zu verfremden und zu ironisieren. Sie ermöglicht es, die umwälzenden Ereignisse in der europäischen Geschichte nur fragmentarisch bis beiläufig abzuwickeln, zu bagatellisieren und

zu hinterfragen, ohne sie einer verbindlichen ideologiekritischen Analyse zu unterwerfen. So wird die narrative Freizügigkeit gewonnen, die große Politik nur mit kurzen Kommentaren zu versehen, um die Politiken an der Basis zu beschreiben. Der Großvater muss von einem türkischen Soldaten an der Front getötet worden sein. Zugleich sind es ausgerechnet vorbeifahrende türkische Männer, die auf der Landstraße anhalten, um der abgequälten Schnitterin, der Großmutter und Kriegswitwe, bei der unzumutbaren Feldarbeit unter die Arme zu greifen.

Wenn die große Politik nur den Hintergrund der Handlungen abgibt, gewinnt die Darstellung auch die Berechtigung, aus der aufmerksamen Bestandaufnahme des kunterbunten Dorflebens soziale Typen herauszuschälen, die durch ihre Konfiguration historische Konkretik und allgemeinmenschliche Botschaften vermitteln. Im „dicht bevölkerten Kaminische lief das Leben mit spontan entstehenden Sujets und von keinem Szenaristen abhängiger Elektronik. [...] Es war gar nicht nötig, mich vor einen Bildschirm zu stellen und auf Tasten zu drücken, um die Helden einer 'action' mit schwer voraussehbarem Ende anzuschauen.“ Das sind der Urgroßvater, der es geschafft hat, das Türkenerbe an sich zu reißen und zum ersten bulgarischen Großgrundbesitzer des Ortes zu werden; der Vater mit seiner Neigung zur „Freischärlerei“, die ihn nach der kommunistischen Machtergreifung in die Isolation treibt; der Steuereintreiber Vasil Mitschkov – elementar in seiner Raffgier und snobistischen Angeberei, aber auch tragisch in seinem sang- und klanglosen Untergang, von den revolutionären Bauern niedergemetzelt. Dazu kommen die individuellen und kollektiven Helden des Widerstands – gegen die Tradition, gegen die faschistische Ideologie, gegen die ruchlosen Kollektivierungsmaßnahmen auf dem Lande im sich durchsetzenden Realsozialismus.

Leitmotivisch geistern manche Gestalten (des aggressiven Angebers Betschka, des ideologieanfälligen Dümmlings Radojko u.a.m.) durch die Erzählung. Ihre angedeuteten Lebensläufe verraten historische Paradigmenwechsel auch über die Grenzen der dargestellten 1950-er und 60-er Jahre hinaus. Über die typischen Gestalten des Ortes werden auch Schlüsselaktivitäten dargestellt, die das Bild der Gesellschaft verändern.

Mit fortschreitender Handlung entfallen die mildern- den Umstände der kindlichen (und dadurch kindischen) Erzählperspektive, der Gymnasiast und Student kann sich nicht mehr hinter der ahnungslosen Maske des politisch und ideologisch Unversehrten verstecken und muss Farbe bekennen. Eines der großen Themen ist die so genannte kooperative Bewegung in Bulgarien – eine traditionsreiche Initiative der Bauernpartei aus den 20-er Jahren, die nach dem Zweiten Weltkrieg mit kommunistischem Elan aufgegriffen wurde, um dann statt der geforderten Vergesellschaftung in bloßer Verstaatlichung zu versanden. Das Begräbnis von Georgi Dimitroff, die Durchführung der ersten Wahlen im mittlerweile zur Volksrepublik ausgerufenen Land, die Bemühungen um die Modernisierung der Lebensweise bei fast hoffnungslos schlechter materieller Basis, die ökonomischen Paradoxe der Planwirtschaft werden fast leidenschaftslos, mit einem Zug zur Melancholie über die verschwendeten Mühen und die dem (angeblichen) Fortschritt aufgeopferten Menschen erzählt. Brechts „Leben des Galilei“ als Lernstoff auf der Schule gibt dem jungen Mann Anlass zu bedenken, „wie wichtig es manchmal ist, dass einer aufsteht und *nein* sagt“. Aber zum großen Nein-Sagen kommt es in diesem Roman kaum. Und zum großen Ja-Sagen auch nicht. Wie viel Standhaftigkeit kann man dem Lauf der Dinge entgegensetzen? Die Moral der Gesellschaft ist eine Funktion der ethischen Verfassung von deren Mit-

gliedern. Über die „Niederlage“ des Realsozialismus hinaus kann die Romanhandlung keine konkrete Perspektive aufzeigen, dafür aber die philosophische Fragestellung: „Ob die graue Materie wirklich nie über die Natur siegen wird, weil sie auf irgendeine Weise Teil von ihr ist? Ob der lange Weg des Gedankens zur Tat, der bei den alten Manichäern begann, durch die Träume von Thomas Morus, Campanella und Fourier, wie auch durch die Revolutionen fortgesetzt wurde und mit den stalinistischen Lagern endete, nicht einfach die grandiose, letzte Niederlage des menschlichen Verstandes ist, nach der es keine Hoffnung mehr gibt?“ (S. 315)

Dies scheint mir die besondere Art zu sein, in der Konstantin Iliev über seine und die Vergangenheit von seinesgleichen berichtet. Schon mit seinen frühen Dramen zeigt er die für damalige Verhältnisse sehr anrühige Neigung, die offiziös indoktrinierte Zeit des 'heldenhaften Widerstands des bulgarischen Volkes gegen den Kapitalismus und Faschismus' unterkühlt, ins glitzernde Licht der Ironie getaucht, darzustellen. Ein Paradebeispiel satirischer Hinterfragung der ideologischen Doktrin des sozialistischen Realismus ist etwa „Musik aus Schatrovetz“ (1971), wo eine Episode aus dem antifaschistischen Kampf im Vaudeville-Format verfremdet und entlarvt wird. Ähnlich verhält es sich auch mit den großen Ansprüchen der sozialistischen Partei- und Staatsführung, Humanität und Volksverbundenheit in höchstem Grade zu vertreten. „Im Oktober ohne dich“ (1968) zeigt eine korrumpierte, doch parteipolitisch unschlagbare Oligarchie, die für ihre hoch angesetzten kriminellen Machenschaften erpressbare junge Menschen missbraucht. Die Lösung des zentralen Konflikts in diesem Drama – die ins existentielle Aus getriebene Studentin verübt ein Selbstmordattentat am Parteibonzen – mag me-

lodramatisch erscheinen. Auch hier wird ein traditionsreiches Genre, mit dem die europäische Aufklärung seinerzeit gegen die feudale Aristokratie ins Feld gezogen war, verwendet, um historische Analogien zwischen Parteiführung im Realsozialismus und althergebrachter Doppelmoral der Herrscher nahezulegen.

.....
.....
.....

Veliko Tarnovo,
im Juli 2013

Nikolina Burneva

Dieses Buch hat autobiographischen Charakter. Aus verständlichen Gründen sind fast alle Namen verändert, ebenso die Beschreibung einiger zweitrangiger Sachverhalte. Die Memoirenliteratur ist nach den Worten von Joseph Brodsky die letzte Festung des Realismus. Dass der ehrenwerte Mann diesen literarischen Begriff nicht eben mit besonderer Sympathie erwähnt, konnte mich jedoch nicht dazu veranlassen, mit überflüssigen Stilübungen zu experimentieren. Ich verstehe realistisches Schreiben einzig und allein als das Bestreben, die Wahrheit zu schreiben. Pontius Pilatus wiederum hatte den verhafteten Jesus gefragt *was ist Wahrheit* und aus dem Mund des Gottessohnes war keine Antwort gekommen. Daraus, dass keiner in der Lage ist, den Begriff überzeugend in Worten zu fassen, folgt jedoch nicht, dass niemand eine Vorstellung davon hat, was er bedeutet.

DER AUTOR

1.

Trianguläre Zeichen. Das sind hohe Holzpyramiden auf den Anhöhen. Topographen oder Landvermesser stellen sie auf, um daran aus der Ferne den Abstand mit den Geräten ausrechnen zu können, und wenn sie ihre Arbeit erledigt haben, gehen sie wieder, doch die pyramidenförmig gekreuzten Dachsparren bleiben und altern, bleichen aus und verfaulen auf den Bergen.

Einige Kilometer südöstlich von der Stadt Lovetsch liegt ein felsiger Hügel, genannt Hissar. Dort ist so ein trianguläres Zeichen aufgestellt. Wenn man eine gerade Linie über die Anhöhe zieht, sodass sie die Straße von Lovetsch nach Trojan und die Straße von Lovetsch nach Veliko Tarnovo verbindet, erhält man ein gleichschenkliges Dreieck. An der Spitze des Dreiecks würde die Stadt Lovetsch liegen, und jede Seite wäre fünf Kilometer lang. Diese flächenmäßig nicht besonders große geometrische Figur schließt unter anderem ein: 1. Ein Stück des Ossam-Flusses, von der fragwürdig rentablen chemischen Industrie in Trojan ganz tintenblau gefärbt. 2. Noch drei weitere Erhebungen mit Felsen und Bäumen, hauptsächlich Buchenwäldchen und niedriges Gestrüch mit dem klangvollen und fantasieanregenden Namen „Perückenstrauch“. 3. Ein Abschnitt der Eisenbahnlinie Lovetsch – Trojan, innerhalb von zwei Jahren von sozialistischen Jugendbrigaden gebaut, und der Bahnhof bei dem Dorf Kazatschevo, wo im Jahr 1948 bei der Eröffnung der Linie der erste Zug hielt und Vasil Kolarov und der noch nicht von diesem erhängte Trajtscho Kostov² sich an einem Fenster zeigten, um der singenden und skandierenden Men-

² Vasil Kolarov (1877–1950), stalintreuer Führer der Bulgarischen Kommunistischen Partei und der Komintern, ab 1949 bulgarischer Ministerpräsident.

Trajtscho Kostov (1897–1949) wurde als Kolarovs stalinkritischer Konkurrent 1949 nach einem Schauprozess erhängt.

ge zuzuwinken. 4. Das Denkmal mit dem Sowjetstern in den Pflaumenwiesen, wo im Mai 1943 der Partisane Christo Karpatshev ermordet wurde. 5. Ein eisernes Kreuz im Gedenken an die mit Stöcken erschlagenen Lagerinsassen, im Jahr 1989 von den Lovetscher Bürgern auf dem Felsen errichtet, an dem von 1959 bis 1962 der Steinbruch und die Baracken lagen, die von denselben Bürgern „Hooliganlager“ genannt wurden. 6. Die Ruinen des Falkenklosters. 7. Die Todesstätte des Kreisvorstehers Tichtschev, dem der Anarchist Tinko Simov im Jahr 1925 mit dem Messer den Bauch aufgeschlitzt hat. 8. Die Todesstätte des Ringers Stefan Kruschata, nach dessen Erschießung im Jahr 1992 die Gangsterkriege im sich demokratisierenden Bulgarien angingen. 9. Der Klosterbrunnen. 10. Die Wärterbrücke, auf der es am 26. Dezember 1872 zu der fatalen Begegnung zwischen dem türkischen Polizisten Hasan Ali Tschausch und dem Apostel der bulgarischen Freiheit, Vasil Levski, kam, der zum Rasthaus von Karkina unterwegs war. 11. Ein Kiefernwald hundert Meter von der Wärterbrücke entfernt, in der Form von einer römischen Ziffer und Buchstaben gepflanzt: X. Parteitag. 12. Überreste einer römischen Straße. 13. Die Gegend „Blutige Steine“, wo zur Zeit des russisch-türkischen Kriegs die panisch fliehende Bevölkerung von Lovetsch abgeschlachtet wurde. 14. Ein aufgegrabener Grabhügel. 15. Steine von der Ruine des Gutes des Türken Sali Bey. 16. Eine Kalkbrennerei. 17. Ein streng geheimes Militärobjekt. 18. Zwei alte Wassermühlen. 19. Ein Weinberg mit einem Kirschbaum, an den Ende der dreißiger Jahre eine Wiege mit irgend so einem Konstantin Iliev drin gebunden war.

2.

Wenn die Basis des betreffenden Dreiecks durch das trianguläre Zeichen geht, bleibt die Hälfte des felsigen Hügels, auf dem das Zeichen steht, innerhalb des Dreiecks, ebenso

die Ruine der Festung, die dem Hügel seinen Namen – His-sar – gegeben hat.

„Ruine einer Festung“ klingt wirklich sehr eindrucksvoll, dabei sind nur die Fundamente einer Steinmauer geblieben, kaum sichtbar unter dichtem Gras und Dornengestrüpp. Um sie völlig und restlos zu zerstören, ist übermäßig großer Aufwand notwendig. Man müsste mit Steinhebeln graben, aber bis hier oben kann nicht mal ein Pferde- oder Ochsenwagen hingelangen, weil schon lange kein Weg mehr auf den mit Perückenstrauch und Buchengehölz bewachsenen Felsen existiert. Deshalb geben diese letzten und schwersten Steine, Zeugen der Lebensweise der römischen oder altbulgarischen Würdenträger, seit wer weiß wie vielen Jahrhunderten schon den Schlangen und Eidechsen ohne Sprache und Familie Unterschlupf, anstatt in den Fundamenten irgendeiner Mauer, eines Hauses oder Schweinestalls im Dorf zu liegen. Ein wundersames, dunkelgrünes Gewächs mit zarten, spitzen Blättchen wächst hier, nirgendwo in der Umgebung kommt es vor, vielleicht ist es einmal aus fernen Ländern in diese vornehme Herberge gekommen. Und viele Löcher sind an den Steinen. Enge und tiefe, sie dienen Füchsen und Dachsen als Unterschlupf, und andere, sehr viel flacher, breiter, hässlich und unförmig. Sie sind von Schatzsuchern ausgegraben worden. Auch jetzt kommen sie wohl noch ab und zu, um heimlich zu graben.

3.

Was die Schatzsucher bis heute ausgegraben haben, weiß ich nicht, aber einmal habe ich auch eine goldene Münze gesehen. Das war in dem Weinberg mit dem Kirschbaum, von dem bereits die Rede war. Ich war wohl nicht mehr in dem Alter, in dem man in der Wiege liegt, aber auch nicht in einem, in dem man arbeitet, und während meine Mutter und meine Tante den Wein hackten, blitzte eine Goldmünze un-

ter ihren Hacken auf. Sie staunten nicht darüber und hielten auch nicht mit ihrer Arbeit inne, als hätten sie eine Kartoffel aufgegraben. Was gab es da auch zu bestaunen: Nicht nur Münzen, sondern auch verrostete Spitzen, wahrscheinlich von Pfeilen, Stücke von antiken Gefäßen und Werkzeugen waren hier seit langer Zeit zu finden. Die Geschichte hatte reichlich und überreichlich gesät, lange bevor die Kartoffel aus Amerika kam.

Die Goldmünze war offensichtlich vom Gut des Türken Sali Bey. Sein Haus hatte in der Nähe unseres Weinbergs gelegen, zwei-dreihundert Meter vom Hissar entfernt. Aber ich habe auch alle möglichen anderen Münzen gesehen, die auf der Gemarkung meines Heimatdorfes Kaminische gefunden wurden. Mit griechischen oder römischen Profilen, mit Figuren in Togen, mit majestätisch erhobenen Händen, runde und nicht ganz gleichmäßig runde, kleine und große. Wenn ein leidenschaftlicher Numismatiker all das sehen könnte, würde er sicher den Verstand verlieren und losstürzen, um sie von den Ohren der Mädchen, Bräute und alten Frauen zu reißen, weil sie dort hingen, ebenso an ihren Halsen und Handgelenken. Und um die gestrickten Mützen der Babys, wer weiß warum, auf einen roten Faden aufgefädelt, wahrscheinlich gegen den bösen Blick.

4.

Im Winter des Jahres 1952, im Alter von 15 Jahren, ging ich mit einem großen schweren Pappkoffer in der Hand am Hissar vorbei auf dem Weg in mein Dorf. Die Entfernung zwischen Lovetsch und Paulikaner Kaminische ist neun Kilometer auf dem direkten Weg über Felsen, steile Abhänge und Hügel über den unwirtlichen Flecken Ochenschlag. Es gibt auch einen längeren über die Tarnovoer Straße, über den schleppte sich einmal am Tag ein Bus, aber ich hatte keine Geduld, auf diesen Bus zu warten. Es waren die ersten

Winterferien von der deutschen Sprachschule nach fast vier Monaten beinahe militärischer Ordnung hinter den hohen Steinmauern des Pensionats. Wir marschierten in der Reihe zum Essen, in der Reihe ins Kino, in der Reihe gingen wir baden, neunzehn Personen in einem Schlafzimmer und auf einmal – ganz allein unter dem verschneiten Himmel auf dem vereinsamten Weg an den Felsen vorbei. Die Schneeflocken, vielleicht auch etwas durcheinander vor Freude über die Winterferien, bewegten sich anstatt vom Himmel zur Erde, von der Erde zum Himmel. Ich rannte fast, rutschte aus, fiel, stand auf, ohne den schweren Koffer aus der Hand zu lassen und sang aus voller Kehle *Spaniens Himmel* den Marsch des deutschen antifaschistischen Bataillons aus der Zeit des Spanischen Bürgerkrieges. Am Ende des Liedes angelangt, fing ich es von neuem an.

Als ich zum einunddreißigsten Mal die letzte Strophe sang, gelangte ich zum Klosterbrunnen, stellte den Pappkoffer auf seine Steinmauer und setzte mich auf ihn. Weit hinter mir lagen die Blutigen Steine, vor mir erhob sich der Hissar. Von unten war das trianguläre Zeichen oben auf seiner Spitze nicht zu sehen, und etwa drei bis vier Kilometer östlich hinter dem langen weißen Kalksteinfelsen ahnte ich den Rauch der warmen Herde von Paulikaner Kaminische.

Dann erschien die Frau. Sie ritt auf einem Esel, ihre Beine hingen auf der einen Seite seines Bauchs und beim Reiten spann sie mit ihrer Spindel. Es war eine junge Frau, ganz in schwarz gekleidet, ein schwarzes Band war auf ihrer Stirn über die Augen gespannt, der Rocken auf ihrer Spindel war aus weißer Wolle. Der Esel kam auf mich zu, blieb am gefüllten Trog stehen und begann zu trinken. Die Frau schaute mich an, sagte „guten Tag“ und spann weiter.

So standen wir unter den Schneeflocken des stillen Januartages, sie mit der Spindel, ich mit dem Pappkoffer, während der Esel langsam seinen Durst stillte. Die Wasserstrahlen aus den zwei Röhren waren so stark, dass sie ihre Schlünde

füllten. Sie kamen in rhythmischen Stößen heraus und spritzten weit aus dem Trog heraus. Und diese außerordentliche, aus der Erde sprudelnde Kraft schien ein Zeichen zu sein, dass wir uns an einem ungewöhnlichen Ort befanden – ein ehemaliger Klosterbesitz, an dem oft Frömmigkeit und Teufelei ihre Kräfte gemessen hatten.

Die Frau und der Esel gingen ihren von den Schneeflocken verschleierten Weg weiter. Ich setzte meinen schweren Koffer auf die Schulter und fing von neuem an, „Spaniens Himmel“ zu singen.

Oftmals bin ich an diesem Klosterbrunnen vorbeigegangen, doch so mächtige, pulsierende Wasserstrahlen habe ich nie wieder aus seinen Röhren kommen sehen. Aber ich selbst bin dort auch nicht mehr im Laufschrift vorbeigekommen, nicht mit einem zwölf Kilo schweren Koffer. Und nicht mit „Spaniens Himmel“.

5.

Möglicherweise war die Frau aus dem Dorf Kakrina. Dort stellen die Leute Wachs her und gehen in die benachbarten Dörfer, um es zu verkaufen. Normalerweise mit Eseln. Aber sie war so jung und schön, dass sie wohl kaum als Wachshändlerin von Dorf zu Dorf zog. Jedenfalls blieb mir diese Begegnung wie eine mythisch-biblische Vision im Bewusstsein. Vielleicht weil die Frau in schwarz gekleidet war und auf so einem Langohr ritt, wie es auf den Weihnachtskarten das eingeschlafene Christuskind auf dem Rücken trägt und dabei vom alten Josef geführt wird. Und weil all das an dem Ort geschah, wo einmal das Falkenloster gestanden hatte.

Es wurde laut einem Lokalhistoriker von gottesfürchtigen bulgarischen Zaren erbaut und später von den Türken zerstört. Im Jahr 1554 soll ein gewisser Peter Gramatik hier zwei Abschriften eines Evangeliars und im Jahr 1555 noch eine weitere angefertigt haben. Eine Steintür sei in der Ruine

unversehrt geblieben. Auf ihr steht: „Kloster Heilige Gottesmutter – Falke“. Der Historiker erwähnt auch eine Legende: Als das Kloster zerstört wurde, erhob sich die wundertätige Ikone der heiligen Gottesmutter wie ein Falke daraus empor und landete auf einem Walnussbaum an dem Gebirgsfluss Schwarzer Ossam. In der Nähe dieser Stelle befindet sich heute das Kloster von Trojan.

Hier gibt es einen Widerspruch. Es ist logisch anzunehmen, dass das Kloster seinen Namen wegen des betreffenden Falken, der aus der Ruine aufgestiegen sei, bekommen hat. Aber wer würde denn diesen Namen in die Tür meißeln, die die Zerstörung überstanden hat? Wahrscheinlicher ist es jedoch, dass der Falke einmal aufgefliegen ist, das Kloster aber, nachdem es seinen Namen bekommen hatte, mehrmals aufgebaut und zerstört wurde.

Unerklärlich ist etwas anderes. Warum lebten hier Paulikaner?

Kaminische ist ein paulikanisches Dorf. Es wurde auch Paulikan Kaminische genannt oder Keretschli Kaminische. „Keretschli“ kommt von dem türkischen Wort „kireç“, was Kalk bedeutet. Am Ende des langen weißen Felsens sind Kalkgruben. Aber bevor die alten Dorfbewohner ihre Häuser hinter den Felsen bauten, wohnten sie fünf Kilometer von Lovetsch entfernt, am Fuß des Hissar. Dort, wo die Ruine des Falkenklosters steht. Ihr Dorf hieß damals nicht Kaminische, sondern Kalugeriza. Der Name Kalugeriza ist hier schon lange vergessen, taucht aber in älteren Schriften auf, zum Beispiel in den Berichten der katholischen Missionare, die diese in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nach Rom gesendet haben. Sie sind in der Zagreber Ausgabe *Acta bulgariae ecclesiastica* gesammelt und darin heißt das Dorf Paulikaner Kalugeriza.

Im Jahr 1905 kam Professor Ljubomir Miletitsch auf der Suche nach den Spuren des Paulikaner Dialekts nach Kaminische und hörte von den alten Leuten, dass das frühere

Dorf am Falkenkloster gelegen hätte. Er stellte auch die Namen der paulikanischen Familien fest, die an einen fünf Kilometer weiter südöstlich vom Klosterbrunnen gelegenen Ort gezogen waren, um am Fuße des langen weißen Felsens das heutige Dorf zu gründen. Die Familien Telkija, Vardzhija, Rudjo (meine Wurzeln mütterlicherseits liegen in der Familie der Vardzhijas). Professor Miletitsch täuschte sich jedoch mit der Schlussfolgerung, dass das heutige Kaminische das frühere paulikanische Dorf Telezhani ist, das ebenfalls in den Berichten der Missionare erwähnt wird. Später wies der Historiker Michail Hadzhinedeltshev auf den Fehler hin. Er fand heraus, dass Telezhani nicht südlich, sondern nördlich von Lovetsch gelegen hatte, was übrigens auch die Missionare behaupteten, aber er ist trotzdem nicht zu dem Schluss gekommen, dass die Bewohner von Paulikaner Kaminische Nachfahren des Ende des siebzehnten Jahrhunderts aus unbekanntem Gründen verschwundenen Dorfes Paulikaner Kalugeriza sind. Er hätte nur die schriftlichen Angaben gegenüberstellen und den vielfach wiederholten Aussagen der Missionare vertrauen müssen, dass Kalugeriza villa sich eine Stunde Weg südöstlich von Lovetsch am Fuße des Hemus, also des Balkan, befindet. (Intus montem Hemum, wie es in einem Brief aus dem Jahr 1659 heißt.) Professor Miletitsch hat zwar die Namen der Familien festgestellt, die das alte Dorf verlassen hatten, aber er erklärt nirgendwo die vorhergehende seltsame Koexistenz von einem orthodoxen Kloster und häretischen Paulikanern, von der niemand weiß, wie lange sie gewährt hat. Denn wenn man überhaupt etwas mit Sicherheit über diese alte Häresie auf bulgarischem Boden weiß, dann, dass ihre Anhänger Kreuz und Ikonen so gemieden haben wie der Teufel das Weihwasser. Doch nirgendwo kann es mehr Kreuze und Ikonen geben als in einem Kloster. Allein der Name Paulikaner Kalugeriza enthält einen Widerspruch in sich. Weil die Paulikaner alle Amtsdienere Gottes ge-

hasst haben, wird es kaum möglich gewesen sein, dass sie konfliktlos mit deren untersten Schicht, den Mönchen, *kalugeri*, zusammengelebt haben.

6.

Welch ein Beispiel für Aufstieg, Größe, Fall, Sinnentleerung und Elend ist die paulikanische Häresie. Von Konstantin aus (auch Silvanus genannt), ihren ersten Prediger im fernen christlichen Armenien, macht sich die Häresie zwei Jahrhunderte nach Attila und ein Jahrhundert vor Karl dem Großen nach Osten auf, in Richtung der Hauptstadt von Byzanz und in die ganze damalige Welt, breitet sich über die Küsten von Kleinasien aus, zieht weiter nach Europa, flammt auf und erlischt in der Ebene rund um das alte Plovdiv. Sie überwindet den Balkan, um in einem lausigen, bulgarischen Dorf wieder aufzuglimmen – selbst dann noch, als der Urgroßvater von Karl Marx sich noch in die Windeln gemacht haben muss.

Ich habe meine Oma Dimitra gefragt.

„Hast du etwas gehört, dass die Leute in unserem Dorf anders als die anderen, nicht so wie heute waren?“

„Wie sollte ich nicht davon gehört haben. Die Brombeerbraken! Ganz große Leute. Doppelt so groß wie jetzt. Wenn so einer im Brombeergestrüpp stolpert, fällt er und ist auf der Stelle tot. Weil er ein langer Kerl ist. Er fällt aus großer Höhe.“

„Waren alle so groß oder nur bestimmte Familien aus dem Dorf?“

„Alle. Brombeerbraken. Stolpert im Brombeergestrüpp und stirbt.“

Und basta. Jetzt versuche einer zu verstehen, wer diese Brombeerbraken waren. Nicht nur Oma Dimitra, sondern alle älteren Leute aus dem Dorf haben von ihnen gehört. Aber nichts, außer dass sie groß waren. Ob das nicht eine verschwommene Erinnerung an die alten Thraker von vor

eineinhalbtausend Jahren ist? Oder an die Slawen? Vielleicht sind die Protobulgaren, die auf kleinen Pferden aus der asiatischen Steppe kamen, klein gewesen und die hiesigen Bewohner sind ihnen riesig vorgekommen? Wer weiß?

Professor Miletitsch, ein erfahrener Forscher, schaffte es jedoch 1905, von den alten Bewohnern von Kaminische etwas anderes herauszubekommen. Er sprach mit einer alten Frau namens Stojna. (Meine Oma Dimitra war damals ein junges Mädchen.) Auf seine Frage nach der paulikanischen Vergangenheit des Dorfes gab diese Oma Stojna eine kategorisch verneinende Antwort. Und fügte in einem spezifischen, schwer verständlichen Dialekt hinzu:

„Die Paulikaner sollen Tausendfüßer und Eidechsen gegessen haben, wir sind nicht so wie sie, wir sind saubere Menschen!“

Oma Stojna aus dem Jahr 1905 verneinte und ärgerte sich wohl, aber Professor Miletitsch erschauderte vor Freude. Weil das Mütterchen, wie die anderen Dorfbewohner auch, in einer ganz eigenartigen Sprache redete, in der der erfahrene Wissenschaftler sofort alle ihm bis dahin bekannten Elemente des Dialekts der alten Paulikaner fand, die er bis dahin anhand von dialektalen Bruchstücken, verstreut über umgesiedelte, vermischte, islamisierte und katholisierete Dörfer, geduldig gesammelt und untersucht hatte. Er hatte wohl nie gehofft, einen so kompakten Brocken authentisches Sprachmaterial zu finden. Wie viel mehr hätte er sich gefreut, wenn er gewusst hätte, dass er nicht in das völlig unbekannte Telezhani geraten war, sondern in das seinerzeit unter den Gesandten der Heiligen Kongregation wegen seiner unglaublichen Hartnäckigkeit bekannte Kalugeriza, die letzte Zuflucht der von ihnen verfolgten Häresie. Es hätte nur einer aus Lovetsch vor dem Professor erwähnen müssen, dass es im Norden der Stadt einen Ort gibt, der Telezhaner Weinberge hieß. Aber das hat niemand getan.

Was die Eidechsen und Tausendfüßler betrifft, handelt es sich vermutlich um eine verschwommene und unklare Erinnerung an die Küche besagter Missionare, italienischer oder auch slawischer Herkunft, die sich bei ihrem Studium in Rom neben Italienisch und Latein offenbar auch die Angewohnheit angeeignet haben, Frösche, Schlangen und Schildkröten zu essen, was in unseren Breiten absolut undenkbar ist. Aber wer weiß. Sämtliche Gegner der Paulikaner nannten sie bereits vor der Gründung des bulgarischen Staates im siebten Jahrhundert „schmutzig, scheußlich und verdammt“. An ihren Flüchen mag auch etwas Wahres sein.

Zwanzig oder dreißig Jahre nach dem Auftauchen der paulikanischen Häresie schickte Imperator Justinian einen Heerführer namens Simeon nach Armenien, um damit aufzuräumen. Da sitzt nun dieser Simeon auf seinem Pferd und wartet darauf, dass ein von Soldaten umstellter Paulikanerhaufen den gefesselten Konstantin Silvanus steinigt. Steinigten die Paulikaner ihren Lehrer nicht, würden die Soldaten sie sofort mit all den spitzen Eisen, die sie in Händen halten, aufspießen. Es flog jedoch nicht ein einziger Stein auf den gefesselten Mann. Simeon war offenbar eine emotionale Natur. Zu seinem Unglück. Die selbstmörderische Hartnäckigkeit der Ketzer beeindruckte ihn so stark, dass er die Exekution abbrach, sich eingehend mit der teuflischen Lehre beschäftigte und sehr bald selbst Paulikaner wurde. Wofür ihn der nächste vom Imperator gesandte Exekutor ohne viel Federlesens auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Von da an folgen, wo immer der Name „Paulikaner“ in alten und neuen Schriften erwähnt wird, immer auch die Worte „verbrennen, kreuzigen und schlachten“. Als die Häresie nach Westen bis an die kleinasiatischen Küsten kam, kam auch das salzige Meereswasser zu Feuer, Kreuz und Schwert hinzu. Zur Zeit der Imperatorin Theodora wurde mit Hunderttausenden durch eine Sonderkommission kurzer Prozess gemacht, die meisten von ihnen wurden im Meer ertränkt.

Diese Exekution hatte wirklich ungewöhnliche Ausmaße. Sie wurde nach der Restauration der alten Ordnung vollzogen, aber zuvor war sie einige Jahrzehnte unterbrochen worden, welche Zeit die Byzantiner die „Periode des Bilderstreits“ genannt haben. In diesen Jahrzehnten schluckten die Reformatoren von oben und die Andersdenkenden von unten ihre gegenseitige Antipathie herunter und reichten sich die Hand, um der ihnen gleichermaßen unsympathischen Geistlichkeit Ärger zu bereiten. Von einem dieser Reformatoren, Nikephoros I. Genikos, berichten die Chronisten, dass er ein großer Freund der Paulikaner war. Er erlaubte ihnen, in der Hauptstadt zu wohnen und gewährte ihnen uneingeschränkte Rechte, sodass „viele eher leichtgläubige Menschen von ihrer Lehre angesteckt wurden“, so der Historiker Theophanes. Das war übrigens derselbe Nikephoros, der im Süden verhängnisvolle Kriege gegen den Kalifen Harun al-Rashid, den wir aus dem Märchen kennen, geführt hat, und im Norden gegen den schrecklichen bulgarischen Khan Krum, und dessen Schädel nach der großen Niederlage im Balkengebirge mit Gold beschlagen und in einen schweren Pokal verwandelt wurde, um nun anstatt mit ikonoklastischen Ideen mit Rotwein für die Tafel des Siegers gefüllt zu werden.

Nach der Imperatorin Theodora gab es keine aristokratischen Bilderstürmer mehr, aber die Paulikaner wurden immer mehr. Die Häretiker hatten bereits befestigte Städte und ihre Hauptstadt mit dem Namen Thephrika. (Wenn Paulikaner Kaminische nicht in Kürze von der Karte verschwindet und jemand dort eine schöne Kneipe aufmacht, werde ich ihm vorschlagen, sie Thephrika zu nennen, und ehe man sich versieht, lassen sich sogar die Zecher auf ein etymologisches Thema ein.) Obwohl sie das Alte Testament nicht anerkannten, ließen sich die Paulikaner offenbar von der Regel „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ leiten. Im Gegensatz

zu den zahmeren Bogomilen, den späteren Erben der Hauptdogmen dieser Häresie in bulgarischen Landen, werden sie überall als kriegerische Sekte erwähnt. Wer es schaffte, sie in sein Heer einzureihen, anfangs waren es die Araber und später die Byzantiner selbst, der hatte starke Kämpfer auf seiner Seite. Zum Teil auch wegen dieser ihrer Eigenschaft, hoben Imperator Konstantin Kopronymos um das Jahr 750 und später – um 970 herum – Johannes Tzimiskes sehr viele Paulikaner aus den syrisch-armenischen Gebieten aus und internierten sie auf der Südseite des Balkan in der thrakischen Ebene. Hier mussten sie sich, ob sie wollten oder nicht, mit großen, stattlichen, ständig von Norden her vordrängenden Burschen prügeln, die sich überhaupt nicht dafür interessierten, wie die, die ihnen in die Quere kamen, das Evangelium auslegten. So verschluckte die thrakische Ebene mit Hilfe der Speere und Äxte der Slawen und Bulgaren und später auch der Kumanen, Petschenegen und von wem nicht noch alles die Umgesiedelten und ihre Nachkommen, aber ihre Lehre konnte sie nicht verschlucken. Inzwischen hatte der bulgarische Herrscher Boris im Jahr 895 sein heidnisches Volk mehr oder weniger mit Gewalt unter die heilige Kuppel der Christenheit gezwängt, doch der Boden um Plovdiv wurde mal von byzantinischen, mal von bulgarischen Pflügen und Hufen gewendet und festgetreten, sodass die Häresie auch unter den Neugetauften keimte.

Wenn man die Geschichtsbücher durchblättert, bauen sich die Linien der römischen Zahlen, mit denen die Jahrhunderte angegeben werden, mal eine neben der anderen auf, mal überkreuzen sie sich oder stoßen in einem Winkel aufeinander, und die Paulikaner tauchen weiterhin auf den Seiten auf, am häufigsten dort, wo ein Krieg, eine Revolte oder ein Aufstand erwähnt wird. Sie sind unsichere und trotzdem geschätzte Söldner eines jeden Herrschers in Konstantinopel, immer potentielle Verbündete seiner Feinde.

Aufs Geratewohl schlage ich den zweiten der beiden Bände byzantinischer Geschichte auf meinem Tisch auf. Dort, wo eines der vielen zwischen die Seiten gesteckten Zettelchen liegt: Truppen paulikanischer Thraker, angeführt von eigenen Offizieren, rücken als geschlossenes Heer mit siebentausend Mann gegen die Normannen von Robert Guiskard nach Dratsch vor. Aus unbekanntem Gründen weigern sie sich, in einem bestimmten Augenblick zu kämpfen. Imperator Alexius Comninus versucht, seine eigensinnigen Söldner zu bestrafen. Allgemeiner Aufstand der thrakischen Paulikaner im Verbund mit den Petschenegen. Die große Strafarmee unter dem Kommando des Georgiers Grigorij Bakuniani (derselbe, der das Batschkovo-Kloster gegründet hat) wird zerschlagen. Der Imperator schickt eine zweite, wahrscheinlich noch stärkere. Die Petschenegen fliehen über die Balkanpässe in den Norden und lassen die Paulikaner allein. Schluss. Punkt. Neuer Absatz mit einem neuen Thema. Wie die Schlacht zwischen den Aufständischen und der Strafarmee ausgeht, wird nicht klar. Es gibt dazu keine Angaben in den historischen Quellen.

Die Namen der Anführer der Plovdiver Paulikaner um 1115, als die gewaltsame Christianisierung der heidnischen Bevölkerung beginnt, klingen nicht bulgarisch: Pholos, Kuleon, Kusin. Wie aber war die Situation in den kleinen Dörfern? Welche ethnischen Elemente enthielt dieses auf der blutigen thrakischen Kreuzung von Stämmen, Glaubenslehren, Sprachen, Aufgeklärtheit und Unwissen angerührte Amalgam, das man bulgarisches Paulikanertum nennt?

7.

Die Musik spielt auf dem Dorfplatz. Von der Mauer links vom Gebäude der Gemeindeverwaltung schaue ich dem Reigentanz zu. Bei mir sind noch andere Kinder. Sie klettern herauf, wieder herunter, schlagen Ostereier und kom-

men wieder nach oben. Ich passe auf, dass mich niemand schubst, denn sonst lande ich auf den Köpfen der Frauen und Mütterchen, die von der Seite zuschauen und sich Tratsch in die Ohren brüllen, schließlich müssen sie die Musik übertönen.

Der Reigen wird von Canko Simitschijski angeführt. Sein Gesicht unter einer verschwitzten Stirnlocke ist rot und darüber läuft Wasser wie bei einer frisch angeschnittenen Wassermelone. Das Gesicht hat blaue Augen, schmale Lippen und eine einwandfrei geformte Nase. Wäre Canko ein Filmschauspieler und nicht halbanalphabetischer Zimmermann, würde man ihn sicher königlich kleiden und ihm eine Krone auf den Kopf setzen. Ganz in seiner Nähe ist Kotscho Kovatschev. Jung, aber braun-schwarz und runzelig wie ein alter Büffelkuchen. Zwischen den beiden tanzt Stanka Kolibarska. Alle schauen auf die Drei, weil sie wissen, dass sich Canko und Kotscho wie bei jedem Reigentanz auch heute um Stanka schlagen werden. Sie ist dünn und hochaufgeschossen, als ob zwei Schlepper sie in entgegengesetzte Richtungen gezogen hätten, der eine am Hals und der andere an den Fußgelenken. Die Haut in ihrem Gesicht ist dunkel, die Augen länglich, die Nase auch lang und etwas krumm. Großvater Pantscho Mokov steht bei den Musikanten. Seine Backenknochen stehen hervor, die Augen sind klein und ebenfalls länglich, das ganze Gesicht ist irgendwie keilförmig. Niemand kann mir weismachen, dass er für das Porträt des kasachischen Dichters Dzambul Dzambajev in meinem Lesebuch nicht Modell gestanden hat.

Wie hat das alles zusammengefunden? Wer ist über den Bosphorus, wer über die Donau gekommen? Wer hat sich mit wem verschwägert, wer wen umgebracht? Wer hat sich in wen verliebt, wer wen entführt und vergewaltigt?

8.

Als die Türken ihren Vormarsch von Süden vorantreiben, kentert das von Neid, Gier und Hass zerfressene bulgarische Staatsschiff schnell und sinkt auf Grund. Da strömen Flüchtlinge entlang der Masten der Balkanberge nach Norden. Der kürzeste Weg der Paulikaner aus Plovdiv führt über den Pass von Trojan. Von dort fließt der Fluss Ossam nach Norden zur Donau. An seinen Ufern siedeln sich die vor dem Krummsäbel des Islams zurückweichenden Feinde der christlich-orthodoxen Kirche an. Aber die Türken kommen auch hierher. Damit beginnt ein langes Versinken in die Zeitlosigkeit. Und in die Sinnlosigkeit. Weil die Orthodoxie, der bisherige Gegenspieler der Paulikaner, nun nicht mehr mit der Staatsmacht verbündet war, sondern, streng genommen, in Opposition zu ihr stand. Vorher glanzvoll und stark, bemühte sie sich nun, keine Aufmerksamkeit zu erregen, vor allem nicht den Zorn des andersgläubigen Eroberers. Sie war kaum noch wahrzunehmen, in Hütten mit oben aufgesteckten Kreuzen, die neben den Ruinen der zerstörten bulgarischen Kirchen nicht weiter auffielen. Das ging so weiter, bis die Kirche sich von neuem erhob, doch ihre Altäre wurden von der sich schneller erholenden griechischen Geistlichkeit usurpiert. Da wurde der noch glimmende Hass zwischen Orthodoxen und Paulikanern von neuem entfacht, dieses Mal von den herrschenden Winden nationaler Feindschaft. Die Kräfte waren jedoch sehr ungleich verteilt. In den vergangenen Jahrhunderten der türkischen Herrschaft waren die bulgarischen Paulikaner infolge ihres kompromisslosen religiösen und nationalen Separatismus` vollkommen verwildert. Die bulgarische orthodoxe Bevölkerung hielt sie für exkommuniziert und verachtete sie so sehr, dass man ihnen nicht einmal Salz geben wollte. Die Mohammedaner spürten, dass das keine Christen waren wie die anderen, und wollten sie zum Islam bekehren. Die griechische Geistlichkeit versuchte sie zu unterwerfen und

erlegte ihnen mit Hilfe türkischer Polizisten Kirchensteuern auf. Umgeben von aggressiven Vertretern fremder Nationalitäten und feindlich gesinnten Stammesgenossen, zogen sich die Paulikaner zurück, schirmten sich ab, verteidigten und überlieferten ihren Glauben und ihre Rituale über die Jahrhunderte. Von den manichäischen Abstraktionen über die zwei Grundprinzipien Gut und Böse, Licht und Dunkel war in ihrem Bewusstsein schon seit langem nichts mehr vorhanden. Die Leute unter ihnen, die so einigermaßen des Lesens und Schreibens kundig waren, konnte man an einer Hand abzählen. An den Feiertagen las einer von ihnen etwas aus alten slawischen handgeschriebenen Büchern vor. Meistens wird es das Evangelium gewesen sein. Was er las, verstand er selbst wahrscheinlich nicht besonders, weil sich im Laufe der Jahrhunderte auch die Sprache verändert hat. Neue Bücher gab es nicht. Die Paulikaner erkannten nach wie vor das Kreuz und die Ikonen, Geistliche und Mönche nicht an, und statt in einer Kirche versammelten sie sich an den christlichen Festen in einem Haus, einer Scheune oder im Freien und aßen, tranken, sangen und tanzten dort bis zum Umfallen. Sie hatten einen eigenen Feiertag, genannt „Kuzulan“. Sicher hätten sie ihn auch bis in das Atomzeitalter weitergegeben, kapsuliert und konserviert durch ihr kriegerisches Sektierertum und den fanatischen Separatismus, wenn da nicht die scharfe Nase der Franziskanermönche gewesen wäre. Sie merkten irgendwann am Anfang des 17. Jahrhunderts, dass an den Ufern des Flusses Ossam auf der ganzen von Krummsäbeln, Kreuzen und Halbmonden aufgespießten Balkanhalbinsel noch etwas Lebendiges und nicht Unterworfenes kreuhte und fleuchte. Die Geschichte der Katholisierung der bulgarischen Paulikaner ist lang. Fast zwei Jahrhunderte nach ihrem Beginn berichtet der Missionar Mattei Baldini seinen Vorgesetzten in Rom: „Gott sei Dank gibt es hier das Laster LIEBEN nicht mehr, denn es wurden alle Mittel und

Wege seiner Entwicklung ausgeräumt. Jetzt sind die Mädchen ganz anders als früher.“ Was mag dieser Mattei Baldini mit dem „Laster Lieben“ gemeint haben? Wahrscheinlich die Neckereien zwischen den Mädchen und jungen Burschen an den Brunnen und bei den Spinnstubenabenden. Ob sie in den paulikanischen bulgarischen Dörfern freier waren als in den orthodoxen? Und womit haben die paulikanischen Mädchen das Anstandsgefühl des Franziskanermönchs verletzt? Nach den Berichten nach Rom führten die franziskanischen Missionare epische Kämpfe, um die Kleidung der bulgarischen Paulikanerinnen, die zum Katholizismus übergetreten waren, zu verändern. Derselbe erzürnte Baldini schreibt, dass die Paulikanerinnen im Sommer in Hemden herumgingen, und ihre Hemden wären am Hals geöffnet wie bei den Männern, und wenn sie sich zur Arbeit bückten, zeigten sie ihre ganzen Brüste. Von vorn wären sie mit einer Schürze (*prestilkia*) geschützt und von hinten mit noch einer, genannt *prestimale*, aus dünnem Material (*di materia leggera*), sodass sie, wenn es windete, aussahen, als hätten sie nichts an. Sie flatterten wie zwei Fahnen, schreibt Baldini. Viele Unannehmlichkeiten mussten die Missionare erleben, bis sie die neuen Katholikinnen endlich in lange, strenge ärmellose Kleider, *Sukmane*, eingepackt sahen. Sie waren so genäht, dass sie gleichermaßen den Wind und Männerhände abhielten. Die Reform war trotzdem sehr halbherzig wie überhaupt die ganze Katholisierung, weil selbst noch in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg einige alte Frauen in *Kaminishte* das trugen, was Baldini *prestimale* nennt. Der altertümliche *Fraurock* (im Fremdwörterbuch steht für das bulgarische Wort *peschtimal* die eindeutige, simple Erklärung „ein Stück Stoff zur Bedeckung der Geschlechtsorgane beim Baden“) über einem weißen Hemd, zusammen mit der bestickten Schürze und dem Gürtel mit metallenen Schnallen, verleiht selbst der Figur eines alten Mütterchens Leichtigkeit und Grazie und ist

ungleich viel schöner als ein langweiliger Sukman. Deshalb haben sie auch die Laienschauspielerinnen im Dorfgemeinschaftshaus in meiner Kindheit so gern aus den Truhen ihrer Mütter gezogen.

9.

Eine grüne Wiese, Oma Dimitra, zwei Kühe, ein blauer Schmetterling und ich. Die grüne Wiese ist oben auf dem Plateau, das an dem steilen, langen weißen Felsen endet. Die Kühe weiden dicht am Felsen. Wenn sie einige Schritte tun, fliegen sie an den Rabennestern vorbei nach unten. Sie sind klug genug, um diese Schritte nicht zu tun, aber für alle Fälle passt Oma Dimitra auf sie auf. Sie passt auch auf mich auf. Ich laufe hinter einem kleinen, blauen Schmetterling her.

Jedes Gras und jede Blüte riecht anders. Das ist sehr angenehm, für den Schmetterling bestimmt auch. Aber ich will ihn fangen. Um seine zarten Flügelchen zu zerdrücken. Ich hatte das Wort Grausamkeit noch nicht gehört, aber mir kommt der Gedanke, dass er sterben kann, wenn ich ihn fange. Und trotzdem jage ich ihn.

„Ein Habicht“, sagt Oma Dimitra und schaut zum Himmel.

Der Habicht kreist über unserem Haus. Unser Haus liegt in der Senke unter dem Felsen. Im Winter, wenn die Walnussbäume kein Laub haben, ist das Dach ganz zu sehen. Jetzt nur ein Teil der Steinplatten. Unsere Glucke und ihre Küken haben dieses Mal Glück. Der Raubvogel entdeckt sie nicht, fliegt einen Halbkreis über die Scheune der Nachbarn und zieht nach Westen Richtung Lovetsch ab. Lovetsch ist eine ferne, fremde und gefährliche Stadt. Der Vogel weiß das sicher, weil er plötzlich scharf über das trianguläre Zeichen oben auf dem Hissar nach Süden dreht, er verschwindet in dem weißen Feuerkreis der Sonne, die in diesem Moment genau über dem Ossam steht, und kommt dann wieder ins

Dorf zurück. Er fliegt vor dem weißen Schnee der fernen Balkangipfel her, gelangt im Osten zum Dorffriedhof und dort, auf der Anhöhe, die auch Kaminische heißt, findet er endlich sein Opfer. Warnend, heiser und kleinmütig meldet sich kurz ein Hahn, ehrlich und sinnlos bellt ein Hund, wütend flucht eine Frauenstimme. Die Glucke aus dem oberen Kiez wird an diesem Abend ein Küken weniger unter ihrem warmen Gefieder bergen.

„Oma, was ist das, Kaminische?“

„Das Dorf. Das Dorf Kaminische.“

„Aber was ist das?“

Sie zeigt auf die Anhöhe mit Pappeln und Walnussbäumen und den Dächern aus Steinplatten und Ziegeln, über die vor kurzem der Habicht geflogen war. Zum unteren Kiez führt ein steiler Fuhrweg.

„Das dort ist Kaminische.“

Und hier, auf der Wiese am Ende des Felsens hoch über den Dächern der Dorfhäuser, höre ich von Oma Dimitra die erste Version der uralten Geschichte von dem Popen und dem Kamel.

10.

Das Dorf hatte keinen Popen. Es kam immer einer von weit her, um die Kinder zu taufen. Alle Kinder wurden, bevor sie ihren Eigennamen bekamen, mit ein und demselben Namen gerufen – Djanko. Der Pope kam auf einem Kamel ins Dorf. Er kam sehr selten, sodass er zusammen mit den neugeborenen auch ziemlich große Djankos taufte. Einmal war er so lange nicht aufgetaucht, dass die Djankos schon junge Männer waren und heiraten wollten. Aber keiner von ihnen konnte heiraten, weil sie keine Eigennamen hatten. Deshalb waren sie so böse auf den Popen, dass sie ihn, als er kam, verprügeln wollten. Der Pope ergriff die Flucht, um sich und sein Kamel in Sicherheit zu bringen. Als sie den steilen Weg

hinunterliefen, wo heute der obere Teil des Dorfes ist, stolperte das Kamel, stürzte in die Tiefe und brach sich den Hals. Die Junggesellen verscharften es dort und nannten den Ort Kamilischte, nach dem Kamel. Später wurde Kamilischte zu Kaminischte.

Die Vorgeschichte der zweiten Version ist die gleiche, aber dann stolperte das Kamel nicht und fiel nicht in die Tiefe, sondern die Junggesellen erschlugen es mit Steinen. Und nannten den Ort Kamanischte, nach den Steinen, *kamani*. Und aus Kamanischte wurde dann Kaminischte.

Beide Versionen haben das gleiche grausame Ende. Da der Pope kein Kamel mehr hatte, lief er zu Fuß weiter. Er lief lange, aber seine Verfolger holten ihn ein und erschlugen ihn. Der Ort, an dem das geschah, wurde Popinec genannt. Jetzt ist dort ein Brunnen mit langen Trögen, aus dem das Vieh trinkt.

Eine Erklärung für diese alte Geschichte, wenn auch eine indirekte, fand ich in der *Acta bulgariae ecclesiastica*. Im Jahr 1640 schreibt der katholische Missionar Peter Deodat, das Dorf Paulikaner Kalugeriza sei „am hartnäckigsten in seiner Unnachgiebigkeit, genauso wie Batschevo“. Die Einwohner dieser zwei Bergdörfer galten als die gebildetsten unter den Paulikanern am oberen Lauf des Ossam und waren am wenigsten zugänglich für die katholische Propaganda. In Batschevo wurden die Missionare mehrmals mit Stöcken verjagt. Hinterher starben seine Einwohner bis auf den letzten Mann an Pest, wenn auch immerhin als Katholiken, und an ihrer Stelle siedelten sich Türken an. Kalugeriza verschwand (um an einem anderen Ort unter anderem Namen wieder aufzutauchen), aber zuvor hatte es als letztes der paulikanischen Dörfer für kurze Zeit den Katholizismus angenommen. Der Held dieses eigentümlichen Rodeos war Francesco Soimirovic, der die Eparchie Marcianopolis, heute Devnja, leitete. Im Jahr 1647 kam er nach Kalugeriza. Voller Angst, wie in seinem Bericht steht, weil den katholischen Missionaren dort

vorher der Zutritt verwehrt worden war. Als er seine Predigt beendet hatte, stellte sich der paulikanische Geistliche vor ihn hin und schlug sein Buch (ein handgeschriebenes slawisches Evangeliar auf Pergament) auf, um zu belegen, dass die Taufe nach der Schrift nicht erforderlich sei. „Ich nahm das Buch“, schreibt Soimirovic 1666 (zu dieser Zeit war sein Titel Archiepiskop von Ochrid), „zeigte ihm mehrere Stellen, an denen von der Taufe gesprochen wird, und forderte ihn auf, sie allen vorzulesen, damit sie sehen, dass Gott und ihr Buch die Taufe gebieten. Als sie das hörten, waren alle, auch der Geistliche, verblüfft, von der Wahrheit geblendet. Da antworteten sie mir: „Wir bitten dich, Bischof, uns jetzt in Ruhe zu lassen, ein anderes Mal lassen wir uns alle taufen.“ Aber ich sagte ihnen: „Entweder jetzt oder antwortet mir. Wenn ihr nicht wollt, gehe ich nach Lovetsch und stelle euch vor Gericht. Wenn ihr keine katholischen Christen von meinem Glauben sein wollt, übergebe ich euch dem griechischen Bischof, damit er Steuern von euch nimmt, so wie ich sie von meinen anderen Untergebenen nehme.“

„Heiliger Vater“, schreibt der Archiepiskop weiter, „ich würde nie so etwas tun, aber ich habe es gesagt, als ich sah, dass sie in dieser Beziehung sehr einfältig sind und die schismatischen Bischöfe fürchten wie die Türken.“

Nach diesem geschickten Bluff nahmen die Einwohner von Kalugeriza den neuen Glauben an und Francesco Soimirovic verpflichtete sich, bei der Heiligen Kongregation die Entsendung eines katholischen Geistlichen zu erwirken. Beide Seiten haben ihre Versprechen recht halbherzig erfüllt. Die Menschen in Kalugeriza akzeptierten nun Kreuz und Taufe nach römischem Vorbild, hatten aber, wie alle vor ihnen katholisierten Paulikaner, nicht die geringste Absicht, sich von ihren Traditionen loszusagen. Konkrete Angaben darüber gibt es nicht, aber wahrscheinlich sind sie wie die anderen Neugetauften ihrem alten Kalender treu geblieben,

fasteten am Freitag und nicht am Samstag, führten rituelle Schlachtungen mit rituellem Fleischverzehr durch, ließen sich scheiden und bei ihren Gottesdiensten wurde nach wie vor gegessen und getrunken. Ein katholischer Geistlicher nur für Kalugeriza wurde auch nicht geschickt, weil das Dorf sehr klein und arm war. In einem 35 Jahre nach dem Abenteuer von Francesco Soimirovic verfassten Brief beschreibt ein anderer Gesandter die Bewohner von Kalugeriza als „außerordentlich arme Bergbewohner, die allein keinen Geistlichen unterhalten können“.

Um vor der Pest zu fliehen, die ihre Mitbrüder aus Batschevo dahingerafft hatte, verließen sie das Dorf beim Falkenkloster und versteckten sich fünf-sechs Kilometer weiter nach Südosten hinter dem langen, weißen Felsen. Dorthin kam der unglückliche Pope mit dem unglücklichen Kamel, der nichts anderes gewesen sein wird als ein katholischer Geistlicher oder, wie man damals sagte, ein Dominus. Er kam von weit her, vielleicht sogar aus Thrakien. Denn hier, um Plovdiv herum, gab es katholische Dörfer von ehemaligen Paulikanern. Alle waren, ohne Ausnahme, aus der Flussebene des Ossam gekommen. Sie kehrten genau dorthin zurück, von wo sie vor der türkischen Invasion geflohen waren. Diese Rückbewegung fand statt, weil es nun in Nordbulgarien immer unmöglicher wurde zu leben. Jahrhundertlang jagten sich Türken, Österreicher, Polen und Russen an der Donau mit Säbeln, Krummsäbeln, Piken und Lanzen und wehe den armen bulgarischen Dörfern, wenn irgendwo welche auftauchten, die zum Abschlachten kamen, oder welche, Gott bewahre, die vom Schlachtfeld zurückkamen, geschlagene, erniedrigte, bestialische Hünen.

Die Straße von Lovetsch nach Veliko Tarnovo führt in etwa dreihundert-vierhundert Metern Entfernung an Paulikaner Kaminische vorbei. Aber von der Straße aus kann man das Dorf nicht sehen. Biegt man jedoch davon ab und

geht über das ebene Stück nach Süden, steht man nach dreihundert Metern plötzlich am Ende einer tiefen Schlucht und sieht unter seinen Füßen einen weißen Felsen und noch weiter unten Häuserdächer. Der Felsen aus weißem Kalkstein trennt das Dorf wie eine Mauer von der Straße ab. So wird er hier auch genannt – die Mauer. Hinter dieser Mauer versteckten sich die Bewohner des einstigen Kalugeriza. Vor ungeladenen Gästen, vor Nordwind und, ohne es selbst zu wissen, vor den Erforschern der Häresien und der katholischen Propaganda.

Die übrigen zehn paulikanischen Dörfer entlang des Osam verschwanden oder verloren mit der Zeit ihre Eigenständigkeit. Einige ihrer Bewohner starben an der Pest, andere zogen weg, wieder andere wurden islamisiert oder nahmen den katholischen Glauben an, aber später sagten sie sich bis auf wenige Ausnahmen wieder davon los und mischten sich unter die orthodoxe Bevölkerung in der Umgebung. Die hohe, weiße Mauer jedoch hielt nicht nur den Nordwind ab, in gewissem Sinn ließ sie auch die Zeit stillstehen. Die Leute in Paulikaner Kaminische kleideten sich Ende des neunzehnten Jahrhunderts immer noch auf ihre besondere Art und im zwanzigsten Jahrhundert sprachen sie weiter ihren spezifischen Dialekt, über den man sich in den umliegenden Ortschaften belustigte. In den nahegelegenen, früher hauptsächlich islamischen Dörfern hatten sich nach dem Russisch-Türkischen Krieg in den Jahren 1877–78 Bulgaren angesiedelt, die die Vergangenheit nicht kannten, aber zwischen Paulikaner Kaminische und dem benachbarten Lovetsch blieb die alte Entfremdung weiter bestehen. Eine Bäuerin aus Kaminische würde sich um nichts auf der Welt auf dem Kopfsteinpflaster bei der Überdachten Brücke niederlassen, um gemeinsam mit den Frauen aus anderen Dörfern Eier, Butter, Zwiebeln oder was auch immer an die städtischen Damen zu verkaufen. Noch bis vor kurzem war es ein beliebter Spaß der

besseren Leute aus Lovetschs Altstadt, den Dialekt der ärmlich gekleideten und verschlossenen Nachbarn zu imitieren und ihnen nachzurufen: „Lausige Paulikaner!“

11.

In der ganzen Geschichte ist die Sache mit dem Kamel am unklarsten. In manchen Quellen heißt es, dass der Geistliche aus dem Dorf Oresch an der Donau gekommen sei, in anderen dagegen sogar aus Südbulgarien. Das Kamel kommt in allen mündlichen Überlieferungen vor. Die Studien von Professor Miletitsch stützen die These von Oresch. Seinen Angaben zufolge kam der katholische Geistliche von dort und die Paulikaner aus den bei Oresch gelegenen Dörfern Trantschovica und Lazhene hätten zu ihren Mitbrüdern aus Paulikaner Kaminischte gesagt: „Ihr habt den Dominus umgebracht, jetzt kommt ihr auf keinen grünen Zweig.“ Der Brief dagegen, aus dem hervorgeht, dass Kalugeriza villa im Balkengebirge liegt (intus montem Hemum) schließt mit den Worten, dass der Geistliche dort aus Thrakien gekommen sei. Das Kamel passt besser zu dieser These. Denn wie kann ein Kamel in einem Dorf an der Donau leben, wo im Winter halberfrorene walachische Wölfe umherstreifen. Und dass der Dominus unter großen Schwierigkeiten, selten und wahrscheinlich ungen aus dem warmen Plovdiv gekommen und deshalb dem Zorn der heiratswütigen Djankos zum Opfer gefallen ist, ist erklärlich. Selbst wenn man mit dem Auto fährt, ist der Pass bei Trojan eine echte Herausforderung. Im Winter wird er selbst für Fahrzeuge mit Ketten gesperrt. Was soll da ein Kamel?

12.

Meine erste Erinnerung hat eine blaue Farbe. Vegeli. So sagt Oma Dimitra dazu. Kleine, duftende Blümchen. Später

erfahre ich, dass sie noch einen anderen Namen haben: Veilchen. Und noch etwas Blaues wie sie, aber ohne Duft. Der Himmel oben.

Ich liege unter einer leichten Decke in der Mitte des Hofes. Unser Hof ist mit Gras bewachsen. Wir schliefen in dieser Nacht draußen, weil es Sommer war. Die schon am Himmel stehende Sonne hat die weiche Nachtkühle noch nicht genommen, ich schmiege meine Wange hinein und das ist ein sehr angenehmes Gefühl.

Vor mir gibt es etwas, das aussieht wie eine liegende weiße Büffelkuh. Ich finde, dass es so aussieht, weil seine Lenden hervorstehen wie bei diesen Tieren, wenn sie ihre Beine unter dem Bauch einknicken. Aber es ist nicht schwarz wie eine Büffelkuh, sondern zuckerweiß. In dem Moment oder später erfahre ich, dass man dazu Balkan sagt. Der Name der höchsten Lende ist Jumruktschal.

Wir haben einen Hund. Einen gelbbraunen. Er heißt Schakal.

Das Geräusch, das ich am häufigsten höre, ist das Geräusch von Raben. Sie fliegen über das blaue Blech des Himmels, viel langsamer als die kleinen Vögel, aber sehr viel schneller als das kleine weiße, schwerfällige Flugzeug, das nur geradeaus fliegen kann.

Die Raben leben hinter unserem Haus, hoch über den Walnussbäumen, oben in den Löchern im langen weißen Felsen. Am meisten zetern sie abends, wenn sie in den Spalten verschwinden.

Vor den Raben habe ich Angst. Die Raben haben einmal im Hof der Nachbarn auf einem Baby herumgepickt. Ich erfahre davon, als ich schon groß bin, aber vielleicht habe ich es durch das Fenster in unserem Haus gesehen. In meinem Bewusstsein gibt es ein Bild von etwas Strampelndem, rot und blau, so schrecklich wie ein aufgeschlitzter Schweinebauch und ringsum Schreie.

Unser Haus ist mit großen Steinplatten gedeckt, die mit Grünspan überzogen sind. Manchmal steigt Oma Dimitra hinauf und breitet Kornellkirschen, Birnenschnitze, Äpfel und Pflaumen darauf aus, damit sie für den Winter trocknen.

Außer den Raben in den Löchern lebt auch eine Füchsin auf dem Felsen. Das ist ein flinkes, kleines Großmütterchen mit einem zerrissenen Pelz und goldenen Gürtelschnallen, an denen eine lange Schnur mit einem krummen Messerchen hängt. Mit diesem Messerchen schneidet die Füchsin dem Huhn die Kehle durch. Einmal hat unser gelbbrauner Hund Schakal sie vor dem Hoftor verjagt. In unser Haus traut sich die Füchsin nicht zu kommen, aber am Hühnerstall der Nachbarn habe ich einmal weiße Federn liegen sehen.

Wir haben einen Ziehbrunnen mit einem Haspelrad und einem Dach aus blauem Blech. Ich mag ihn sehr, weil wir darin Wassermelonen kühlen. Lachend schickt mein Vater sie im Eimer in die Tiefe. Wenn er sie herausholt, lacht er noch mehr. Abends schneiden wir sie auf dem Holztisch am Feigenbaum auf.

Ich mag es sehr, wenn es windig ist. Dann hebt sich das Blech über dem Brunnen und fällt wieder hinunter, es rüttelt und scheppert. Oma Dimitra sagt zu Papa: „Du solltest dieses Blech richtig befestigen!“ Aber er befestigt es nicht und es rüttelt und scheppert.

Aus so einem Blech ist auch der Himmel gemacht. Nur rüttelt er nicht vom Wind, sondern donnert von den Reifen des Fuhrwerks vom Heiligen Ilija³. Der Heilige Ilija ist mein Großvater, also der Mann von Oma Dimitra. Ich freue mich, dass er Fuhrmann ist, weil ich Pferde und Fuhrwerke sehr gern habe. Aber ich ärgere mich auch ein wenig. Weil er nie vom Himmel runterkommt. Da ist zum Beispiel Gorantschos Opa. Mit einem Messer im Gürtel. Mit einem langen Hirtenstab treibt er die Schafe über den Fuhrweg, kommt an

³ Ilija ist die bulgarische Form von Elias.

Gorantschos Hoftor vorbei und ruft: „Hooo-hoi, hooo-hoi, verdammt nochmal!“ Jetzt wird er auf ihren Hof gehen und unter seinem Wollumhang einen ganzen Korb mit regennassen Pilzen hervorholen. Oder eine neue Flöte, die er heute mit dem großen Messer geschnitzt hat. Aber mein Opa ist nicht da. Ich muss auf Wind und Regen warten, damit ich hören kann, wie er über das Blech oben kutschert.

Für Opa Ilija gibt es einen Grund, dass er im Himmel wohnt. Oben im Himmel wohnen die Toten und er ist gestorben, als er in den Krieg zog, um gegen die Türken zu kämpfen. Früher hing sein Foto über der Ikone, aber mein Vater und meine Tanten nahmen es immer von dort weg, um damit die anderen Kinder zu erschrecken, die lebende Papas hatten. Jedes Mal ging es dabei mehr kaputt, riss ein und knitterte, bis schließlich kein Fitzelchen mehr davon übrig war. Diese Einzelheiten erfuhr ich viel später, als ich dreißig Jahre alt war und mein Vater fünfundfünfzig. Ein ganz altes Mütterchen, auch Witwe aus dem Balkankrieg, brachte eine Kopie dieser Fotografie nach Hause. Mein Vater betrachtete die sieben strammstehenden Soldaten lange, aber er konnte Opa Ilija nicht erkennen. Ich dagegen zeigte sofort mit dem Finger auf ihn, obwohl ich ihn nie gesehen hatte, und das Mütterchen sagte: „Er hat ihn erkannt.“ Ein lächelnder zwanzigjähriger Junge mit Pelzmütze, Säbel und richtigen Soldatenstiefeln, nicht so lächerliche Schuhe mit Gamaschen, wie ich sie in der Kaserne trug.

Dass mein weißhaariger Vater den zwanzigjährigen Opa Elias nicht erkennen konnte, ist verständlich. Als die Fotografie zerrissen war, war er höchstens vier-fünf Jahre alt, und geboren wurde er drei Monate, nachdem der lächelnde Soldat mit seinem Regiment Lovetsch-Trojan zur Grenze gezogen war, um von einer türkischen Kugel getroffen zu werden. Und dass mein Vater, vor allem in seinen jungen Jahren, genauso einen lieben, naiven Gesichtsausdruck hatte, konnte er selbst

nicht wissen. Sein eigenes Gesicht sieht man am wenigsten. Der Mann meistens nur, wenn er sich rasiert, und was kann sein Gesicht dann ausdrücken außer Anspannung, damit er sich nicht mit der Rasierklinge schneidet.

Bevor er in den Krieg zog, hatte mein Opa, der Heilige Elias, eine Holzikonostase gezimmert und geschnitzt. Damals stellte ich mir vor, dass Jesus und seine Mutter in dieser Ikonostase wohnen. Sie schauten hinter einem schwarzen, von den Kerzen vollgetropften Holzkreuz wie aus einem Fenster hervor. Das dunkle und geheimnisvolle Haus, das Opa Ilija ihnen gemacht hatte, roch immer nach Wachs, alten Papieren und Basilikum. Es enthielt für mich unzugängliche Dinge, einen alten, bunten Beutel, aus dem Oma Dimitras Hand manchmal ein in ein Tuch eingewickeltes Heft zog (dieser Komplex von Gegenständen und Bewegungen verband sich für mich mit dem Begriff „Rente“), alte, krumme, auf einen roten Faden gefädelt Goldmünzen, einen vergoldeten Buchs und ein Sträußchen getrocknetes Basilikum. Jesus war ein verzinnter Kessel auf den Kopf gestülpt, einer von denen, wie sie die Frauen an das Tragejoch hängen, um Wasser zu holen. Der Kessel muss ihm zu schwer gewesen sein, weil sein Mund vor Qual halb geöffnet war, die Pupillen waren nach oben gedreht, sodass nur das Weiße der Augen zu sehen war, und seine Mutter, die Madonna, hatte ihm mitfühlend den Kopf zugeneigt. Später verstand ich, dass der Ikonenmaler versucht hatte, eine Krone darzustellen und nicht einen Kessel.

Genau hinter unserem Haus, unter den Zweigen des großen Walnussbaumes vor dem hohen, weißen Felsen war früher ein Schöpfbrunnen. Hier versammelten sich alle Frauen aus dem oberen Kiez, um ihre Kessel zu füllen. Ob Sommerhitze oder eiskalte Wintertage, hier warteten sie immer lange. Manchmal kam es wegen der Reihenfolge oder eines bösen Wortes zu Schlägereien mit dem Tragejoch. Wie viele aufgeplatzte Frauenköpfe der Walnussbaum wohl gesehen

hat, wie viel Kindergeschrei mag er gehört haben? Als es schon etwas zivilisierter zugeht, graben die Dorfbewohner auf einigen Höfen Ziehbrunnen aus und dort, wo der Schöpfbrunnen war, errichteten sie einen Brunnen mit einem langen Zementtrog und zwei Eisenstrahlen.

Ich meine, mich an den Schöpfbrunnen erinnern zu können, aber sicher bin ich nicht. Jedenfalls ging ich mit Oma Dimitra dorthin, unter den großen, weitausladenden Walnussbaum, um zu Eiphanias die Ikone zu putzen.

Das war kein Putzen zum Erhalt von Ordnung und Hygiene, sondern ein Ritual. Ein Sträußchen Basilikum wurde in ein sauberes verzinntes Kesselchen getaucht und über die Gesichter der Heiligen geführt. (Unsere Ikone war als Triptychon konstruiert). Durch das eiskalte Wasser glänzten ihre Gewänder in königlich roten und blauen Farben, ihre Nimbusse leuchteten, die gebadete Madonna sah Oma Dimitra und mich zufrieden an, und nur Jesus in seinem langen Hemd, der nicht wie ein Junge, aber auch nicht wie ein junger Mann aussah, verdrehte die Augen unter dem Kessel auf seinem Kopf.

13.

Allem Anschein nach ist das Erlebnis aus meiner frühesten Kindheit, das sich am tiefsten in mein Bewusstsein eingepägt hat, ein Mord mit Hirtenstäben.

Meine Schwester und ich stehen am Fenster und sehen zu, wie es schneit.

Auf unserem Hof stand fast nichts. Ein kleiner Speicher, angehängt an den hohen Ziegelspeicher der Nachbarn. Daneben ein Schweine- und ein Hühnerstall. Ein Heuschober. Und ganz hinten im Hof ein Abtritt. Über all dem schneite es jetzt.

Früher hatten wir eine Scheune, aber sie war alt und verkommen, und eines Tages ließ der Wind sie einstürzen. Mit

einer Witwenrente und drei kleinen Kindern konnte Oma Dimitra an keine neue denken, deshalb landeten die Balken und Bretter in den folgenden kalten Wintern im Feuer. Aber das ist lange her. Und an diesem Tag, als es schneite, wussten meine Schwester und ich nicht einmal, dass dort, wo zwischen den Schneeflocken zwei schwarze Elstern herumhüpften, einmal eine Scheune gestanden hatte.

Das Fenster unseres Hauses war so groß, dass meine Schwester und ich gleichzeitig hindurchschauen konnten. In den meisten Nachbarhäusern waren die Fenster gerade so groß wie ein Menschenkopf. Das waren eigentlich keine Fenster im eigentlichen Sinn des Wortes, die man öffnen konnte, sondern in die Wände eingefügte große Stücke Glas. Die Wände waren aus Querbalken, geflochtenen Zweigen und Lehm, glatt verputzt und mit Kalk geweißt, von innen und von außen. Unsere Fenster waren auch einmal so. Aber als meine Mutter als junge Braut in das alte Haus kam, bedrückten sie die Dunkelheit und der Mangel an frischer Luft so sehr, dass sie mit Veränderungen begann, mit denen sie einen lange Jahrzehnte währenden Krieg mit der konservativen Oma Dimitra eröffnete. Meine andere Oma, die aus einer reichen Familie im unteren Kiez war, verhielt sich reserviert gegenüber dieser so ungleichen Ehe. „Geh, geh nach oben an die Mauer, damit dich die Raben zerpicken!“, soll sie zu ihrer verliebten Tochter gesagt haben, aber meine Mutter ließ sich von den Raben nicht abschrecken und ging „nach oben“.

Zuerst lauerte sie eines Tages zusammen mit ihrer Schwägerin, Tante Jana, Oma Dimitra auf, als sie auf ein weit entferntes Feld ging. Die beiden schnappten sich eine Breithacke und hoben die Erde aus. Unter dem Wort „Erde“ verstand man damals in Paulikaner Kaminische außer der allgemeinen Bedeutung auch den Boden eines Hauses, woraus aber nicht folgt, dass die Leute sich nachts direkt auf die Kruste der Erdkugel gelegt hätten. So direkt darauf schliefen

die Kühe, manchmal trennte sie von dieser Kruste eine Holzbohle. Doch über den Kühen, im oberen Teil des Hauses, war das Schlafzimmer, zu dem man über eine steinerne Außentreppe, die Veranda und noch ein Zimmer mit Feuerstelle gelangte. Wenn der Boden des Schlafzimmers jedoch vor jedem Feiertag mit einem Gemisch aus gelbem Lehm und frischem Kuhmist bestrichen wird, sammelt sich über die Jahrzehnte eine Unzahl scheinbar dünner Schichten an, sodass die Erde sich erschreckend aufzuwölben beginnt. In ihrem Bestreben, den Himmel aus gedunkelten Balken zu erreichen, drückt sie die Luft weg und für die Menschen im Schlafzimmer wird es immer schwerer zu atmen. Eines Tages lässt sich auch die Tür nicht mehr öffnen, aber die neuen Mütter und Großmütter rühren das von den inzwischen toten Händen Aufgeschichtete nicht an und fahren fort, Schicht um Schicht hinzuzufügen. Gegen diesen babylonischen Komplex erhoben sich meine Mutter und Tante Jana mit den Breithacken. Als Oma Dimitra abends zurückkam und die tief heruntergesetzte und von neuem glattgestrichene Erde sah, donnerten solche Flüche, dass die Raben, die sich gerade in ihren Löchern versteckt hatten, wieder herausgeflogen kamen und ein derartiges Gezeter anstimmten, dass im Dorf niemand einschlafen konnte. Später ging das erste Gehalt, das mein Vater bekam, nachdem er das Institut für Mittelstufenlehrer in der Stadt Dupnica absolviert hatte, für zwei neue Schlafzimmerfenster drauf. Hier, hinter einem dieser zwei Fenster standen meine Schwester und ich und schauten zu, wie es schneit.

Vor kurzem war Oma Dimitra mit einem Armvoll Heu aus dem Schober in den Keller unter uns gegangen. Die Schneeflocken hatten den Pfad ihrer Fußspuren schon wieder zugedeckt. Zwischen dem kleinen Speicher und dem Schweinestall hatten sich die Hühner versteckt. Sonst hüpfen dort kleine Vögel mit Federhäubchen in der Hoffnung herum, etwas zum Picken zu finden, aber jetzt hatte der Schnee auch sie verjagt. Es war still, weiß und langweilig.

Da tauchte von irgendwoher ein Hund auf. Er sah ganz anders aus als unser Schakal. Groß, dünn, glänzend braun und mit Hängeohren. Der Hund lief im Hof herum, sank aber immer bis zum Bauch im Schnee ein. Hinter der Scheibe hüpfen wir vor Freude über so eine schöne Überraschung. Schakal kam gerade, wahrscheinlich von einer Hundehochzeit, durch den Gemüsegarten der Nachbarn, er hatte den Neuankömmling schon gewittert, bellte wie verrückt und versuchte, sein gestäubtes Fell durch das Dornengestrüpp zu zwängen.

Aus unserem Fenster waren die Straße und das Hoftor nicht zu sehen, deshalb tauchten unter uns plötzlich und unverhofft die Männer mit Hirtenstäben auf. Ich sah Opa Goran, Opa Mitjo, Gorantschos Vater und alle anderen aus unserem Kiez. Ihre Gesichter waren wie angebissene rote Tomaten und aus ihren Mündern stieg weißer Dampf auf. Zusammen mit dem Dampf kamen auch Rufe und Schreie zu uns hoch, aber davon konnten wir nichts verstehen. Wie es aussah, verstand der Hund sie auch nicht, weil er nur verwirrt herumlief. Hinten im Hof warf sich der gelbbraune Schakal mit gebleckten Zähnen auf ihn, die Männer ließen jedoch nicht zu, dass sie sich an die Kehle gingen. Der braune versuchte, durch das Hoftor davonzukommen, aber da ihm der Weg durch ein ganzes Dutzend Hirtenstäbe versperrt war, schlüpfte er unter den kleinen Speicher.

Die kleinen Speicher in Kaminische sind mit Stöcken auf einem Holzboden errichtet, der auf vier Steine gesetzt ist. So kann der Mais gut trocknen, mit genug Abstand zur Erdfeuchtigkeit. Genau dort, zwischen dem Speicherboden und der Erde, verkroch sich der braune Hund, aber gleich nach ihm kamen von allen Seiten die Hirtenstäbe und fingen an zu stochern. Er kam lange nicht heraus, aber schließlich streckte er den Kopf hervor. Ich sah seine großen, erschrockenen Augen, sie waren auf mich gerichtet. Nur einen Augenblick, weil so viele schwere Hirtenstäbe auf sie einschlugen, dass

sie verschwanden, der Kopf wurde immer breiter und breiter und kroch schließlich über den Schnee wie eine sich immer weiter ausbreitende rote, breiige Masse. Er kam nicht mehr ganz heraus, der Kopf war schon lange nicht mehr als solcher zu erkennen und die Männer mit den Hirtenstäben schlugen immer weiter.

Dieser Bluttausch, der Wunsch zu schlagen und nicht mehr aufzuhören, ist eines der Dinge, die den Menschen eiskalt mit dem Unbekannten konfrontieren können. Denn das waren ganz normale und eigentlich gute Menschen. Sie erschlugen den Hund mit den allerbesten Absichten, gingen sie doch davon aus, dass er tollwütig war. Damit er die Menschen und anderen Tiere nicht anstecken konnte. Sie standen mit den blutigen Stäben im Schnee bei dem roten Matsch, vielleicht rauchten sie, ich erinnere mich nicht, jedenfalls sahen sie sehr zufrieden aus, als hätten sie etwas richtig gut gemacht.

In den siebziger Jahren führten wir ein Theaterstück auf, an dessen Ende einige Leute einen Menschen mit Knüppeln erschlugen. Als sie ihre Knüppel müde und außer Atem auf den Boden fallen ließen, bot einer von ihnen den anderen ein Päckchen Zigaretten an. In meiner Szenenanweisung hatte ich das nicht geschrieben, aber ich weiß nicht mehr, ob ich den Regisseur nicht darauf gebracht habe. Dieses Detail war jedenfalls genau und ausdrucksstark.

In jenem Winter kam der Besitzer des Hundes nach Kaminische, um ihn zu suchen. Es stellte sich heraus, dass er ein Jäger aus Lovetsch war, er hatte schöne Ledersachen an. Nachdem sein brauner Jagdhund einem Hasen nachgejagt war, war er verschwunden und in das Dorf gelaufen. Dort war man über ihn hergefallen und ab da lief alles nach dem Sprichwort „Will man einen Hund töten, hängt man ihm Tollwut an“. Und vielleicht war es nicht einfach ein gewöhnlicher Jagdhund, sondern ein reinrassiges, teures Tier. Ich weiß auch nicht, was weiter passiert ist, ob der Jäger versucht hat,

jemanden anzuzeigen, aber mir ist, als erinnerte ich mich, wie er von Tor zu Tor ging und die Schuldigen entweder nicht öffneten oder mit Schulterzucken und schuldbewusstem Schweigen antworteten.

14.

Mein Vater machte bei der Ermordung des Hundes nicht mit. Vielleicht war er nicht zu Hause, als die Tomatengesichter eindringen, aber selbst wenn, kann ich mir nicht vorstellen, dass er mit einem Hirtenstab auf so einen roten Brei schlägt. Ich erinnere mich, dass er zu Weihnachten, wenn die Männer sich auf das Schwein stürzten, um es zu Boden zu werfen, es nie vorne hielt, da, wo das Messer unter dem Ohr in den Speck stach. Er bemühte sich immer, ein Hinterbein zu packen, hielt es wohl fest, aber sah nicht hin, wie unter dem spitzen Stahl der rot-schwarze Tod hervorquoll.

Ich wüsste nicht, dass er einmal in einer staatlichen Lotterie gewonnen oder auf der Erde verlorenes Geld gefunden hätte oder ihm überhaupt etwas passiert wäre, was man als Glück bezeichnen kann. Außer ein einziges Mal. Als ihn der Herbst des Jahres 1944 nicht in Paulikaner Kaminische antraf. Über die Linie Moskau – Sofia – Pleven – Lovetsch erreichte in der zweiten Septemberhälfte eine Direktive das Dorf und überhaupt ganz Bulgarien, nach der einige Anhänger des alten Regimes ohne Gericht und Urteil hingerichtet werden sollten. Die Direktive wurde ausgeführt. Von drei der Hingerichteten, einem uniformierten Polizisten und zwei Konratschetniks⁴, wusste man, dass sie vor einigen Monaten auch auf Leute geschossen hatten, aber über den vierten

⁴ Konratschetniks wurden im Zweiten Weltkrieg zur Partisanenjagd eingesetzt. Tschetniks waren Freischärler, die hauptsächlich in Jugoslawien sowohl für die Kommunisten als auch für die Faschisten gekämpft haben. (Anm. d. Üb.)

hätte kein auch nur einigermaßen objektives Gericht so ein schweres Urteil verhängt. Im September war mein Vater als Reservist in die Kaserne eingezogen worden, im Oktober an die Front gegen die Deutschen in Jugoslawien. Hätte ihn der Kugelherbst in Kaminische angetroffen, hätte er entweder an der Hinrichtung teilnehmen oder sich ihr widersetzen müssen. In beiden Fällen wäre es viel, viel eher zu dem Konflikt gekommen, der ihn viel zu früh ins Grab gebracht hat.

Ich versuche eine unvoreingenommene Einschätzung, ob mein Vater zu Gewalt fähig war.

In der Schule schlugen die Lehrer die Schüler. Er machte keine Ausnahme. Mehr noch. Seine Hand war für besondere Härte bekannt. Bestimmt verband ich deshalb, als die Zeit kam, in der ich die Romane von Karl May las, meine Vorstellung von Old Shatterhand mit ihm. Jahrzehnte nach seinem Tod erzählten mir meine Mitschüler immer noch gern, wer nach einer seiner Ohrfeigen in welche Ecke flog. Die Anlässe waren sicher verschieden, aber es gab einen Grund, bei dem sich seine Hand so blitzartig und einwandfrei in Bewegung setzte wie ein Motorkolben mit innerer Zündung nach Funken und Explosion. Er konnte schmutzige Wörter nicht ertragen. Fünf Jahre muss ich alt gewesen sein, mein Vater saß zur Erntezeit bei aufgereihten Getreidegarben und war, wer weiß warum, guter Laune, obwohl er die landwirtschaftliche Arbeit nicht besonders mochte. Ich lief zu ihm und fragte ihn, was ein bestimmtes Wort bedeutet, das ich gerade gehört hatte. Im nächsten Augenblick lösten sich meine Füße vom festen Boden, die Erde wurde Himmel, der Himmel Erde, ich stieß mit der Nase an den dicken umgürteten Bauch einer Garbe, sie fiel um, ich ihr hinterher, die anderen Garben aus ihrem Komplott stürzten sich auf mich, begruben mich unter sich und drückten ihre spitzen Grannen in meine brennende Wange. Ich hörte keinen Laut als Antwort auf meine Frage, nur ein Pfeifen in dem einen Ohr und im anderen das unun-

terbrochene, betäubende Gezirpe dieser kleinen unsichtbaren Tierchen im Stoppelfeld, die auch Zikaden genannt werden. Lange Jahre später begannen diese Zikaden bedrohlich in meinen Ohren zu zirpen, immer wenn ich dieses Wort auf einer Klosett wand geschrieben sah, und ich konnte es auch nicht laut aussprechen. Einmal in der ersten Mittelstufenklasse richtete ein Sitzenbleiber eine eindeutige und bildhafte sexuelle Drohung an eines der Mädchen. Während er redete (die Drohung war lang), konnte er nicht bemerken, dass Old Shatterhand mit Klassenbuch und Zeigestock in der Tür des Klassenzimmers stand. Ich meine, dass mein Vater da mit dem Zeigestock übertrieben hat. Mein Gefühl grenzte an Hass auf ihn und echtes Bedauern für den Sitzenbleiber, der, wenn ich mir das heute überlege, einfach sehr zurückgeblieben war mit den Wissenschaften, aber sehr fortgeschritten mit der Pubertät.

Warum mein Vater mit solcher Heftigkeit auf diese Art von Wörtern und Ausdrücken reagierte? Wahrscheinlich, weil er als kleines Kind täglich eine Unzahl solcher sexuellen Drohungen gehört hatte, die an seine Mutter und seine beiden älteren Schwestern gerichtet waren.

Jene ländliche Madonna auf Christo Stantschevs Bild, die barfuß und todmüde mitten auf den Erdkluten auf dem Felde sitzt und ihr Kind stillt, unterscheidet sich von meiner Vorstellung von Oma Dimitra, wie sie im Jahre 1913 gewesen sein soll, nur insofern, dass neben ihr meine Tanten Jana und Velika nicht zu sehen sind. (Tante Jana war damals sechs und Tante Velika vier Jahre alt). Mein Vater trinkt mit dem Recht des Säuglings, ohne Widerspruch zu dulden, die Milch von der Brust seiner Mutter. An der flach umgebrochenen Furche warten die zwei eingespannten Kühe auf die zwei Frauenhände, die den Pflug von neuem anpacken sollen. Die Kühe sind gutmütig, aber auch dumm, deswegen muss sie jemand am Halfter führen. Dieser Jemand ist Tante Jana. Sie aber hat es

schnell satt, über die Kluten zu stolpern, und wenn der kleine Nikola in der Wiege zu schreien anhebt und ihre Mutter ihn stillen geht, klettert sie gleich auf den nächsten Baum. Von dort aus kann man die Wärterbrücke sehen und die weiße, heiße und staubige Straße. Wenn in Lovetsch Markttag ist, klappern auf der Straße bunte Fuhrwerke. Einmal sei sogar der Zar vorbeigefahren, mit einem Automobil auf der Fahrt nach Veliko Tarnovo. Das sei Gott weiß wann gewesen, aber auch jetzt könnte ein Automobil vorbeifahren, wenn auch nicht das vom Zaren. Ein Mädchen aus dem Eckkiez prahlt, es habe vorigen Sommer sogar zwei Automobile gesehen: ein grünes und ein rotes. „Jana, komm runter!“ – „Ich komme nicht runter!“ – „Ich habe dich die Kühe hüten lassen, kann man denn so Kühe hüten!“ „Kann man!“ „Die gehen und ziehen den Pflug mit, und dann schneiden sie sich die Beine ab, was machen wir, wenn sie sich die Beine abschneiden?“ „Sollen sie sich doch abschneiden. Dann pflügen wir halt nicht mehr.“ „Komm runter! Komm runter, es wird schon Mittag und das Feld liegt noch brach, und das in Popinez müssen wir auch noch pflügen, für heute Abend habe ich auch noch nichts gekocht, wann sollen wir nach Popinez gehen, wann sollen wir dann nach Hause kommen, komm schon!“ „Ich will nicht!“

Oma Dimitra, die vor den Kühen stehen geblieben ist, um sie aufzuhalten, hängt die Halfter auf und nimmt einen Klumpen Erde: „Jetzt bring‘ ich dich um! Jetzt schaff‘ ich dich aus der Welt!“ Sie wirft den Klumpen auf den Baum. Tante Jana krümmt sich vor Lachen. „Komm runter, du Rindvieh!“ „Ich komm nicht runter!“ „In die Erde sollst du runtergehen, in die schwarze. Und nimmer mehr zeigen sollst du dich! Die Würmer sollen dich fressen! Die Augen sollen dir platzen!“ Das Lachen von Tante Jana wird zu einem fröhlichen Wildgeschrei. Aber nicht wegen der giftigen Flüche der Mutter, sondern weil ein Rabe das Brotsäckchen vom Birnbaum in

seinen Schnabel genommen hat und es über den Acker trägt. Oma Dimitra wirft sich jetzt in den Kampf mit ihm und schmeißt ihm die Kluten nach. Die Erdklumpen schüchtern ihn nicht ein, aber das Säckchen ist schwer und er lässt es in die Furchen fallen. Er stürzt sich aber noch einmal darauf, steckt seinen schwarzen gierigen Kopf hinein, bewegt ihn hin und her, seine Flügel stützen sich auf die Erde, er nimmt das aufgebrochene Brotstück, sticht mit einem letzten Schlag seines Raubschnabels fest hinein und fliegt mit ihm davon. Jetzt soll an allem der Opa Ilija schuld sein, der schon seit einem knappen Jahr in den türkischen Gebieten irgendwo bei Chataldzha begraben liegt. „Warum kommst du nicht, Ilija, warum kommst du nicht! Hast du denn keinen Pflug zum Pflügen, hast du denn keinen Acker! Hast du denn keine Frau, Ilija, hast du denn keine Kinder! Die Leut hamn schon umg'worfen und vergessn, wir stecken noch, Ilija, im Dreck. Der Winter is bald kummn, was geb ich denen zu essen, was geb ich denen zu trinken. Wenn du nichts weiter machen willst, dann bewahr mich vor diesem schwarzen Vieh, das mir das Brot wegnimmt. Wozu denn, Ilija, das Gewehr, wenn du mich hungrig verlassen hast: Hungrig kannste, Ilija, nicht pflügen, das Gewehr soll dir, Ilija, gestohlen bleiben, auch soll dir dein Dienst gestohlen bleiben!“

So redet meine dreißigjährige Oma dahin, und die sechsjährige Jana ist vom Baum heruntergeklettert, steht in einer Entfernung von ein paar Schritten und weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Denn die Worte, die aus dem Munde ihrer am Feldrain zusammengekrümmten Mutter kommen, sind zum Lachen, aber es ist etwas gruselig, dass sie ihren Kopf auf die Kluten schlägt, und ihr Gesicht wird immer schwärzer und schmutziger durch die mit Tränen verschmierte Erde. Dann steht die Frau auf, nimmt die Wasserkalebasse vom Birnbaum, wäscht sich das Gesicht, gibt dem Kind zu trinken, es ergreift die Halfter, sie den Pflug und bei-

de gehen zusammen mit den etwas ausgeruhten Kühen von neuem durch die verhassten Klumpen.

Ich versuche, mir ein Wort ins Gedächtnis zu rufen, an seiner Stelle fallen mir andere ein und es geht verloren wie der Name eines vor langer Zeit verstorbenen Menschen, der keine Möglichkeit mehr hat, sich in Erinnerung zu bringen. Ein Wort für so etwas wie einen Balken, eine Wagendeichsel, nur dass es länger ist. Wenn Getreidegarben auf den Wagen geladen werden, werden sie oft so hoch gepackt, dass sie die Leiterwände um einen ganzen Meter überragen, und man muss sie gut festbinden, dass sie nicht herunterfallen. Zum Festbinden werden Seile benutzt, aber außerdem auch ein langer, glatter, schwerer Baum, der länger ist als der Wagen und ganz oben auf gelegt wird, die Stricke kreuzen sich darüber. Wiesbaum. Genau. Das Wort ist Wiesbaum. Auch für einen Menschen kann man das sagen „lang wie ein Wiesbaum“. Wie Oma Dimitra die Garben wohl gebunden hat? Denn, soweit ich mich erinnere, brauchte es immer zwei zum Beladen des Leiterwagens. Einer steht oben auf den Garben – der andere reicht ihm von unten den Wiesbaum an, der eine nimmt entgegen – der andere stützt, der eine bindet vorn zusammen – der andere schiebt hinten nach, manchmal können sie auch streiten. Mit einem Kind kann man diese Arbeit nicht bewerkstelligen. Man braucht Kraft dazu.

Einmal sollen Türken auf der Straße an der Wärterbrücke vorbeigefahren sein, sie kamen vom Markt zurück. Als sie sahen, wie Oma Dimitra sich abmüht, den schweren Wiesbaum auf die mehr schlecht als recht aufgeladenen Garben zu wuchten, hielten sie an, luden die Garben wieder ab und schichteten sie vorbildlich wieder auf. Sie legten den Wiesbaum oben drauf, banden alles ordentlich fest, stiegen wieder auf ihre türkischen Fuhrwerke und setzten ihre Fahrt in ihr türkisches Dorf fort.

Oma Dimitra erwähnte diesen Vorfall gern als Beispiel dafür, dass Bosheit und Menschlichkeit im Menschen stek-

ken, unabhängig davon, ob einer hässlich oder schön, Bulgare oder Türke ist. An den beiden Seiten unseres Hofes wohnten Opa Valko und Opa Goran. Zu der Zeit, als der Wind unsere Scheune einriss, waren beide junge und starke Männer und hatten selbst ausreichend Holz auf ihren Höfen. Opa Valko kletterte jedoch alle zwei Tage über den Zaun, holte sich irgendwelches Holz von dem eingestürzten Gebäude und warf es auf seinen Holzhaufen hinüber. So wanderte nach und nach fast unsere ganze Scheune über den Zaun. Oma Dimitra konnte sich mit der Axt nicht durchsetzen, weil sie nur die dünneren Hölzer für den Ofen schlagen konnte. Dazu begründete Opa Valko seine Aggression auch noch theoretisch. Der Witwe und ihren drei Kindern soll er immer gesagt haben: „Der Staat erleidet große Verluste wegen euch.“ Der Gang seiner Überlegungen war folgendermaßen: Er bezahlt dem Steuersekretär der Gemeinde seine Steuer. Der Steuersekretär leitet sie weiter an den Zaren. Der Zar verwendet dieses Geld aber nicht für seine eigentlichen Angelegenheiten, sondern gibt es den Ministern, damit die es mit ihrem schulmeisterlichen Verstand als Renten für solche wie Dimitra Svitkova verschwenden. Wenn er Balken von unserer Scheune abschleppt, bügelt er die Unbedachtheiten der Regierung wenigstens etwas aus, und wenn er den Staat auch nicht ganz vor seinen Verlusten bewahren kann, kompensiert er doch wenigstens seinen eigenen Schaden. Der Kopf unseres anderen Nachbarn, Opa Goran, war überhaupt nicht fähig zu solchen staatsmännischen Überlegungen. An frostigen Wintertagen, wenn kein Fitzel Holz mehr auf unserem Hof zu finden war, stapfte er durch den Schnee an seinem Holzschuppen vorbei, wie Opa Valko passte er auf, dass ihn niemand sah, und dann warf er immer etwas von seinem Brennholz über den Zaun. Er achtete darauf, dass es nicht zu dick war, damit Oma Dimitra allein damit fertig werden konnte.

Wie es aussieht, hat mein Vater in diesen Jahren jede Menge Prügel eingesteckt. Alle Jungen, die älter waren als er, und die stärkeren Gleichaltrigen konnten nach Belieben ihre Kräfte an ihm erproben. Die Begründung lautete: „Du hast keinen Vater, was kannst du uns anhaben?“ Er war schwächlich und unterernährt. Seine beiden größeren Schwestern hätten auch Schutz gebraucht, aber woher sollte der kommen. Als Tante Jana die Konturen eines jungen Mädchens annahm, schnappte sie ein Witwer mit drei Kindern (es ging die Rede, dass er seine Frau umgebracht habe) nach einem Spinnstubenabend und schleifte sie zu sich nach Hause. Oma Dimitras Proteste und Flüche änderten nichts daran. Nach einigen Jahren geschah mit Tante Velika in etwa das gleiche. Der Unterschied war, dass der, der sie schnappte, wenigstens nicht Witwer war und keine Kinder großzuziehen hatte. So unerwünscht er als Mann und Schwiegersohn auch war.

Wenn man das liest, könnte man meinen, dass es hier um einen Staat ohne Gesetze und Rechtsprechung geht, aber das stimmt nicht. Gesetze gab es, eines hat einmal dazu geführt, dass Oma Dimitra einen Prozess vor Gericht gewann. Sie führte das Verfahren, nachdem Christo Tschakrakovski, ein großer und schöner, dreißigjähriger Mann mit blauen Augen ihren damals zehnjährigen Nikola windelweich geschlagen hatte. Der Anlass dafür war, dass unsere beiden Kühe in sein frisch aufgegrabenes Maisfeld gelaufen waren und einige Halme gefressen hatten. Die Zeugen sagten aus, wie sich alles zugetragen hatte. Das Gericht verurteilte Christo Tschakrakovski dazu, eine Entschädigung zu zahlen, und Oma Dimitra war sehr stolz auf ihren Sieg. Bei dem Stolz blieb es auch, denn der Verurteilte gab ihr keinen Pfennig. Offenbar wollte er einfach nicht, Geld hatte er nämlich. Zeit, den Willen des Gesetzes zu erfüllen, auch. Er überlebte Oma Dimitra und meinen Vater um einige Jahrzehnte. Einmal habe ich ihn getroffen – einen großgewachsenen,

blauäugigen neunzig Jahre alten Mann mit rosigen Wangen. Ich wusste von ihm, dass er früh zu Bett ging, mit Kleinvieh handelte und sich hauptsächlich von Milch und Früchten ernährte. Ruhig und umständlich legte er mir seine Ansichten über das Leben dar. Seiner Meinung nach sei es nicht wichtig, lange zu leben, sondern gut zu leben. Aus seinen Worten hätte man schließen können, dass er nicht zufrieden war mit seinem Leben. Wenn ich ein Ei esse, sagte er mir, müsste ich das Eigelb wegwerfen, weil es schädlich sei für die Gesundheit. Ich kann den Wert dieses Ratschlags nicht beurteilen, und die Entschädigung, die er unserer Familie schuldet (ich vermute, dass er noch lebt) lässt sich nach all den Währungsreformen seit 1924 (da wurde der Prozess geführt) auch nur schwer einschätzen.

15.

Ein vereister, weißer Wasserfall, davor Gymnasiasten in schwarzen Uniformen. Sechzehn-siebzehnjährige Jungen mit hohen Krägen, leicht aufs Ohr gerutschten Mützen, über den Jacken festgezogene Gürtel wie bei Soldaten. Eine einzige weibliche Gestalt ist auf der Fotografie. Die Lehrerin. Sie steht genau in der Mitte, hat ein strenges, intelligentes, jugendliches Gesicht und ihr Haar ist ganz weiß, so wie das Eis des eingefrorenen Wasserfalls. Mein Vater steht rechts neben der Lehrerin, er hält ein Buch in der Hand. Auf einer anderen Fotografie, die wahrscheinlich an demselben Tag gemacht worden ist, steht ein anderer Schüler zwischen ihm und ihr. Als Kind empfand ich Eifersucht, wenn ich das Album mit den Fotos durchblätterte. Mir war es unangenehm, dass ein anderer zwischen meinem Vater und der Lehrerin stand. Wer sie wohl war? Vielleicht Frau Sirkova? So eine Lehrerin war früher am Gymnasium in Lovetsch. Ihr Name riecht nach Geschichte, nach dem in keiner alten Reisebeschreibung

fehlenden Altan Lovetsch⁵, der feuchten Altstadt, dem vom Ossam umrundeten Viertel Drastene, wo sich jener immer fröhlich lachende Junge mit blauen Augen jahrelang in Fachwerkhäusern versteckte. In diesem Lovetscher Kiez haben die Sirkovs gewohnt, Marijka und Nikoltscho, ein Ehepaar, dem Levski⁶ sich bis zum Schluss anvertraut hat. Die Lehrerin Sirkova kommt aus dieser Familie.

Als die Türken nach Osten abgezogen waren, gingen die Kinder aus reichen, bessergestellten Familien nach Westen. Der am nächsten gelegene Westen war Sofia mit den neuen Schulen und der weiter entfernte – Prag, Berlin, Genf oder Paris. Als nach einiger Zeit von dort Ärzte, Lehrer und Juristen zurückkamen, begannen die Misthaufen unter der Überdachten Brücke und die Abfälle an den primitiven Landestegen am Ossam zu verschwinden. Nun roch es nach geputzten Pflastersteinen, nach europäischen Waren und nach Apotheken, die von Weiß, Sauberkeit und Respekt einflößendem Latein erfüllt waren. Und es kamen ausgebildete Musikanter. Sonntags spielten Garnisonsorchester im Stadtpark unter dem Dach eines großen Holzpavillons, der in den Farben der bulgarischen Fahne gestrichen war.

Das große Gebäude des Gymnasiums liegt zwischen dem Stadtpark und dem Sir Basar. Ich denke, die türkische Kugel, die meinen Großvater ins Jenseits beförderte, hat ihren Beitrag dazu geleistet, dass mein Vater in dieses Gebäude kam. Denn die Soldatenwitwe hielt so oder so nur einmal im Monat Bargeld in ihren Händen. Mit dieser Rente zu leben, war ohnehin undenkbar, aber inzwischen waren die schwersten Jahre irgendwie überstanden, jetzt bearbeiteten ihre

⁵ Historischer Name der Stadt, bedeutet auf Türkisch – das goldene Lowetsch. (Anm. d. Üb.)

⁶ Vasil Levski – Bulgarischer Revolutionär, Ideologe und Organisator des nationalen Widerstandkampfes im 19. Jh., als Apostel der Freiheit verehrter Nationalheld. (Anm. d. Red.)

beiden Töchter zusammen mit ihr die Kluten auf dem Acker. In dieser Situation hörte Oma Dimitra auf den eindringlichen Rat der Lehrer im Dorf und schickte ihren Jungen nach Lovetsch ins Gymnasium. Er soll so scheu und schwächlich gewesen sein, dass sie sich ohnehin längst von der Hoffnung verabschiedet hatte, einmal einen richtigen Mann zum Arbeiten im Haus zu haben.

Im Lauf einiger Jahrzehnte schrieb mein Vater in unzähligen autobiographischen Auskünften, die für die unerschöpflichen Aktenbestände der Bürokratie von Staat und Partei bestimmt waren, immer den einen Satz: „Unter großer Anstrengung konnte ich 1932 das Gymnasium abschließen.“ Das Wort „Anstrengung“ meint hier nicht das Schwitzen über den Lehrbüchern. Mit den Lehrbüchern kam er gut zurecht. Schwer waren die Tage in den eiskalten Altstadtwohnungen, aus denen selbst der schneidende Wind am Ossam nicht den Geruch von alten Häusern und Feuchtigkeit vertreiben konnte. Lästig und ermüdend waren die allwöchentlichen Fußmärsche ins Dorf für einen Beutel Brot und einen Topf Essen. Es war erniedrigend, jahrelang ein und dieselbe alte, abgerisene Kleidung und durchgetretene Schuhe zu tragen. Und trotzdem bezieht sich der Sinn dieses ständig wiederkehrenden Satzes nicht darauf. Ihm ging im Übrigen auch stets ein anderer voraus: „Ich komme aus einer sehr armen Familie vom Lande.“ Eben dieser Sprung aus dem Bauernstand, dem potentiellen Verbündeten der progressiven Arbeiterklasse, in den gebildeten Stand der verrotteten „Intelligenzija“, musste vor den wachsamen Kaderleuten gerechtfertigt werden. Denn nach dem Diplom vom Gymnasium kam noch eins vom Institut für Mittelstufenlehrer in Dupnica. Für diesen zweiten Schritt zum Klassenverrat versuchte mein Vater nicht einmal mehr den schuld mindernden Umstand „mit großer Anstrengung“ anzuführen. In den beiden Studienjahren trug er keinen Essenstopf von Kaminische über den Balkan nach

Sofia und weiter ins Rilagebirge, wo sein Lehrerinstitut war. In Dupnica bekam er außer dem größten Teil der Witwenrente auch noch anderes Geld. Per Postanweisung schickte es ihm Dotscho Mitshev, mein Großvater mütterlicherseits, der die Belege immer sorgfältig einsteckte und aufbewahrte. Die Bedingung war, dass mein Vater das Geld eines Tages zurückzahlte.

Die Hochzeit meines Vaters fiel in einen Lebensabschnitt, den er in seinen Autobiographien möglichst gar nicht erst erwähnte. Besagter Abschnitt zwischen dem Gymnasium und dem Lehrerinstitut dauerte zwei Jahre, in denen er als Schreiber in der Gemeindeverwaltung in Kaminischte arbeitete. Damals, Anfang der dreißiger Jahre, hatte er wahrscheinlich das Selbstverständnis eines Proletariers, der das Einzige, was er besitzt, verkauft: die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, aber zu Beginn der Fünfziger hat er gewusst, dass jeder einigermaßen geschickte Denunziant die Einzelheiten in Bezug auf Stellung und Zeit außen vor lässt und nur das schmutzige Wort „Gemeindeangestellter“ in die Waagschale wirft. Die Assoziationskette Bürgermeister, Steuersekretär, Schreiber, Polizist, Kriegsjahre 1941–45, Widerstand, abgeschnittene Partisanenköpfe würde sofort im Bewusstsein auftauchen, wenn einer die Denunziation hörte oder las.

Als der dreiundzwanzigjährige Schreiber heiraten wollte, sammelten die Gemeindeangestellten Geld und kauften ihm ein Geschenk, ein französisches Bett mit Stahlmatratze. Toschko Gadzhev, der den Zuchtbullen im Dorf hatte und auch der Gemeindeverwaltung angehörte, behauptete bis zu seinem Lebensende, dass der Bürgermeister einen Teil des gesammelten Geldes eingesteckt hätte. Was nun stimmt, werden wir nie erfahren können, aber das Stahlmatratzenbett mit glänzenden Messingknäufen an den vier Ecken und Schlössern und weißen Schwänen auf dem goldbraunen Kopf- und Fußteil hat für einen außerordentlichen Kontrast

im Schlafzimmer gesorgt, in dem man bisher auf dem Lehmfußboden schlief, nachts ausgelegt mit zwei Ziegenhaardecken und einigen Matten aus Werg. Oma Dimitra geriet vollkommen aus dem seelischen Gleichgewicht, als mein Vater beschloss, noch ein Bett zu kaufen. Zu diesem unvernünftigen Entschluss habe ich ihn gebracht. Ich war damals sechs Monate alt, meine Wiege war an den Birnbaum auf dem Feld gebunden, das am weitesten von zu Hause entfernt lag, fast schon im Nachbardorf. Den ganzen Tag habe ich so furchtbar geschrien, dass meine Mutter oder meine Tante immer die Hacke fallen lassen mussten, zu mir laufen und mich beruhigen. Wenn sie es schließlich geschafft hatten, das Feld umzugraben, stand der Mond schon am Himmel. Mein Vater kam ihnen auf dem Weg durch den Wald entgegen, außer Atem und erschrocken. Während er zu dem fernen Feld lief, hatte er sich geschworen, es zu verkaufen. Das tat er auch wenige Tage später. Wie damals das Preisverhältnis zwischen industriell gefertigten Waren und Land war, lässt sich danach beurteilen, dass das ganze Geld vom Verkauf des Feldes für ein Eisenbett mit Stahlmatratze draufging. Es war olivgrün, ohne Schlösser, Seen und Schwäne, aber mit melancholischen Herbstbäumen und darüber fliegenden Vögeln, ob das Raben oder Kraniche waren, kann nur der Maler sagen. Und auf dem Kopf- oder Fußteil gab es einen gelben Löwen, aufgerichtet im Profil und mit heraushängender, langer, roter Zunge wie bei Hunden an heißen Sommertagen. Irgendwo bei diesem Löwen habe ich mich als zwei-dreijähriger am Eisen festgehalten, immer noch ohne Hosen, wie auch später ohne besonders musikalisches Gehör, und bin kräftig hoch und runter gehüpft, weil ich mir vorgestellt habe, dass ich einen Reigen tanze, und habe begeistert und ohne Unterlass mein damaliges Lieblingslied dazu gesungen:

Eine rote Pfingstrose im Garten,
Jana, meine Liebe!

16.

Weißer Schnee und der scharfe Geruch von Pferdeäpfeln. Sie fallen einer nach dem anderen unter dem erhobenen Schwanz. Der Fuhrmann wartet ab, bis der letzte aus dem schmatzenden, roten Loch fällt, um mit der Peitsche sofort auf beide Lenden zu klatschen. Die Tiere ziehen los in der Hoffnung, sich von der Last an ihren Körpern zu befreien.

Meine Schwester und ich sind im Schlitten, zugedeckt mit einer warmen Schafwolledecke. Auf der Decke häuft sich langsam eine dicke Schicht Schnee. Mein Vater sitzt vorne neben dem Fuhrmann, meine Mutter hinter den beiden. Sie schiebt den Schnee über uns nicht weg. Entweder weil sie weiß, dass er sich bald wieder anhäuft, oder weil sie denkt, dass die dicke Schicht auf der Decke den Wind abhält und so die Wärme darunter hält.

Wir fahren in das Dorf Dragana. Oder vielleicht auch nach Vasiljovo, weil ich, als mein Vater für kurze Zeit Lehrer in Dragana war, zwei Jahre alt war und das einzige, von dem ich sicher weiß, dass es dort war, ist ein großes, böses, braunes, zwischen meinen Beinen schnell fließendes Wasser und eine Weide, die mit himmelwärts stehendem Wurzelwerk oben auf schwimmt. Die Weide kam schnell auf mich zu, aber statt anzuhalten und mich mitzureißen, zog sie an mir vorbei. Vielleicht war ich verwundert oder beleidigt, aber ich kann mich nicht erinnern, dass ich in das braune Wasser springen wollte, um der Weide nachzujagen. Die Panik meiner Mutter, die sie noch lange Jahre später aus dem Schlaf hochschrecken ließ, war also völlig umsonst. Nach einem heftigen Regenguss sah unsere Vermieterin, Tante Kapscha, (wohlgemerkt ein sprechender Name, so etwas wie Regentrude) das Kind ihrer Mieter über den ausgeferten Fluss gebeugt hocken und mit einem Stock darauf hauen. Meine Mutter näherte sich von hinten mit lauernden Schritten und packte mich. Der Fluss, in dem mein damals zweijähriges Erdenleben ein Ende ge-

nommen hätte, trug den nicht besonders wohlklingenden Namen Kalnik, Schlammfluss, jedenfalls sieht man auf dem Foto, hinter den Weiden am Ufer, ein schönes zweistöckiges Haus mit einem eisernen Balkon. Dort oder woanders in der jeweiligen Mietwohnung im Dorf machte mein Vater, wenn er von der Schule zurückkam, ein Mittagsschläfchen. Währenddessen mussten meine Schwester und ich Ruhe halten und einmal haben wir wahrscheinlich aus Ärger über diese Notwendigkeit seine Aquarellpinsel auseinandergerupft. Ich erinnere mich sehr gut, dass er im Bett lag, und wir wütend die Haare aus den Pinseln rissen und in uns reinkicherten, bis wir sie vollends auseinandergenommen hatten.

Neben Mathematik und Naturwissenschaften hatte mein Vater Zeichnen als Fach am Lehrerinstitut belegt. Als ich größer wurde, realisierte ich, dass er kein besonderes Talent als Maler hatte, aber damals schlug mein Herz höher vor Erwartung und Begeisterung, wenn ich sah, wie unter einem Stift oder einem Stück Kohle in seiner Hand ein Auge, eine Nase, ein Mund, ein Kopf, ein Mensch oder ein Rabe auf dem weißen Blatt erschienen. Die Farben, die der nasse Aquarellpinsel zurückließ, erfüllten mich mit der anregenden Empfindung, dass es etwas Großes und unendlich Interessantes gibt, das ich noch nicht kenne. Später bepinkelten die Mäuse aus den Jahrzehnten des realen Sozialismus die Überreste dieser Zeichnungen, die in unserem leer stehenden Haus zwischen Broschüren, Anleitungen, Parteireden, Handbüchern, Formularen, Protokollen, Abrechnungen, Analysen und was nicht sonst noch alles für krebsartig wuchernden Produkten von in einer Sackgasse herumirrenden Gehirnen herumlagen.

In Vasiljovo geriet mein Vater in eine lebenslustige, trinkfreudige Gesellschaft. Schulmeister war damals Stojan Popov, Micho Karavasilevs Schwiegersohn aus der reichen Familie, die dem Dorf seinen Namen gegeben hat. Auch sei-

ne Frau gehörte zum Lehrerkollegium, die Tochter von eben diesem Reichen, der früher auch Parlamentsabgeordneter gewesen war. Es stellte sich jedoch heraus, dass die Hauptbeschäftigung des Schulmeisters Popov nicht das Unterrichten war, sondern die Jagd. In den kurzen Pausen zwischen den Stunden, wenn überhaupt Unterricht abgehalten wurde, sprachen die Lehrer nur über Schießpulver und Hunde, jeden Tag krachten Schüsse in den Wäldern, auf den Hügeln ringsum. Die wilden Kaninchen aus Vasiljovo kochten in den Töpfen des unermüdlichen, immer fröhlichen Kneipenwirts Ivan Sabev. Hier roch es nach Wein und Lorbeerblatt, nachts spielten in der Kneipe Schallplatten, Lieder ertönten und die Schüler genossen ihren Müßiggang. Bloß hatten sie das Einmaleins bald vollkommen vergessen. Dieser Fall ist vielleicht nicht charakteristisch für das damals insgesamt sehr strenge Schulsystem. Jedenfalls gab es für meinen siebenundzwanzigjährigen Vater zwei Möglichkeiten. Entweder hätte er Jäger werden und mit der Schulleitung immer fröhlich zechen oder den ersten Augiasstall ausmisten müssen, der seinen Weg kreuzte.

Er kaufte sich wirklich ein Gewehr und ist sicher einige Male mit den anderen Jägern losgezogen, aber für die Zecherei war er absolut ungeeignet. Das lag daran, dass mein Vater schon in Kaminische zusammen mit einem Mitschüler einen Abstinenzlerverein für Jugendliche gegründet hatte, der sehr schnell neue Mitglieder gewann und 1937 schon an die 200 Schülerinnen und Schüler und junge Mädchen und Männer versammelte. Um die Zeit bestand die Dorfbevölkerung aus etwa zweitausend Personen und zur Befriedigung der Tabak- und Alkoholgelüste hatten fünfzehn Kneipen ihre Türen geöffnet. In unserem alten Haus fanden sich bis vor kurzem noch vergilbte und von Mäusen angenagte Zeitungen und Kalender, herausgegeben von der damaligen Abstinenzlerbewegung. Zusammen mit anderen Papieren be-

deckten sie den Fußboden und füllten die Regale bis zur Decke in einem ganzen Zimmer. Aber dort gab es außer Papier auch eine große Anzahl von Schnapsflaschen. Den erstklassigen Trauben- und Pflaumenschnaps hatte mein Vater in den letzten zehn Jahren seines Lebens eigenhändig hergestellt, doch da er vor der Zeit verstarb, hatte er ihn nicht mehr austrinken können. Auf der Titelseite der am längsten erschienenen Broschürenreihe ist ein junger, muskulöser Bursche mit dem Profil von Michelangelos David abgebildet, der einen riesigen, sich windenden Drachen mit agonisch heraushängender Zunge würgt. Der Drache war natürlich der verhasste König Alkohol und hinter ihm und dem Burschen ging die Sonne der Nüchternheit auf.

Obwohl ich in Bezug auf meinen Schlaf eher zum Typ Lerche als zu dem der Eulen gehöre, ist die Anzahl der natürlichen Sonnenaufgänge, die ich in meinem Leben gesehen habe, verschwindend klein gegenüber den gemalten. Eine Sonne hinter einem sezessionistischen Geflecht aus Buchstaben, Blättern und Zweigen auf den Titelseiten einer Frauenzeitschrift von der Jahrhundertwende. Eine Sonne hinter Hammer und Amboss. Eine Sonne hinter aufgeschlagenem Buch. Eine Sonne hinter einem Fabrikschornstein, hinter einem Hakenkreuz, hinter einer Fackel, hinter Hammer und Sichel, hinter einer erhobenen Faust, hinter gepflügten Furchen, hinter einem Fabrikgebäude. Ich erinnere mich sogar, dass auf einem Holzlineal für die Schule Kiefern, ein Gebirgskamm und die darüber aufgehende Sonne gemalt waren. Mein Vater hat in der Stunde wohl etwas gekritzelt, wenn er wartete, dass die Klasse ihre Übungen fertig stellte oder einer an der schwarzen Tafel seinen Vers aufsagte.

Ich selbst habe eine Unzahl von Sonnenaufgängen auf allen möglichen Wandzeitungen, Transparenten und Plakaten in der Schule gemalt. Der revolutionäre Dichter Nikola Vapzarov hatte geschrieben: „Für mich ist klar, so wie die Son-

ne aufgeht, zerbrechen wir das Eis mit unseren Köpfen. Und die Sonne über dem dunklen Horizont, ja, unsre helle Sonne wird erleuchten.“ In diesen Versen gibt es keine Ironie. Die Ironie liegt darin, dass Jahrzehnte später, nachdem ihr Autor 1942 den eigenen Schädel zerbrochen hatte, in dem festen Glauben, das Eis zu zerbrechen, sich die Menschen in seinem Heimatland kurzer und unechter Erwärmungen erfreuten, wie plötzlich ein wenig zum Leben erwachte Mammute aus einer unvorstellbar fernen Eiszeit.

Wer die Metamorphose verstehen will, in deren Verlauf sich der Drache als Symbol für König Alkohol in einen Drachen als Symbol für den Weltimperialismus verwandelte, und die Aufschrift „Nüchternheit“ auf der aufgehenden Sonne in die Aufschrift „Kommunismus“, muss verfolgen, wie die Anliegen des Sozialismus, der Genossenschaftsbewegung, der Dorfgemeinschaftshäuser und Abstinenzlerbewegung in Bulgarien mit den Ideen des stalinistischen Bolschewismus infiltriert wurden. Ich selbst habe Geruchsempfindungen für diese Metamorphose. In unserem Haus wurde der Geruch von frisch aufgeschnittenen Büchern, Druckertinte, Temperafarben und Theaterschminke allmählich durch die Gerüche von Schießpulver für Jagdgewehre, Waffenfett, ledernen Patronengürteln und Trauben- und Pflaumenschnaps verdrängt.

17.

Meine Mutter sagte, dass mein Vater auf dem steilen Weg von Vasiljovo nach Paulikaner Kaminische herunter „Manöver gemacht hätte“. Er lief gebückt, legte sich in die Gruben am Weg, sprang wieder auf und lief so, wie es die Soldaten tun. Sie sagte es mit der für ihre späteren Jahre typischen Ironie. Der Sinn des ganzen Manövers war, dass er sich vorbereitete, in die Illegalität zu gehen. „Dich bringen sie gleich am ersten Tag um, ungeschickt wie du bist“, sagte

sie ihm immer wieder und wollte nichts von Rebellen hören. Das Wort „Partisane“ war noch nicht in Gebrauch. Ich hörte es zum ersten Mal im Herbst 1944, doch zuerst tauchte der Begriff in seiner dialektalen Form auf. Offenbar hatten die Vertreter der Macht von „Rebellen“ gesprochen, doch das Wort ging unseren Leuten schwer von der Zunge. „Ribolle!“, flüsterte meine Mutter aufgeregt und besorgt eines nachts, als ich von Hundegebell wach wurde, und beugte sich über mich, als wollte sie mein warmes Bett vor etwas Schrecklichem bewahren. Ich stellte sie mir mit schrecklichen Gesichtern vor, die mit einer Lösung aus Kalk und Kupfersulfat bespritzt waren. So sahen, wer weiß warum, die Freischärler in einem Stück aus, das mein Vater auf der Schulbühne inszeniert hatte. Die Ribolle hatten den Förster des Dorfes Vasiljovo getötet. Und waren auf ihm herumgetrampelt, das war mir auch zu Ohren gekommen. Warum mussten sie wohl auf dem Förster herumtrampeln? Wahrscheinlich, weil sie nicht gehen konnten wie andere Leute, sie konnten nur rennen. Wie Hunde. An dem Fest Dajlada, wenn die Ringe aus dem Kessel gefischt wurden, sangen die Mädchen verschiedene Kehrreime, darunter auch: „Die Hündin läuft immerzu, ihr drückt der Schuh“. Das Mädchen, dessen Ring nach dem Lied aus dem Wasser im Kessel gezogen wurde, würde einen Heiduck heiraten. Freischärler, Rebell, Heiduck – es klang wild, schrecklich, gleichermaßen abstoßend und anziehend. Da die Figuren der auf dem Förster herumtrampelnden Rebellen (offenbar wegen des in dieser Vorstellung enthaltenen Elements der Grausamkeit) nicht aus meinem Bewusstsein verschwinden wollten, wurde mir langsam klar, dass es ein Racheakt gewesen sein muss. Die Illegalen hatten den Leichnam des des Verrats beschuldigten und von ihnen im Wald exekutierten Gemeindeangestellten zertreten.

Auf dem steilen Weg von Vasiljovo nach Paulikaner Kaminische sangen im Frühjahr die Vögel, und jetzt im Spät-

herbst raschelten die trockenen, braunen Zerreibenblätter. Ich laufe hinter meinen Eltern her. Sie haben es eilig, weil am Abend eine Veranstaltung im Dorfgemeinschaftshaus ist. Mir haben sie versprochen, dass ich auch mitdarf. Manchmal stolpere ich über einen Stein oder einen Erdkluten, weil meine Aufmerksamkeit auf Hügel in weiter, sehr weiter Ferne gerichtet ist, wo der Himmel beginnt. Dort irgendwo ist eine Straße und darauf könnte ein Automobil fahren. Es ist sehr spannend zu sehen, was für ein Automobil auftaucht: ein rotes, blaues, gelbes, grünes oder doch ein anderes. Im oberen Ortsteil liegt das Gasthaus von Opa Valjo. Dort kamen einmal nach einem starken Regen viele Automobile an, alle blau-grün, und Soldaten mit gelben Haaren sprangen heraus. Meine Mutter, meine Schwester und ich hatten uns in Opa Valjos Kneipe untergestellt, wir kamen vom Feld zurück. Eine Frau mit hellem Haar und hellen Stiefeln nahm mich auf den Schoß. Sie gab mir Schokolade, ich weigerte mich hartnäckig, sie zu nehmen. Ohnehin galt ich als schüchtern und außerdem verstand ich nicht, was die Frau zu mir sagte. Es war unmöglich etwas zu verstehen, weil sie, wie mir später klar wurde, Deutsche war und das Jahr 1941. Jetzt, wo wir über den steilen Weg von Vasiljovo nach Paulikaner Kaminische kommen, weiß ich nicht, dass es schon 1942 ist und wenn einer der blau-grünen Lastwagen auf den russischen Straßen noch nicht ausgebrannt ist und weiterfährt nach Stalingrad, würden die Soldaten nicht mehr lächeln. Und hätten keine Schokolade. In den gelbbraunen Wäldern von Bulgarien ist im Jahr 1942 nur zu hören, wie der Wind überprüft, wie viele Blätter noch fest am Zweig hängen. Ganz selten knackt ein Ast unter einem Fuß, von einem Tier oder vielleicht auch nicht von einem Tier, eine Elster schäkert, wenn jemand die Ordnung stört, es kann auch sein, dass ein-zwei Mal am Tag ein Gewehr knallt, von einem Jäger oder vielleicht auch nicht von einem Jäger, aber Waffendonner, Feuer, Siegesge-

heul und Todesschreie von Millionen Russen, Deutschen, Japanern und wer weiß, von wem noch alles, sind noch einige Tausend Kilometer von hier entfernt.

Der tiefe Taleinschnitt mit blauer Erde und gelben Steinen trennt die beiden Gebirgskämme zwischen den zwei Dörfern. Es ähnelt den Canyons in Colorado, die ich später in amerikanischen Western gesehen habe. Die interessanteste und gefährlichste Stelle ist der Sprung. Sprung sagt man bei uns zu Wasserfall. Von einer breiten, über die Tiefe hervorstehenden Felsplatte fällt jetzt nur ein dünner Wasserstrahl, aber das ist nicht immer so. Einmal rauschten und donnerten hier furchterregende, trübe Wassermassen. Wir kamen wieder über den Weg von Vasiljovo nach Paulikaner Kaminische. Auf einmal fing es an, heftig zu gießen, und ein Schäfer holte uns in seine Hütte. Als der Regen aufhörte, schlitterten wir über den steilen, matschigen Weg nach unten und kamen zum Sprung. Hier sah ich etwas, das hinterher lange Jahre in meinen Träumen auftauchte. Der ruhige, grüne Tümpel war nicht wiederzuerkennen. Jetzt war der ganze Kessel, gebildet aus den beiden Steilufeln und der sie verbindenden Felsplatte, mit trübbraunem Wasser und weißem Schaum gefüllt. Von oben schossen hinter der Talkurve Äste und dicke Stämme hervor, einen Augenblick nur tauchten sie über dem schäumenden Kessel auf und bevor sie etwas zu ihrer Rettung unternehmen konnten, flogen sie in das rauschende und donnernde Grauen.

Wir warteten am Rand ab, bis das Schlimmste vorbei war, dann zog sich mein Vater bis auf die weißen, knielangen Unterhosen aus, nahm meine Mutter auf die Arme und wate ins Wasser. Jeder seiner vorsichtigen, langsamen Schritte an das gegenüberliegende Ufer war begleitet von dem verzweifelten Geschrei von meiner Schwester und mir. Ob ich als zweiter oder als letzter herübergetragen wurde, weiß ich nicht mehr, aber die Vorstellung, wie die weißen Unterhosen

meines Vaters, die Zöpfe meiner Mutter und das Kleidchen meiner Schwester zusammen mit den Ästen und Bäumen an mir vorbeiziehen und voller Blut und Dreck in die Tiefe stürzen, schwebte lange über meinem Kopfkissen, bis der Szenarist meiner Träume, der immer einen Hang zum Alpträumen hatte, sich darum kümmerte und sie mit anderen Motiven abwandelte.

18.

Der Wald auf der Bühne war schöner als der echte Wald. Ob die Zweige und Blätter aus Papier oder aus Stoff geschnitten waren, wer weiß, aber es war so interessant anzusehen, wie sie sich ganz zart über den Köpfen der Schauspieler hin- und herbewegten. Sehr viel später erfuhr ich, dass die Dekore für das Theater im Dorfgemeinschaftshaus von Boris Dankov aus dem Nachbardorf Kazatschevo, der später Professor an der Kunstakademie war, und von einem russischen Maler, einem Weißgardisten, gemalt worden waren. Etwa in dem Jahr, in dem ich geboren wurde, hatte der damalige, sehr tatkräftige Bürgermeister, von Beruf Rechtsanwalt, den Dorfwald abholzen lassen. Wo früher die jahrhundertealten Eichenbäume gestanden hatten, glänzte nun am unteren Dorfrand ein riesiger, nackter Hügel. Der Hügel riss an etwa zehn Stellen auf, die Spalten wurden immer breiter und tiefer, und nun schien man darauf zu warten, durch welche eines Tages die Spaltung der Erde bis ans andere Ende gehen werde. Vom Wald blieb nur der türkische Name, mit dem er benannt wurde, auf der Erde in den Gruben wuchsen völlig überflüssige weiße Dornensträucher, und die Schafe ließen auf ihrer Suche nach spärlichem Gras Wollbüschel daran hängen. Deshalb entstanden im Dorf aber auch drei neue Gebäude, eine veterinäre Heilanstalt, eine elektrische Mühle und ein Dorfgemeinschaftshaus. Eigentlich lässt sich das bulgarische Wort für diese Kommunaleinrichtung, genannt

tschitalische, in keiner fremden Sprache adäquat übersetzen. Aus der russischen Wortverbindung „dom kulturny“ weht sowjetische Langeweile. „Dorfklub“, wie der deutsche Übersetzer schreiben würde, riecht nach Bier und Politik. Es geht nämlich darum, dass die bulgarischen Lehrer, die sich noch während der Türkenherrschaft versammelten, um die wenigen verfügbaren Zeitungen zu lesen, woraufhin der Begriff „Lesehalle“ entstand, schon damals sehr gern Theater spielten. Deshalb weckt das Wort nicht so sehr die Vorstellung von einem Ort, wo gelesen wird, sondern von einer Bühne, einem Saal und schauspielerischen Emotionen. Das Gebäude des Dorfgemeinschaftshauses in Paulikaner Kaminische verkörpert diese Sinnkonstellation ganz direkt. Es besitzt nur eine Bühne und einen Salon, und die Bibliothek und der Lesesaal blieben unvollendet, wohl weil das Geld vom Verkauf des Dorfwaldes auch für das dreistöckige Haus draufgegangen war, das sich der Rechtsanwalt und Bürgermeister in der Stadt Lovetsch gebaut hatte. Ob es genauso war, hat sich nie jemand nachzuweisen bemüht, und die steinernen Fundamente dieser Räume wurden Regen, Schnee und Wind überlassen, um ihnen immer mehr das Aussehen eines von Archäologen ausgegrabenen und wieder vergessenen antiken Gebäudes zu verleihen. Aber was für eine magnetische Anziehungskraft die Bühne hatte. Die immer ein bisschen langweiligen Vorträge der Abstinenzlervereinigung über den Schaden von Alkohol und Tabak, gegen die Unzucht, die geistige und materielle Armut, Wucher, Ausbeutung und alle möglichen sozialen Übel, die den Weg in den Fortschritt versperrten, waren auch schon zuvor mit Theatervorstellungen aufgeheitert worden, aber das geschah in der Schule im Licht einiger großer Gaslampen. Jetzt wurde die Bühne jedoch von einer Rampe aus beleuchtet, auf die verschiedenfarbige elektrische Glühbirnen gesteckt waren, es gab Kulissen und Soffitten, ein System von Spulen, Seilen und Rollen, das die

Dekore von Boris Dankov und dem Weißgardisten herunterließ.

Neunzehnhundertzweiundvierzig. Krieg. Die Abstinenzlervereine sind verboten, aber die abendlichen Theaterveranstaltungen gehen weiter. Wir kommen immer, wer weiß warum, über die Bühne herein. Ob wir nach Hause gegangen sind, nachdem wir über den Weg aus Vasiljovo gekommen waren, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich, dass ich unter erschrocken wirkenden Leuten war (das waren die örtlichen Schauspieler). Mir stieg ein scharfer Geruch in die Nase (wahrscheinlich von Theaterschminke oder Mottenpulver von den Kostümen), mein Vater zog etwas, von dem ich später erfuhr, dass es Vorhang heißt, und wir befanden uns hoch über dem Theatersalon, zu dem eine kleine Holzterrasse mit vier-fünf Stufen führte. Bevor die Aufführung anfang, wurde Blasmusik gespielt, im Salon ertönte fröhliches Geplauder und es gab keinen einzigen freien Stuhl. In der ersten Reihe saß unser Pate Vasil, der Steuersekretär, dick, lachend und glatzköpfig, zwischen ihm und der Bühne spazierte ein riesiger, weißer Hund.

Vasil ist der wichtigste Mann in der Gemeinde, wichtiger noch als der Bürgermeister, weil die Bürgermeister kommen und gehen, er aber bleibt. Er sitzt jetzt in der ersten Reihe im Dorfgemeinschaftshaus, sein Fleisch quillt aus der modernen Golfhose, seine neue Krawatte glänzt am breiten Hals, der Steuersekretär Vasil sieht zu, wie sein reinrassiger Jagdhund vor dem Publikum spaziert, und weiß, selbst wenn der Hund über die Holzterrasse auf die Bühne läuft, würde sich niemand trauen, etwas zu sagen. Er weiß jedoch nicht, dass er nur zwei Jahre später ohne Golfhose, ohne Krawatte, ohne Uhr und ohne Sarg im Sand am Flussufer des Ossam verscharrt liegen wird. Ich sitze auch in der ersten Reihe und weiß auch nicht, was mit unserem Paten Vasil und seinem großen, weißen Hund geschehen wird. Die Geschehnisse auf der Bühne fes-

seln unsere Aufmerksamkeit. Zwei Männer, Najden und Zhivko, streiten sich um eine schöne, junge Frau namens Milkana. Zum Schluss erschießt Najden nicht Zhivko, sondern Milkana mit einer kleinen, silbernen Pistole.

Am nächsten Tag sehe ich Milkana jedoch lebendig. In schwarzer Schuluniform mit Nummer am Ärmel. Milkana aus dem Theaterstück gestern Abend heißt eigentlich Evdokia, wird aber Dotschka genannt, geht in Lovetsch aufs Gymnasium und ist mit uns verwandt. Sie steht zwischen dem Radio und dem mit Gläsern und Tellern vollgestellten Tisch in ihrem Elternhaus und streitet mit den Gästen über etwas. Ich bin der jüngste unter den Gästen. Und die eine von Vasils Töchtern. Genau vor mir steht auf Augenhöhe eine Glaskanne mit Rotwein, und die stört mich dabei, Evdokia gut zu sehen. Sie hat ein wunderschönes, weißes Gesicht und eine zierliche Figur, bestimmt ist sie das schönste, was in der großen, reichen Familie von Oma Donka geboren worden ist. Die Gäste glauben ihr etwas nicht, sie sagt: „Ganz im Ernst!“ Und ihre feinen Augenbrauen ziehen sich nach oben. Zum ersten Mal höre ich das Wort „Ernst“, und es gefällt mir sehr.

Das, was sich in diesem Moment abspielte, könnte man als „Besuch bei reichen Verwandten“ bezeichnen. Meine Lebenserfahrung und mein Wortschatz waren aber noch völlig unzureichend für solche Formulierungen. Mir wird bewusst, dass das Haus, in dem wir uns befinden, ganz anders ist als unseres. Um mich herum stehen Glasschränke mit allen möglichen weißen und grünen und braunen Tellern und Tassen darin. Es gibt ein Radio, mit einer weißen Spitzendecke bedeckt, weiße Spitzen sind auch vor den Fensterscheiben. Einige Frauen haben geschminkte Lippen und lockiges und kurzgeschnittenes Haar wie Lehrerinnen. Die Männer rauchen fingerdicke, braune Zigaretten.

„Und jetzt singen uns Mima und Dora etwas vor“, sagt unser Pate, der Steuersekretär Vasil, und sein goldener Zahn

blitzt unter dem glücklichen Lächeln des Vaters über seiner grünen Krawatte. Mima und Dora sind etwas größer als ich, haben bunte Schleifen im Haar und tragen, ein bisschen komisch und unmöglich, Hosen wie Jungen, gestrickt und bodenlang. Mima und Dora stellen sich nebeneinander auf und singen:

Rom, Berlin und Tokio
sind so kühn im Kampf.
Eine neue Ordnung schaffen sie
bald schon auf der Erde.

Sie werden beklatscht und liebkost, alle freuen sich. Die ganze Gesellschaft fängt an zu singen. Aus der gelblichen Glaskanne wird Rotwein ausgeschenkt. Bläulicher Zigarettenrauch schwebt über dem Lippenstift, den Krawatten, über den verschwitzten, kahlen Männerköpfen und dem dauerwellten Frauenhaar.

Wir gehen nach draußen, um Fotos zu machen. Später wurden sie auf eine der ersten Seiten in unserem Familienalbum geklebt. Ich bin finster und böse. Das war ich schon, als wir von zu Hause weggingen. Meine Mutter versuchte, mir die Ohrenklappen meiner Ledermütze unter dem Kinn zusammenzuknöpfen. Ich hasste diese Mütze, weil sie mir schon lange zu eng geworden war und am Kopf drückte. In ihrem Bemühen, mit der Situation zurechtzukommen, zwickte mich Mama in die Haut. Tränen, Ohrfeige, los, wir kommen zu spät, was sollen die Leute sagen. Als wir durch das Elstertal gingen, trat ich in eine Pfütze, weil ich wissen wollte, ob sie schon zugefroren war, mein Gummistiefel füllte sich mit kaltem Schlamm, eine neue Ohrfeige, wie sollte ich da nicht finster aussehen auf dem Foto, obwohl alles sehr ungewöhnlich und interessant war, besonders das Lied „Rom, Berlin und Tokio“.

Auf diesem Foto mit den reichen Verwandten ist auch meine Oma Donka zu sehen. Sie hält eine große Pute in den

Armen. Sie hatte wohl gedacht, dass das Bild mit der Pute interessanter aussehen würde, und hatte offensichtlich auch Recht. Wichtiger für die Klärung der Chronologie der Ereignisse ist jedoch, dass sie auf diesem Bild noch ihr linkes Bein hat. (Sonst hätte sie sich auf einen Stock gestützt und die Pute nicht mit beiden Händen halten können.) Das Foto ist also entstanden, bevor ihr das Bein abgenommen wurde.

19.

Oma Donkas linkes Bein spielte eine schicksalsträchtige Rolle im Leben aller Familienmitglieder.

Alles fing damit an, dass wir eines Tages unser altes Haus am Fuß des langen weißen Felsens verließen und in den unteren Teil des Dorfes zogen. Das Eisenbett mit Stahlmatratze, der schwarze Schrank mit Büchern, Oma Dimitras Truhe, die Decken, Kessel, Töpfe und Löffel, all das war auf den mit unseren beiden Kühen angespannten Holzwagen geladen und zuckelte die steilen Straßen hinunter. Unsere gelbbraune Katze, meine Schwester hielt sie fest, schaute betreten und befremdlich und versuchte ständig, sich davonzumachen und zurück nach oben zu laufen. Unser Hund Schakal, auch mit gelbbraunem Fell, lief pflichtbewusst neben dem Wagen her, aber anders als sonst hielt er sich ganz hinten, als hätte ihn jemand an die hintere Wagenachse gebunden. Aber schließlich war er ein Hund, er fand sich sofort mit dem neuen Wohnort ab. Die Katze lief in der ersten Nacht weg. Ein oder zwei Tage später nahm Oma Dimitra eine Pfanne, steckte etwas Kleidung und eine Decke in ein Tragetuch und ging auch in ihr gerade verlassenes Haus oben unter dem Felsen zurück. Wir vier richteten uns aber in dem neuen, eigentlich als Kneipe gedachten Gebäude von Opa Dotscho und Oma Donka ein.

An Oma Donkas linkem Bein hatte sich ein Stückchen unter dem Knie ein bösartiger Tumor entwickelt. Für die

nahe Zukunft zeichneten sich düstere Aussichten ab. Meine Mutter musste in ihrer Nähe sein, um sie zu versorgen. Dieses Versorgen währte 38 Jahre. Neunzehnhundertzweiundvierzig, als wir unser altes Haus verließen, war mein Vater ein junger Mann. Als die Berliner Mauer fallen sollte, war er schon längst im Grab verfault, doch Oma Donka ging mit der Prothese und ihrem Holzstock bei den Bienenkörben in unserem Garten spazieren und sagte nachdenklich zu mir: „Dieser Schmetterling fliegt schon den zweiten Tag ohne Gefährten. Vorgestern hatte er einen Gefährten.“ Wie sie die Identität der Schmetterlinge feststellte, wer kann das sagen, aber zu dieser Zeit beschränkten sich ihre Zuständigkeiten beispielsweise auf Gedanken über die Liebesbeziehungen der Schmetterlinge.

Oma Donka ist eine der acht Töchter meines Urgroßvaters mütterlicherseits. Stojno Veltschovski war über viele Jahrzehnte hinweg der vermögendste Mann in Paulikaner Kaminische. In so einem armen Dorf in einer gebirgigen Gegend besonders vermögend zu sein, scheint irgendwie noch nicht Reichtum zu heißen, aber ganz so ist es nicht. Stojno Veltschovski hat alle Besitztümer des türkischen Beys Mehmed Gendjoolu geerbt, dem letzten Herrscher mit einem fremden Glauben, der sich hier im neunzehnten Jahrhundert aufgehalten hat. „Sich angeeignet“ ist ein genaueres Wort als „geerbt“, aber wie kann ich es hinter den Namen meines eigenen Urgroßvaters setzen, obwohl ich seine Physiognomie nie gesehen habe, außer auf einigen alten Fotografien. Andererseits haben sich auch die Urgroßväter von diesem Bey Mehmed fremden Boden angeeignet, als sie mit ihren Krummsäbeln kamen. Ob nun von diesem Bey oder von einem anderen einflussreichen Türken, jedenfalls bekam Opa Stojnos Vater in den letzten Jahren vor dem Russisch-Türkischen Krieg den Rat, seinen Sohn in die Emigration zu schicken, wenn er ihn nicht am Galgenstrick hängen sehen woll-

te. Stojno Veltschovski hatte gerade das Gymnasium in Gabrovo abgeschlossen, zu der Zeit die beste Bildung, die man in bulgarischen Landen erhalten konnte. Es wurde abgemacht, dass er Lehrer in Paulikaner Kaminische werden sollte, aber er redete verdächtig viel von dem Treiben der Freiheitskämpfer. Er ging nach Rumänien und kam von dort mit der Armee von General Skobelev zurück. Dass er sich im Krieg besonders verdient gemacht hätte, hörte man nicht, aber nachdem er mit den Siegern gekommen war, galt sein Wort immer als das Wort eines Siegers. Als er verkündete, dass die Ländereien des Beys ihm gehören, haben sich die analphabetischen Dorfbewohner wahrscheinlich gewundert, wie das auf einmal gegangen war, aber niemand hat sich zu fragen getraut. Wenn es jemand reicheren und gebildeteren gegeben hat, wird der auch lieber geschwiegen haben, weil er als reicher Mann in türkischen Diensten und Anhänger der türkischen Machthaber gebrandmarkt war. Auch der Pope hat nichts gesagt. Vor Jahren war ein illegaler Gesandter ins Dorf gekommen, vielleicht Levski selbst, um ein Revolutionskomitee zu gründen. Der Pope hat sich ihm jedoch entgegengestellt. „Mein Junge“, so soll er sich an den Apostel gewandt haben. „Wir sind von allen Seiten von türkischen Dörfern umgeben. Wenn wir uns erheben, schlachten sie uns sofort ab.“ Der Emissär des Revolutionskomitees wurde mit den besten Wünschen verabschiedet, das Komitee kam nicht zustande. Aber jetzt, da sich tiefe, fünfhundert Jahre alte Schichten durch den allgemeinen patriotischen Aufschwung verschoben hatten, wurden diesbezügliche Verdienste fieberhaft gesucht, erinnert und versilbert, der Pope musste Konsequenzen aus seinem Kleinmut ziehen. Vom großen Hof des Bey in der Mitte des Dorfes wurde immerhin ein Stückchen abgeschnitten, um dort eine Kirche zu bauen, alles andere wurde Stojno Veltschovskis Hof. Wo der Turm des Bey gewesen sein mag, der während des türkischen Gegenangriffs gegen den

Kosakentrupp von Oberst Zharebkov abbrannte, wusste zu meiner Zeit niemand mehr, geblieben war jedoch ein langes Gebäude, das nach Süden zum Balkan schaute, mit vielen Zimmern, Treppen und Altanen. Stojno Veltschovski hielt die Regel ein, dass man sich nach der Decke strecken muss, und machte sich daran, den Hof und das Gebäude mit seiner zahlreichen Nachkommenschaft zu füllen.

Da ich eine gewisse Vorstellung von seinem Charakter habe, meine ich, dass er wohl kaum ein geborener Lehrer war. In jedem Fall hat er während seiner Lehrerzeit und vermutlich eher vor seiner kurzen Emigration nach Rumänien als hinterher, jeden Tag durch das Schulfenster gesehen, wie ein junges Mädchen mit Kesseln und Joch auf der Schulter den Hügel zum langen weißen Felsen hinaufging. Wasser Tragen mit Joch verlangt nicht so sehr Kraft als vielmehr Können. Ich habe es auch einmal versucht. Schon bei den ersten Schritten beginnen die Kessel zu schlenkern, nach hinten – nach vorn, nach hinten – nach vorn, das Wasser spritzt vor mich und hinter mich und bis ich die zweihundert-dreihundert Meter durch das Elstertal zu uns nach Hause gegangen bin, sind die Kessel nur noch halbvoll. Manchmal begegnet mir eine ältere Frau, sie verbirgt ihr Lächeln und gibt mir immer ein und denselben Rat: „Dreh dich, dreh deinen Rock hin und her.“ Einen Rock trage ich nicht, ich ziehe Hosen an, aber jenes Mädchen, das mit den Kesseln oben von den Häusern unter dem langen weißen Felsen herunterkam, hat sicher einen getragen. Ich erinnere noch einmal daran, dass das ein weibliches Kleidungsstück ist, das besonders den keuschen Pater Baldini zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts empört hat, weil es wie eine Fahne um die Beine der Paulikane-rinnen wehte. Wenn man ein Joch mit Wasser trägt, darf man den Rock nicht irgendwie flattern lassen, sondern er muss bei jedem Schritt rhythmisch nach rechts und links schwingen. Und je größer die Amplitude dieser Bewegung ist, desto

weniger Wassertropfen werden verspritzt. Damit der Rock nach rechts und links schwingt, muss sich das, was darunter ist, im Kreis drehen, nach vorn, nach rechts, nach hinten, nach links, vor, nach rechts, zurück, nach links. Wenn das Joch mit Wasser bergauf getragen wird, müssen die Bewegungen noch wendiger sein.

Hätte sie gewusst, dass Stojno Veltschovski sie jeden Tag durch das Fenster der Schule sieht und dabei seine Schüler vergisst, hätte meine Urgroßmutter Neda aus dem Geschlecht der Bujuklii vielleicht einen Umweg zum Brunnen genommen. Als er sie zur Frau nahm, war sie 17 Jahre alt. Sie brachte 13 Kinder zur Welt, von denen 3 nicht überlebten. Ihre Anzahl wäre sicher nicht so hoch gewesen, wenn rechtzeitig ein Junge das Licht der Welt erblickt hätte, meine Oma Donka war jedoch die fünfte Tochter. Als sie geboren wurde (im Herbst 1885), war mein Urgroßvater Stojno als bulgarischer Infanterist bei dem Gegenangriff gegen die serbische Armee bei Slivnica. Als er in den Krieg zog, hatte er ein schweres Goldstück vorgezeigt. Diese Belohnung würde er dem geben, der ihm verkündet, dass ihm endlich ein männlicher Nachfolger geboren ist. Ein Soldat aus Paulikaner Kaminische, der seine Kompanie mit Verspätung erreichte, brachte die Botschaft, dass das Neugeborene auf den Namen Donka getauft sei, und steckte eine Silbermünze in die Tasche. Da er das Schicksal oder die Natur nicht gnädig stimmen konnte, rang sich mein Urgroßvater zu einer sehr extremen Maßnahme durch. (Diese Geschichte erzähle ich voller Zweifel, weil er viele Feinde hatte, und wahrscheinlich ist sie erfunden.) Nach der Geburt der fünften Tochter hielt er es für möglich, dass die Schuld bei ihm lag. Stojno Veltschovski soll seine Frau angehalten haben, es mit einem der Knechte zu versuchen. Wenn das überhaupt wahr ist, wie müssen sein Wunsch nach einem Nachfolger und seine männliche Eifersucht miteinander gerungen haben, dass er von den vielen

Knechten den erwählte, der am wenigsten einem Mann ähnelte. Sein Spitzname war Schwächeler. Er war hässlich, klein und ängstlich und hatte eine Frauenstimme. Ob der neugeborene Junge eine Folge dieser hässlichen Idee war oder die Idee, dass alles genauso gekommen war, eine Folge seiner hässlichen Erscheinung, kann niemand sagen. Seine Existenz verwandelte sich jedoch in eine Strafe. Peter, der älteste Bruder meiner Oma Donka (nach ihm kamen noch zwei, nur dass sie meinem Urgroßvater Stojno ähnelten), war das schwarze Schaf der großen Familie Veltschovski. Seine sieben Schwestern und zwei Brüder, großgewachsen, mit heller Gesichtshaut, die meisten von ihnen mit der seltenen Kombination von schwarzem Haar und blauen Augen, er dagegen dunkel und buckelig. Schon als Kind war er oft krank, machte sich nachts in die Hose, auch als alten Mann habe ich ihn so erlebt. Bevor er in die Schule kam, erkrankte er an Meningitis, seitdem funktionierte sein Verstand nicht mehr richtig und er blieb fast Analphabet. Um zwei große Besitztümer zu vereinen, wurde er mit dem schönsten Mädchen des Dorfes verheiratet, die Ehe ging schlecht aus, aber das ist, wie man sagt, eine andere Geschichte.

Im Unterschied zu ihrem Bruder Peter schloss Oma Donka ihre Ehe fast aus Liebe. Dotscho Mitshev war schön und tatkräftig, die bemerkenswerteste Eigenschaft, die er als Zwanzigjähriger besaß, war seine unwahrscheinlich schöne Schrift. Es gab keinen Doktor, sagte Oma Donka – und es waren unzählige Doktoren, die sie seit der Zeit von „Rom, Berlin und Tokio“ untersucht hatten – der nicht, wenn er einen Brief von Opa Dotscho sah, verblüfft ausgerufen hätte: „Wer hat das geschrieben!“ Ich erinnere mich an ihn, wie er an dem Tisch am Zuber mit dem Zitronenbaum saß, dort waren seine Papiere. Zuerst säuberte er alles um die Ellenbogen und Handgelenke herum, weil er Platz zum schwungvollen Ausholen brauchte. Dann tunkte er den Federhalter ins Tin-

tenfass, schob noch etwas an die Seite, beispielsweise den Wecker, damit er ihn auf keinen Fall störte, senkte den Kopf und leckte sich in dem Vorgefühl des Vergnügens über die Lippen, der Schreiber begann mit kreisförmigen Bewegungen über dem Papier, dort, wo er in seine jungfräuliche Reinheit stoßen sollte, wurden die Kreise immer schneller und schneller, die Spitze berührte die glatte Oberfläche und die Buchstaben begannen, hinter ihr herzulaufen, alle nach vorn gebeugt in ihrem Streben, sie zu erreichen. Wenn das Blatt vollgeschrieben war, nahm er Asche aus der Schublade im Blechofen und bestäubte es damit. Löschpapier verwendete er nicht, weil er ein Geizkragen war. Ich konnte immer erkennen, wann Opa Dotscho an einen Doktor und wann an einen Kaufmann schrieb. Die Briefe an Kaufleute versiegelte er mit rotem Wachs. Das ging auch noch einige Jahre nach dem Neunten September, so weiter, bis ihm die Weinberge genommen wurden und er keinen Wein mehr zum Verkauf produzieren konnte. Da war das rote Wachs noch ein Mittel, gleichermaßen provokant und naiv, um etwas vor der Volksmacht zu verstecken, die immer gern alles wusste.

Wegen seiner schönen Handschrift wurde Dotscho Mitschev zu Beginn des Jahrhunderts als Schreiber in der Gemeindeverwaltung angestellt. Dort guckte ihn sich Stojno Veltschovski, der zu der Zeit wahrscheinlich Bürgermeister war, als Schwiegersohn aus. Mein Großvater kam ohnehin nicht aus einer mittellosen Familie, aber nachdem er eine solide Aussteuer bekommen hatte, hängte er die Schreiberei sofort an den Nagel und machte sich mit erstaunlicher Leidenschaft und Energie daran, das Land zu bebauen. Er besuchte Kurse für Wein- und Obstbau später auch für Bienenzucht. Nachdem er einiges Geld angespart hatte (vielleicht hatte er auch Gold geerbt), begann er es gegen Verzinsung zu verleihen. Ländereien gab er unter Halbpacht, aber selbst hat er nie aufgehört zu arbeiten. Seine kratzig rauen Hände waren

schwer und voller Schwielen durch die ständige Berührung von Hacke, Axt und Spaten. Er hatte einen Lieblingspruch: „Tun wir etwas!“ Sein Spitzname war daher „Tatendrang“. Peter Velkov, sein Mitarbeiter im Sägewerk, konnte den Mund nicht halten, sodass die Rede ging, Dotscho Mitshev hätte soviel Geld, dass er gar nicht wüsste, wohin damit. Einmal waren sie in eine Bank in Sevlievo gegangen, mein Großvater musste Geld abheben, um eine neue Maschine zu kaufen. (Am bequemsten waren für ihn die Banken in Lovetsch, aber er teilte sein Geld sicherheitshalber an verschiedenen Stellen auf. Nach seinem Tod fuhren die Erben sogar nach Trojan, um inzwischen wertlos gewordene Konten aufzulösen.) Ein Bankangestellter hatte offenbar das Prinzip des Bankgeheimnisses vergessen und kam hinter dem Schalter hervor. Er zog Peter Velkov auf die Seite und fragte: „Was für einer ist der denn?“ Und während der Mitarbeiter meines Großvaters, ein sehr fähiger Maschinentechner, mit den Schultern zuckte, flüsterte der Bankangestellte: „Mann, viel Geld, hey!“

Geld hat er, wie es aussieht, wirklich angehäuft, konnte es jedoch nicht in etwas Größeres investieren. Deshalb traf ihn die Inflation im Zweiten Weltkrieg so schwer. In seinen Unterlagen fand ich unter anderem einen langen Briefwechsel. Er hatte versucht, ein Unternehmen für Holzverarbeitung zu eröffnen, die Kreisverwaltung zögerte die Genehmigung immer wieder heraus. Außer dass er viel Wald, Felder und Weinberge hatte, war er zu der Zeit auch Eigentümer eines Sägewerks und Miteigentümer eines Traktors und zweier Dreschmaschinen. Das Kräftesammeln für den großen Schlag, zu dem er nie ausgeholt hat, ließ ihn manchmal ganz komisch geizig werden. Ich kenne keine anschaulichere Illustration des Kontrasts zwischen seinem mythologisierten Reichtum und seinem ärmlichen Alltag als eine Begebenheit, die sich viele Jahre nach dem Neunten September ereignete: Damals gab er Oma Donka seine zerschlissene Schirmmütze

und bestand darauf, sie zu flicken. Die Mütze flog durch das Fenster, Oma Donka warf sie eigenhändig hinaus und begleitete sie mit ihrer schrillen Stimme: „Hoffentlich bist du sie für immer los!“ Obwohl sie auch Leiharbeiter hatten, bearbeitete sie den schweren Boden bis zu ihrer schweren Erkrankung 1942 zusammen mit ihm. Einmal, als die beiden nach dem Dreschen das Stroh in die Scheune schafften, stieß sie mit der Heugabel an ihr linkes Bein beim Fußgelenk und dort bildete sich ein Knoten, so groß wie ein Bohnenkern. Monate später, als sie den Wein im Keller umfüllten, stieß sie sich an derselben Stelle so stark, dass sie vor Schmerz verging und der Knoten so groß wie eine Walnuss wurde. Als wir unser Haus am langen weißen Felsen verließen und in Opa Dotschos Haus hinunterzogen, sah die Schwellung schon aus wie ein Ei. Die Ärzte aus dem Krankenhaus in Sofia hatten ihr einen Namen gegeben: Tumor. Für mich klang es so wie das Wort „Motor“ (Opa Dotscho hatte gerade einen großen und glänzenden für das Sägewerk gekauft), nur bedeutend unangenehmer.

20.

Sie existierten in einer nicht ganz natürlichen Nachbarschaft nebeneinander, die Kneipe und das Sägewerk. Die Sägerei, so sagte man hier zum Sägewerk, lag in dem zur Hälfte in die Erde eingegrabenen und auf einem Steinfundament hochgezogenen neuen Speicher von Großvater Dotscho. Die beiden neuen Gebäude waren mit dem alten durch ein Vordach verbunden, und als Peter Velkov den Elektromotor und die damit verbundenen Transmissionen von Schwungrädern und Riemen einschaltete, fingen sie an, sich zu drehen und zu knallen und erschütterten den Speicher in seinen Grundfesten. Der Speicher wiegte das Haus. Hielt man sich einen vollen Löffel einen Moment vor den Mund, schwappte er von den rhythmischen Stößen über. An der Steintreppe des Speichers wuchsen hohe Weinreben, die Opa Dotschos kundige

Hand bis an das Ziegeldach des neuen Hauses gezogen hatte. Genau dieses Haus hatte er mit der Absicht gebaut, hier eine Kneipe aufzumachen, vielleicht die fünfzehnte ihrer Art in dem Wein und Schnaps gegenüber nicht eben ablehnend gesinnten Paulikaner Kaminische.

Seine Rechnung ging jedoch nicht auf. Im unteren Kiez wohnten von Haus aus recht ordentliche und sparsame Leute. Sie spannten meistens Büffel an. Der Büffel ist ein langsames und ruhiges Tier, er gibt einem seinen langsamen, geradezu bedachten Lebensrhythmus vor. Bei den Leuten im oberen Kiez oben am Felsen waren viele Fuhrmänner. Die Arbeit mit Pferdewagen ist Männersache, Pferde dulden keine Waschlappen. Man muss mutig sein und das Pferd im Griff haben, wenn es durchgeht, und energisch, damit es Angst vor einem hat. Mit ihren Wagen fuhren die Leute aus dem oberen Kiez Kalk in die umliegenden Dörfer, sogar bis nach Trojan und Veliko Tarnovo. Fünf-sechs Männer taten sich zusammen, brachen schwere, weiße Steine vom Felsen, zerschlugen sie mit großen Hämmern, fällten Bäume und holten sie aus dem Wald, ordneten meisterhaft eine Reihe Bäume und eine Reihe Stein in der tiefen Grube an, die ja auch „Kalkgrube“ heißt. Dann zündeten sie die Bäume an. Bei Regen und sengender Sonne musste man unter offenen Himmel tage- und nächtelang wachen, denn wenn die Kalkgrube verlöschte, war die ganze harte Arbeit nichts mehr wert. Der berühmte Paulikaner Kalk wurde in Form von großen, federleichten und schneeweißen Steinen angeboten und musste schnell verkauft werden, meistens zu einem Spottpreis. Denn wenn er im Regen nass wurde, war er zu nichts mehr zu gebrauchen. Doch was für ein Vergnügen muss es gewesen sein, hinterher mit einem leichten Wagen, vollem Säckel und trockener Kehle in die Kneipen von Paulikaner Kaminische zurückzufahren. Warum sollte man an vierzehn davon vorbeifahren, ganz bis nach unten ins Dorf, wo in einer ruhigen Seitenstraße,

abseits von den Kreuzungen, Dotscho Mitshev beschlossen hat, es als Kneipenwirt zu versuchen.

Was für ein Kneipenwirt kann überhaupt aus einem mit dem Spitznamen „Tatendrang“ werden? Opa Rusko und Opa Todor sitzen vor ihren halbleeren Schnapsgläsern und wiederholen zum tausendsten Mal, was General Radko Dimitriev vor dem Angriff auf die türkischen Stellungen bei Bunarhisar gesagt haben soll. Am selben Tisch, dem einzigen besetzten in der ganzen Kneipe, hört Opa Bajo ihnen zu, nur ohne Schnapsglas. Er hat es heute nicht geschafft, dem Huhn aufzulauern. (Die Getränke sind billig, zwei Eier sind genug, um angeheitert nach Hause zu kommen.) Wie kann man den dreien sagen „Tut etwas“? Und während sie die alte Rede des längst in der Erde verfaulten Generals rekonstruieren, faulen die Trauben nach den üppigen Regenfällen im Weinberg. Die Bienen warten darauf, dass ihre Stöcke winterfest gemacht werden, die Wurzelballen der Weinstöcke müssen mit Erde angehäufelt werden. Der getrocknete Weizen muss im benachbarten Speicher eingelagert, die gesäuberten Stämme geholt und zu Brettern gesägt werden. Er versuchte, nur abends und an Feiertagen zu öffnen, nach kurzer Zeit ließ er es aber sein mit der Kneipenwirtschaft.

Und so wurde uns die obere Etage des neuen Hauses, als sie noch nicht genug Geruch von Zigarettenrauch und Trester angenommen hatte, um jahrzehntelang an den trinkfreudigen Alltag zu erinnern, von Opa Dotscho als neue Wohnung überlassen. Wie sich bald herausstellte, war Opa Dotschos Haus furchtbar zugig. In der Mitte des größten Raums wurde eine Ziegelwand eingezogen, aber kein einziges der so entstandenen Zimmer ließ sich ausreichend beheizen. Der einzige geschützte Ort war das Zimmerchen im südöstlichen Teil der Etage mit etwa drei mal drei Metern. Dort fanden nur ein Bett und ein ganz kleiner Blechofen vom Typ „Zigeunerliebe“ Platz. Mithilfe einer Vorrichtung aus ei-

nem breiten Brett und Eisenhaken wurde das Bett abends verbreitert, damit wir alle vier dort schlafen konnten, mein Vater, meine Mutter, meine Schwester und ich. An frostigen Wintertagen breitete Oma Dimitra ihre Decke bei uns aus, sodass der ganze Boden zwischen Bett, Ofen, Fenster und Tür ausgelegt war. Wenn jemand in der Nacht herauswollte, musste er sie überspringen. Unter den Räumlichkeiten der früheren Kneipe war der Keller mit Steinwänden, wo Opa Dotschos Fässer lagen. Von dort zog es im Winter und im Sommer immer kalt herauf. Die Etage hatte noch ein Zimmerchen zur Nordseite, dort, wo auf Höhe der Straße früher der Kneipeneingang gewesen war. Der ruhigste und dunkelste Raum in unserer neuen Wohnung. An seine Ostwand hingte Oma Dimitra die Ikone der heiligen Gottesmutter. Jesus mit dem übergestülpten Kessel auf dem Kopf sah im Halbdunkel wieder traurig aus und an dem schwarzen, von Kerzen betropften Kreuz vor der Ikonostase roch es wieder nach Weihrauch und Basilikum.

21.

.....
.....
.....

22.

Obwohl die Katze sich als erste über die neue Ordnung empörte und als erste in unser altes Haus zurückkehrte, fand sie sich nach einiger Zeit damit ab und kam nach unten. Oma Dimitras Widerstand währte jedoch lange. Nach jedem größeren Streit nahm sie ihr Tragetuch und machte sich auf zur Mauer. Ihr Stolz litt sehr darunter, dass sie in Haus und Hof der Schwiegereltern ihres Sohnes leben musste. Hin und hergerissen zwischen seiner Mutter und seiner Frau, ging mein Vater nach oben, um ihr gut zuzureden. Ihre Einwände hatten immer ein und denselben Refrain, vorgetragen unter ziemlich heftigen Tränen: „Ich kann nicht, Nikoltscho, ich kann nicht!“ Das Haus am Felsen verkam mit der Zeit. Durch die Steinplatten auf dem Dach lief Wasser, hier und da fiel der Putz von den Wänden und das Astgeflecht in den Wänden kam zum Vorschein, der Wind löste das Blech vom Dach des Ziehbrunnens. Und unter dem Felsen, gleich hinter dem Haus, wucherte es langsam zu. Zweige umrankten die hohen, weißen Steinblöcke, dünnes Geäst verschloss die Höhleneingänge. An den sonnigen Stellen, zu denen wir an den ersten Frühlingstagen immer gegangen waren, um Veilchen und Krokusse zu pflücken, wuchs undurchdringliches Gestrüpp. Auch die Raben verschwanden, aber das geschah viel, viel später, als im Dorf eine Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft eingerichtet wurde und Flugzeuge dicht

über dem Boden flogen, um mit giftigen Präparaten gegen Schädlinge zu spritzen.

23.

In der Schule waren Soldaten. An der hohen, oben mit Zement verputzten Mauer kochte ihre Suppe auf großen Öfen, die auf Gummirädern standen. Durch eins der Fenster, dort, wo ich die blonde Lehrerin und einen weißhaarigen Lehrer die Glocke schlagen gesehen hatte, tauchte jetzt die Spitze von zusammengestellten Gewehren auf. Außer diesen Gewehren gab es auch noch andere, lange, dicke, die mit großen länglichen Löchern und eisernen Füßen versehen waren. Keiner von uns, die wir da auf der Mauer hockten, manche hatte schon Hosen an, anderen flatterte nur ein Werghemd um den Pillermann, war ausreichend in Waffenkunde bewandert, um zu wissen, dass diese großen Gewehre Maschinengewehr hießen.

Offenbar hatten die Soldaten so etwas wie eine Stunde künstlerischer Betätigung, weil an einer Ulme, zum unteren Teil des Dorfes gekehrt, ein Lautsprecher aufgehängt war, einer mit mehreren Ledergürteln und Gold auf den Schultern vor etwas sprach, das ein Mikrofon gewesen sein muss, vom Schulhof hörte man die Soldaten lachen. Von all den komischen Sachen, die der Gegürtete dem Dorf erzählte, habe ich nur einen Ausdruck in Erinnerung behalten „Paprika, gefüllt mit Wind, festgebunden mit Stacheldraht“. Ob einer von den Leuten, die am frühen Abend mit ihrem Vieh vom Feld und aus dem Wald heimkehrten, den komischen Sachen aus dem Lautsprecher zugehört hat, weiß ich nicht. Wir wurden schon in den ersten Tagen von der Mauer verscheucht. Woran ich mich noch erinnern kann, ist eine Beobachtung aus der Ferne, von dort, wo der steile Weg zum Felsen beginnt. Eine Frau sang oder weinte an der Schulmauer. Wenn man danach urteilt, dass einige Meter weiter zwei Soldaten sich vor Lachen

bogen, hat die Frau etwas ganz Komisches gesungen, andererseits schlug sie sich mit den Händen auf die Hüften und den Kopf, das tut man doch nicht beim Singen. Auf einmal fingen die beiden Soldaten auch an, sich auf Kopf und Hüften zu schlagen und auch zu weinen oder zu singen. Vielleicht habe ich gedacht (in meiner damaligen Sprache), dass die Bewegungen der beiden ein „Verhätscheln“ darstellten. (Das Fremdwort „imitieren“ hatte ich noch nicht gelernt.) Die visuelle und akustische Erinnerung an diesen Tag wurde durch spätere Erklärungen ergänzt. Die Frau war Rada Pangalieva, der eine Soldat Kotscho Valkov aus unserem Dorf, der andere kam anderswo her. Während die drei vor dem Schulgebäude besagte Szene aufführten, schlugen drinnen in einem Klassenzimmer zivile Polizisten aus Lovetsch und Pleven mit Stöcken und Gummiknüppeln Radas Sohn Ivan und noch fünf-sechs andere Jungen in seinem Alter und Oma Maria Mitevaska, die zuerst im Spaß und dann ganz im Ernst Oma Tonka⁷ genannt wurde. Mit den Tanzmelodien aus dem Lautsprecher an der Ulme übertönten sie die Schreie der Gemarterten. (Später behaupteten alle, keinen Mucks von sich gegeben zu haben.) In der Schule war die Jägerkompanie für den Kampf gegen die Illegalen in der Gegend unter dem Kommando von Oberleutnant Stojanov untergebracht.

24.

In den seltenen Minuten, in denen er nichts tat, schaute mein Großvater Dotscho mit dem Spitznamen „Tatendrang“ gern zu, was die Maschinen in der Sägerei taten. Er stand am Speichersockel, wo auf dem zementierten Platz mit Ausschachtungen und Einfriedungen Elektromotor, Bandsäge, Gattersäge und Hobelmaschine montiert waren. Von Zeit zu

⁷ Bezeichnung für Tonka Obretenov (1812–1893), die mit ihrer Familie in Ruse das 1861 dort gegründete Geheime Revolutionäre Komitee zur Befreiung Bulgariens unterstützte.

Zeit schrie er aus ganzer Seele, um ein Wort mit Peter Velkov zu wechseln, der eine Fahrerbrille zum Schutz vor den Splintern trug. Er verfolgte, wie die Kreissäge den mit Eisenklammern gefassten Stamm zu Brettern sägte. Große Baumstämme lagen überall um die Sägerei herum, sogar auf der Straße. Dort luden sie die Bauern ab, wenn sie Bretter brauchten, und warteten, dass sie an die Reihe kamen. Sie warteten wie an der Mühle. Deshalb war die Sägerei ein Ort für nette Plaudereien, wie es sonst die Mühle war, nur dass man hier viel lauter sprechen musste. Um das Motorengeheul, das Klatschen der Riemen und den Schrei des Baumes unter den Zähnen der Bandsäge zu übertönen.

Sicher hat Opa Dotscho an der Sägerei gefurzt. Nicht um den Maschinenlärm als Deckung zu nutzen. Deckung für dieses Vergnügen brauchte er nie. Er behauptete sogar, dass man in Amerika und Europa nicht zwischen Niesen und Furzen unterscheiden würde. „Da spaziert“, erzählte Opa Dotscho, „eine feine Dame durch Wien. Geschminkt, herausgeputzt, mit spitzen Schuhen, Handtasche, Seidenstrümpfen. Und wie sie am Schaufenster eines Ladens vorbeigeht, klack-klack mit den Schühchen, pups-pups von hinten, die Dame furzt, ihr Rock weht und niemand dreht sich um.“ Ich weiß nicht, warum seine Beispiele immer mit Berlin oder Wien waren, wo er seinen Fuß nie hingesezt hatte, und nicht mit Amerika. Dort hatte er mehr als ein ganzes Jahr verbracht. Er kleidete sich sogar amerikanisch. Weite, durchgescheuerte Hosen aus einem Baumwollstoff in blauer Farbe, wahrscheinlich gefärbt, kommt es mir vor, infolge der Kupfersulfatlösung, mit der er den Wein spritzte, einen Strohhut auf dem Kopf und eine Baumwollweste übergezogen, mit Flecken von Kupfersulfat. Einmal hatte er ein kleines Loch hinten in seiner Hose, sodass etwas Haut zu sehen war. Ich dachte immer, dass er es extra gemacht hatte. Er mochte solche Scherze, damit die blaue Hose nicht als Lärmschutz wirkte. Denn Opa Dotscho mochte es sehr, wenn er an den Kunden vorbeiging, die am

Sägewerk auf den Baumstämmen saßen, oder an den alten Frauen, die sich zum Erzählen auf die weißen Steine an der Kreuzung gesetzt hatten, sie mit einem dreifachen lauten Furz zu grüßen. Die Kunden lachten zur Antwort, die Frauen auch, aber wenn Oma Donka dabei war, beschleunigte Opa Dotscho nach dem zweiten oder dritten Abfeuern den Schritt, er ergriff geradezu die Flucht. Er hatte Angst, allem Anschein nach teilte sie seinen Humor nicht wirklich und warf ihm ihren Spinnrocken oder dieses schwere Gerät zum Wollezwirnen, eine große, schwere Spindel, die in Paulikaner Kaminische einen ganz besonderen Namen hatte, von hinten an den Kopf. Der Grund für Opa Dotschos Theoretisieren über die Natürlichkeit seiner lauten Gasabsonderung war in Wirklichkeit sein schlechter Magen. Er füllte ihn gern mit zu viel Fleisch und scharfen Gewürzen. Sind denn wenige Theorien entstanden, um den einen oder anderen Defekt zu rechtfertigen?

Als Opa Dotscho einmal an der Sägerei stand und furzte, sah er, wie Lischko Likovski atemlos die Straße hoch lief. Fünfzehn Minuten später, in der entgegengesetzten Richtung nach unten, kamen Soldaten über die Straße. Nach den Soldaten Polizisten, nach den Polizisten Zivilisten. Ganz hinten, genauso außer Atem wie vor kurzem Lischko Likovski, wenn auch nach viel kürzerer Entfernung, kam mit schaukelndem Bart der Dorfpope Vater Stojtscho, mit dem Spitznamen Alaun.

„Lauf, Dotscho!“, rief Alaun. „Lauf, dass wir die Partisanen kriegen. Unsere Leute haben die Partisanen in Bukovec entdeckt!“

„Ich komme!“, antwortete Opa Dotscho. „Ich hole mir nur etwas zum Überziehen. Sofort, gleich komme ich.“

Alaun stürzte dem Staub hinterher, den die Stiefel vom Zug der Jagdkompanie aufgewirbelt hatten (die anderen Züge waren auf anderen Wegen gekommen), und Opa Do-

tscho ging ins Schlafzimmer im alten Haus. Was er dort getan hat, weiß natürlich niemand, eins aber ist sicher: Er hat sich nichts zum Überziehen gesucht. Er hat auch sicher durch das Fenster nach Süden geschaut, wo er aus der Mitgift von Oma Donka einen Wald auf dem Höhenzug bei Bukovec auf der anderen Seite des Flusses hatte. Die Entfernung war in Luftlinie nicht groß, sodass es nicht ausgeschlossen ist, dass er den dünnen Rauchstreifen erblickt hat, den Lischko Likovski vor kurzem von nahem gesehen hatte, als er den in der Sommerhitze halb ausgetrockneten Fluss überquerte und dann über die Hügel des Fleckens Gelberde nach oben zum Dorf lief.

Opa Dotscho war sich wahrscheinlich darüber im klaren, dass er durch die Verweigerung, sich dem Verfolgungstrupp anzuschließen, bei etwas Wichtigem, Schicksalsträchtigen Stellung bezogen hatte, er war jedoch nicht so ein gebildeter Mann, dass er sich an seinen Tisch gesetzt, den Schreiber in die Tinte getaucht und mit seiner schönen Schrift Gedanken zu diesem Anlass zu Papier gebracht hätte. Als die Gefahr vorbei war, dass nach Alaun noch jemand versuchte, ihn für Bukovec zu mobilisieren, ging er wieder nach unten in die Sägerei. Peter Velkov hielt den Elektromotor manchmal an, beispielsweise wenn auf der Lore der Gattersäge mithilfe von Hebeln, Hämmern und Eisenklammern ein neuer Stamm zum Zersägen eingespannt wurde. Möglicherweise haben die Leute in der Sägerei während eines solchen Stillstands das kurze Donnern gehört, das von Bukovec kam, vielleicht sind die Jungen auch auf der Straße gewesen und haben erzählt, was zu sehen und zu hören war. Jedenfalls liefen in einem Moment alle aus der Sägerei auf den Platz mit den Hobelspänen. Auch die anderen Leute im Kiez waren aus ihren Häusern gekommen, hauptsächlich alte Frauen, weil um die Zeit noch gearbeitet wurde und die meisten Leute auf ihren Feldern waren. Die Frauen versammelten sich auf ihrem Platz, bei den weißen Steinen vor einer Mauer an der

Kreuzung, etwa fünfzig Meter von der Sägerei in Richtung Elstertal, dort, wo sie sich immer zum Plaudern trafen.

Zuerst kamen die Soldaten. Sie sangen nicht und sprachen nicht. Sie waren verschwitzt und müde vom vielen Laufen, gingen in Reih und Glied, aber nicht ganz, weil man auf den steilen und unebenen Straßen von Paulikaner Kaminische nur sehr schwer in Reih und Glied geht. Nach den Soldaten kamen die uniformierten Polizisten, nach den uniformierten die zivilen. Zwischen den uniformierten und den zivilen war ein Wagen. Das war kein Wagen mit Wagenleitern, sondern mit einem Sarg. Wäre es einer mit Leitern gewesen, hätte er vielleicht nicht an der Kreuzung bei den weißen Steinen gehalten, weil man durch die Leitern sehen konnte, was auf dem Wagen war, jedoch nicht, was im Sarg war. Der Wagen hielt.

Angel Palikruschata. Er lief zwei Schritte hinter den Pferden. Seine Hemdärmel waren hochgekremgelt, er trug Reiterhosen und Gummiopanken. Seine Arme hatte er etwas hinter dem Rücken auf einer deutschen Maschinenpistole zwischen Mündung und Gewehrkolben verschränkt, so wie es die Hirten mit ihren Stöcken tun. Als die Räder aufhörten sich zu drehen, trat Angel Palikruschata mit einem Fuß auf eine eiserne Radnabe, schwang die Beine geschickt in den Sarg, bückte sich und als er sich aufrichtete, hielt er in der einen Hand einen menschlichen Kopf am Haarschopf. Der Kopf gehörte einem jungen Mann. Als ob Angel Palikruschata ihn aufforderte, wie er da so auf dem Rücken lag, sich aufzurichten und die Leute anzusehen, die sich an der Kreuzung versammelt hatten. Der Mann erhob sich, aber seine Augen öffnete er nicht, nur sein Mund stand weit aufgesperrt.

Die alten Frauen an der Kreuzung taten nichts anderes als sich zu bekreuzigen. Selbst wenn einer durch den Kopf gegangen war, dass dieser Mund geschlossen werden musste, (denn obwohl es im Juni war, würde er bald erstarren

und dann könnte man ihn nie mehr schließen), sagte keine etwas, weil sie sich sicher darüber im Klaren waren, dass die mit dem vielen Eisen über der Schulter keinen Wert auf die Schönheit des Toten legten. Die Männer an der Sägerei bekreuzigten sich nicht einmal. Sie standen auf dem Platz mit den Hobelspänen und guckten von da.

Angel Palikruschata wird sich geärgert haben, dass ihn keine junge Frau auf den weißen Steinen an der Kreuzung gesehen hat. Aber an anderen Stellen auf dem langen Weg von Bukovec bis zur Schule wird ihn sicher eine gesehen haben. Es ist nicht ausgeschlossen, dass irgendwo die orangenen Pluderhosen der Zigeunerin Alijca aufgetaucht sind. Die sexuelle Energie von Angel Palikruschata war unersättlich, und wenn er keine Anwendung dafür finden konnte, wartete er Alijca auf Wegen und Pfaden ab, denn sie war für ihre Zigeunergeschichten oft zwischen Kazatschevo und Paulikaner Kaminischte unterwegs. Meistens wurde sie von einer älteren Zigeunerin begleitet, manchmal auch von einem Haufen Kinder, aber das hinderte Angel nicht daran, wann immer er sie traf (es kam auch zweimal am Tag vor), mit dem Kopf auf das Gebüsch zu weisen: „Alijca, komm!“ Alijca war dunkelhäutig und hässlich, und Angel Palikruschatas Eigenliebe litt, denn er war nicht irgendwer, sondern Konratschetnik. Zwei Konratschetniks gab es in Paulikaner Kaminischte: Angel Palikruschata und Georgi Gostinski. Sie versteckten sich auch in den Wäldern und schliefen dort wie die Partisanen.

Am Abend dieses Tages rief Opa Vasil Palikrushev, Angels Vater, auf dem Rückweg von der Arbeit Opa Todor Gostinski, der ebenfalls mit dem Vieh vom Feld kam, zu: „Todor, heute haben unsere Jungens wieder welche umgelegt!“

Partisanenjagd galt zu der Zeit als einträgliche Beschäftigung. Der Staat zahlte 50 000 Leva (was 15–20 Lehrergelöhnen entsprach), um jeden einzelnen Feind loszuwerden. Einen Partisanen zu töten, war jedoch nicht so einfach. Es

gab nicht viele, sie waren ebenfalls bewaffnet, wenn auch sehr altmodisch, und die Bevölkerung von Paulikaner Kamnische, die arm war und größtenteils in Opposition zu den Machhabern stand, unterstützte sie, wenn auch ohne sich ganz über ihre Ideen im Klaren zu sein.

25.

Die große, weite Welt kam mit einem kunstvoll geknüpften goldenen Faden in unser kleines Zimmer. Der Faden hielt ein rundes Pappschildchen mit einer Aufschrift aus unbekanntem Buchstaben, anders als die bulgarischen: SIEMENS. Mein Vater hatte ein Radio gekauft. Er installierte es auf einer eigens dafür angefertigten Konsole, die er am unteren Teil des Fensterrahmens anbrachte. Wenn Oma Dimitra abends ihr Bett ausgebreitet hatte, hing das Radio über ihr. Mein Vater hatte abgeschätzt, dass der Ofen „Zigeunerliebe“ nicht stört, wenn er heiß ist, er hatte den Abstand so ausgemessen, dass man die Tür ruhig öffnen konnte. Zum ersten Mal hörte ich die Wörter „Orchester“ und „Konzert“, aber auch andere, die nicht wie Musik klangen: „Kampfmaschinerien“, „Gegner“, „Gefangene“. Die Kindersendungen mochte ich sehr, aber manchmal mischte sich auch da, wie sonst meistens in den Nachrichten, aus weiter Ferne eine schwache, aber streitsüchtige Stimme ein. Das war der Sprecher des kommunistischen Emigrantensenders „Christo Botev“, der von Moskau aus über die Wellen von Radio Sofia übertrug. Die Stimme ärgerte mich sehr. Ich konnte nicht wissen, dass mein Vater das Radio hauptsächlich gekauft hatte, um sie hören zu können. Ich weiß jedoch nicht mehr, ob ich mich gefreut habe, als ich mich eines Tages über den Mann beklagte, der mich beim Hören der Kindersendungen störte, und Opa Dotscho mich schnell mit den Worten beruhigte: „Die Deutschen suchen ihn, um ihn zu töten.“ Ich stellte mir diesen Mann in einem großen und furchterregenden Gewässer vor, so wie das, was

ich am Sprung gesehen hatte, aber noch größer. Mit einem blauen Gesicht, so wie Papa als Freischärler in einem Theaterstück, brüllte er streitsüchtig seinen Widerspruch in einen Trichter, und der Wind trug ihn davon oder blies ihn in die Drähte unseres Radios.

Der gelbe Draht ging aus dem Fenster, schlängelte sich zwischen den Ästen des Birnbaums hindurch, lief über die Dachziegel bis zum Schornstein mit Latten darauf, die aus-sahen wie die ausgebreiteten Arme einer Vogelscheuche. Es war verständlich, dass man vom Dach aus weit sehen und hören kann. Warum aber steckte der rote Draht unten am dicken Stamm des Birnbaums vor dem dunklen Keller von Opa Dotscho in der Erde? Ich sah, wie mein Vater einen der alten Kupferteller von Oma Dimitra nahm, ihn mit etwas abscheuerte, dass er rot glänzte. Er band ihn an das Ende vom roten Draht und grub ihn so in die Erde. Da ich glaubte, dass die Stimmen von draußen durch den gelben und roten Draht in unser kleines Zimmerchen kamen, nahm ich an, dass auch meine Stimme in die Gegenrichtung übertragen werden kann. Entsprechend stellte ich mich vor das Radio und bedankte mich großzügig mit begeistert vorgetragenen Liedern bei denen, die irgendwo vor ihren Drähten sangen, musizierten und Kindergeschichten erzählten.

Meine Unwissenheit war nichts im Vergleich zur Unwissenheit der älteren Leute im Kiez. Irgendwann gegen Ende des heißen Sommers verkündete das Radio, dass der Zar krank war. Dann starb der Zar. An der Mauer mit dem Maulbeerbaum, die einmal für den Bau des Hauses, das wir jetzt bewohnen, eingerissen und noch nicht wieder errichtet worden war, hatten sich neugierige alte und jüngere Frauen und Mädchen versammelt. Irgendjemand, jedenfalls nicht mein Vater, hatte das Radio an das andere, auf die Straße blickende Fenster gestellt, damit alle die Übertragung von der Beerdigung des Zaren hören konnten. Ich hatte mich an diesem Fenster aufgebaut und tat sehr wichtig, hatte meine Hände

auf die Knöpfe gelegt und tat so, als ob ich an ihnen drehte. In Wirklichkeit ließ ich meine Finger nur über die Oberfläche der Knöpfe mit ihren feinen Rillen gleiten, aber da die Entfernung zur Gruppe der Neugierigen groß genug war, konnten sie nicht merken, dass der Wechsel von Sprache und Trauermusik nicht von mir gesteuert wurde, sondern von einem, der nicht hier war, sondern im fernen Sofia. Irgendwann sprach die Stimme im Radio von dem weißen Pferd des Zaren, das unter rotem Stoff auch den Kopf gesenkt habe, um sich von dem Verstorbenen zu verabschieden. Diese Worte wirkten stark auf die Gruppe an der Mauer, aber besonders ergreifend war es, als die Stimme verkündete, dass das Geräusch, das gerade zu hören gewesen sei, das Weinen ihrer Majestät sei. Das Weinen muss wohl sehr leise gewesen sein, meine diesbezüglich unerfahrenen Ohren hatten es nicht wahrgenommen. Jedenfalls konnte ich, auch wenn mir die Wichtigkeit und Größe des Augenblicks bewusst war, dem beharrlichen Wunsch von ein-zwei der wohl jüngeren Frauen an der Mauer nicht nachkommen, das Weinen der Zarin noch einmal laufen zu lassen.

26.

In dem Sommer, als der Zar starb (es war 1943), ereigneten sich viele Dinge. Oma Donka wurde das linke Bein amputiert. Mein Vater wurde verhaftet. Ich wäre fast an Scharlach gestorben.

Sie hielten sich in einem großen, blauen Haus auf, die ganz in blau gekleideten Polizisten. Das Haus wurde „Revier“ genannt. Ich wusste, wenn abends die Kirchenglocke schlug, kamen die Polizisten aus dem Revier. Die Glockenschläge zeigten den Beginn der Polizeistunde an. Ab da durfte sich niemand bis zum nächsten Morgen auf der Straße blicken lassen. Die schnellen, melodischen Schläge (später begriff ich, dass keine der Kirchen in den umliegenden Dörfern so

eine schöne Glocke hatte) ertönten irgendwie immer dann, wenn unser Spiel am schönsten war. Eines Abends haben meine Schwester und ich die Glocke nicht gehört oder sind nicht wie sonst sofort nach Hause gerannt.

Als es uns endlich einfiel, tauchten auf unserer Straße, genau gegenüber unserem Hoftor, schon die blauen Uniformen auf. Wir kehrten sofort um, andere Kinder sahen die Polizisten auch und es breitete sich allgemeine Panik aus. Ich weiß nicht, wie es kam, aber auf einmal merkte ich, dass sich alle hinter dem angelehnten Tor von Christo Tschakrakovski versteckt hatten und nur Canko und ich draußen waren. Canko ist wenigstens zwei Jahre jünger als ich, geht noch im Hemd und beweist gerade, dass er wirklich noch kein Recht auf Hosen hat. Er trägt seine Unkenntnis über den Ernst der Lage zur Schau, wie er da mit dem Rücken zu den näherkommenden Polizisten dasteht, während ich mich hinter ein paar behauenen Steinen auf den Boden geworfen habe, und mich mit seinem dünnen, unschuldigen Stimmchen fragt: „Mitko-Svitko, was machst du da?“ Ich mache nichts, versteckte mich nur, die scharfen Kanten des Schotters unter den behauenen Steinen pieken in meine Knie, zu allem Überfluss habe ich mit der Hand einen Hundehaufen verschmiert, der Kot stinkt, die Polizisten sind fünf Meter von uns entfernt, und mein Judas wiederholt weiterhin sein „Mitko-Svitko, was machst du da?“

Ich weiß nicht, warum der Beutel von diesem Schäfer durchsucht wurde. Es war bekannt, dass sie morgens, wenn die Männer und Frauen zur Arbeit gingen, am Ende des Dorfes ihre Beutel und Tragetücher überprüften, ob nicht etwas Essbares darin steckte. Mit Paukenschlag war angeordnet worden, dass das Mitnehmen von Brot, Käse und allem anderen Essbaren zur Arbeit strengstens verboten ist. Damit niemand die Partisanen versorgen konnte. In dem Beutel wurde, glaube ich, nichts gefunden, aber bevor man ihn zu seinen Schafen ließ (die ließen sich überhaupt nicht von den

Polizisten beeindruckten und liefen einfach weiter die Straße hinauf), schlug der, der den Beutel durchsucht hatte, dem Schäfer zweimal mit dem Gewehr auf den Rücken. Weil er nach der Polizeistunde zu spät gekommen war.

Mein heroisches Erlebnis mit dem Hundedreck und der Polizeistunde muss aber schon 1944 gewesen sein, weil ich 1943 überhaupt keine Angst vor denen in blauer Kleidung hatte. Einer von ihnen tauchte zusammen mit meinem Vater aus der Richtung von Pantscho Kataras Haus auf. Ich erinnere mich nicht daran, ob er ein Gewehr hatte oder nicht, meine aber, dass er Gummiopanken an den Füßen trug. Zu der Zeit liefen einige Polizisten so herum, mit blauen Stiefelhosen, Wickelgamaschen und Gummiopanken, im Unterschied zu Stiefeln klacksen sie nicht, deshalb waren sie geeigneter, den Partisanen im Wald aufzulauern. Mein Vater und der Polizist gingen durch die Holztür am Hoftor, bis zu diesem Augenblick hatten meine Mutter und ihre Schwester, Tante Elena, sich vor dem Haus zu schaffen gemacht, irgendetwas mit Strickgarn, Spulen und Knäueln. Sie ließen sofort alles stehen und liegen und liefen auseinander. Jemand ging in Opa Dotschos Keller und kam mit einer Flasche Schnaps wieder heraus. Am Anfang saß der Polizist auf einem Holzstamm an der Sägerei. Dann wurde ihm ein Stuhl gebracht und dann auch schnell ein Teller mit aufgeschnittenen Tomaten, eine Gabel und ein Salzstreuer. Für meinen Vater wurde irgendein Gepäck vorbereitet. Dann ging er mit dem Gepäck unter dem Arm zusammen mit dem Polizisten durch die Tür am Tor. Noch bevor die beiden bei dem Haus von Pantscho Katara um die Ecke gebogen waren, umarmten sich meine Mutter und Tante Elena und klagten wie über einem Grab.

Ich möchte die Beschreibung der fünfzehn Tage, die mein Vater im Revier der Kreispolizei in Lovetsch verbracht hat, nicht meiner Phantasie überlassen. In meiner Anwesenheit hat er nie darüber gesprochen. Ich besitze jedoch drei Seiten Text, dessen Autor der andere an diesem heißen Ju-

nitag im Jahr 1943 im Dorf Kaminische Verhaftete ist. Er war nicht sehr gebildet, nach dem Neunten September hat er es zum Feldwebel mit längerer Dienstzeit gebracht, er gab gern an, doch erzählt er ohne übertriebene Heroisierung, was er erlebt hatte, wenn auch mit einigen komisch klingenden Übertreibungen. Im Text wird der Name von Velko Baev erwähnt. Velko ist ein Partisan aus Kaminische. Er war Verkäufer im Geschäft der dörflichen Genossenschaft „Sejatsch“, Sämann. Ich weiß nicht, ob aus natürlicher Großzügigkeit oder wegen der Freundschaft mit meinem Vater, jedenfalls füllte er meine Taschen gern mit Bonbons. Einige Monate war er in der Illegalität. Sie fassten ihn Ende Mai 1943. Am Ende des Sommers wurde er verurteilt und im Gefängnis in Lovetsch gehängt. Hier sind die drei Seiten von Christo Bajrjakovski. Ich habe einige zusätzliche Kommata eingefügt und einige, die er gesetzt hat, an eine andere Stelle verrückt.

Früh am Morgen im Juni 1943, als ich versuchte, in meinen eigenen Weinbergen nachzuschauen, ob es an der Zeit war zu spritzen, wurde ich plötzlich vom Gemeindepolizisten Valjo Iv. Patschkov angehalten, der mich sofort in das Polizeirevier im Dorf führte und mir streng befahl, dort zu warten. Im Revier waren auch andere Polizisten, aber die waren mobilisiert und wussten nicht, warum ich dort übergeben wurde, doch als sie hörten, dass ich verhaftet war, sprachen sie nicht mit mir. Einige von ihnen hatten, bevor ich verhaftet wurde, oft mit mir auf der Bank oder dem Platz über verschiedene Fragen der internationalen Lage gesprochen. Der Polizist brachte nach geraumer Zeit meinen guten Genossen Nikola Iliev Svitkov, ließ ihn bei mir und sagte ihm das gleiche, er sollte warten. Hier verbrachten wir ungefähr drei Stunden, ich fragte die Polizisten, wie lange wir hierbleiben, sie sagen, wenn auch beunruhigt, wir bringen euch nach Lovetsch, dort werdet ihr gesucht. Niemand weiß, wie lange ihr in Lovetsch bleiben müsst, deshalb ist es nicht schlecht, wenn ihr nach Hause geht und euch Kleidung und Nahrungs-

mittel holt. So geschah es auch, Nikola Svitkov und ich gingen zu uns nach Hause und holten unser Gepäck, aber mit jedem kam ein Polizist. Mit Genosse Svitkov ging der Polizist Radi Valtšev und mit mir der alte Botjo. Zu Hause gab ich ihm eine Flasche Schnaps, ich kannte ja die schwache Stelle des Polizisten, er setzte sich an die Feuerstelle und begann zu trinken und mit Oma Stajka zu sprechen. In der Zeit meines Aufenthalts zu Hause zum Gepäckpacken versuchte ich, einige Dinge zu verstecken, mir gelang es, einige Sachen davon zu verscharren, andere an geeigneten Plätzen zu verstecken, die Literatur, über die ich verfügte, auch. Für Lovetsch nahm ich mir etwas Brot, eine Decke und Äpfel von der frühen Sorte. Bevor ich ging, warnte ich meine Frau Gana, wenn sie gefragt wird, soll sie sagen, dass sie nichts weiß. Oma Stajka sollte das auch sagen. Und das war auch so, sie halfen mir indirekt, nicht direkt, bei meinen illegalen Aktivitäten, indem sie Brot buken und Essen zubereiteten, das ich den Illegalen weitergab, ohne mich zu fragen und sich dafür zu interessieren, für wen es ist. Sie bereiteten alles schweigend und gern zu. Nachdem ich alles Notwendige versteckt und mein Gepäck zusammengesucht hatte, befahl der alte Botjo „gehen wir“ und wir gingen. Als wir über den Platz oder auf der Straße gingen, sahen sich die Leute um, aber niemand traute sich, etwas zu sagen. Als wir im Revier ankamen, sah ich von unten auch Nikola Svitkov mit dem Polizisten Radi kommen. Wahrscheinlich war es da genauso zugegangen, weil sein Polizist sehr angeheitert war und anfang zu schreien. Sofort befahl der Wachtmeister ihnen, die Gewehre zu laden und zu sichern und uns nach Lovetsch zu bringen.

Der Wachtmeister ermahnte uns aufzupassen und nirgendwo vom Weg nach Lovetsch abzuweichen. Im Prinzip waren die Polizisten gutmütige Gesellen. Nachdem wir den Weg aufgenommen hatten, erschraken sie sich, und die beiden sprachen nur noch miteinander. Ich wusste nichts über die illegalen Aktivitäten meines Genossen Nikola Svitkov, weil er zu der Zeit Lehrer im Dorf Vasiljovo war. Dort arbeitete er auch illegal, das

wusste ich von Velko Baev. Auf dem Weg durch den unwirtlichen Flecken Ochenschlag nach Lovetsch schaute ich mich immer wieder um, um in den Wald zu rennen und zu den Partisanen zu fliehen, mit denen ich Kontakt hatte, aber weil Radi so betrunken war, dachte ich mir, dass er mich erschießen würde. Als wir im Kreisrevier ankamen, befahl uns ein Wärter, der uns empfing „Setzt euch hier neben das Klosett“, doch selbiges stank in der höllischen Hitze unausstehlich. An demselben Platz lag auch Marin Petrov aus dem Dorf Kruschuna, den wir „der Rumäne“ nannten. Derselbe fragte uns, ob wir Illegale wären, und wenn wir mit Partisanen zu tun gehabt hätten, sollten wir uns anstrengen und aushalten, denn wir würden schrecklich geschlagen werden. Als die so formierte Gruppe von drei Häftlingen lagen wir zwei Tage auf dem Kopfsteinpflaster neben dem Klosett, weil alle Zellen mit Häftlingen überfüllt waren. In den Zellen trafen wir die ganze Parteileitung aus dem Kreis an. Hier waren die Genossen: Catscho Sjarov, Mihail Nejkov, Jonko Dimov, Kosta Razkalijata und andere, die ich nicht kannte. Zu der Zeit machte Genosse Catscho Sjarov einen Versuch, sich die Adern mit einer Rasierklinge aufzuschneiden, wahrscheinlich um sich selbst zu vernichten. Aus unserem Dorf fanden wir Genossen Stojtscho Panev vor, der sich in einem Zimmer unter der Treppe befand. Bei ihm war der Doktor aus dem Dorf Brestovo (ein Provokateur). Aber Stojtscho hat das Verhör bei ihm durchgestanden, weil er uns durch das Fenster ein Zeichen mit dem Finger vor dem Mund machte, damit wir nichts zugaben. Um die Zeit brachten sie auch Velko Baev und Marin Iliev aus dem Gefängnis zum Verhör. Genosse Baev gab dasselbe Zeichen mit dem Finger vor dem Mund. Dadurch bekamen wir Mut, weil wir verstanden, dass es keinen Verrat gab.

So begannen die fünfzehn Tage währenden Qualen für uns beide. Der erste Tag war nur zur Beobachtung, sowohl von unserer als auch von ihrer Seite. Danach fingen die Verhöre an. Zuerst war es einmal pro Tag, danach zwei oder dreimal. Sie wurden in

der zweiten Etage auf der Westseite geführt, und darunter saß Genosse Stojtscho Panev. Die Verhöre wurden von dem uniformierten Polizeioffizier Georgi Alexandrov geführt. Er sprach wenig, schrieb sich aber ziemlich viel auf. Zuerst ging ich hinein, weil wir aufgerufen wurden. Als ich reinkomme, binden sie mir die Hände mit dem Kabel von einem Feldtelefonapparat und drehen, bis ich von dem damit produzierten Strom in Ohnmacht falle, und fangen von allen Seiten an zu treten, zu springen und zu schlagen mit dem, was sie gerade finden. Sofort nach meiner Quälerei kommt mein Genosse Nikola Svitkov herein, der auf die gleiche Art gequält wird. Einmal wurde ein etwas verschrobener Häftling gebracht, der viele gestohlene Sachen hatte, darunter eine große Schere zum Schneiden der grünen Parkhecken. Diese Schere benutzten sie, um die Häftlinge zu schlagen, wo sie sie gerade trafen. Wenn sie uns schlugen, riefen wir um Hilfe, obwohl wir wussten, dass keine kommen konnte. Sie werfen dich raus auf die Terasse und wenn du das Bewusstsein verloren hast, bespritzen sie dich mit etwas Wasser, beschimpfen dich und befehlen streng, setz dich und schreib, was du mit den Partisanen gemacht hast. Wo hast du sie getroffen, wieviel Brot hast du ihnen gebracht und wohin?

Auch wenn du zitterst, so gut du kannst fängst du an zu schreiben. Wir schrieben immer das gleiche, dass wir sie nicht gesehen und uns nicht mit den Partisanen befasst haben. Wenn sie sehen, was wir geschrieben haben, fluchen sie ein paar Mal und treten uns von der Treppenstufe herunter, wobei sie ständig drohen. Ihr werdet aussagen, ihr könnt ja nirgendwohin. Manchmal haben wir vor lauter Prügel etwas fallen lassen, wenn wir in die Hosen geschissen oder gepinkelt haben, aber sie banden uns die Hosenbeine zu, damit wir nichts auf dem Boden verschmieren. Am brutalsten waren die Agenten zu uns: Angel Drandarov aus der Stadt Trojan, Bogomil aus Gabrovo, Sascho aus Pleven, „Der Vaska“ wurde einer aus Ruse genannt und Bontscho Cvjatkov gab sich als Provokateur aus,

wenn er uns auf die Pelle rückte und sagte: Seht mal, Marin Vasilev hat gestanden, fragt ihn, ob man ihn angerührt hat. Warum sollen sie euch die Knochen brechen. Und der Sohn von Todor (dem Bärtigen) aus Lovetsch drückte unsere Hände auf Stempelkissen und kopierte sie auf Papier und schloss es in die Kasse ein. Marin, mit dem ich zusammen in der Zelle war, sagte immer, wenn wir zurückkamen und er uns scherzend untersuchte, hier ist der Arzt und da, wo wir eine rote oder blaue Stelle hatten, zerdrückte er eine Zwiebel mit Salz und trug sie auf. Die Polizisten, die uns bewachten, sagten immer, hier sind die beiden Gewehrkugeln (spöttisch). Das Essen, das unsere Frauen aus dem Dorf brachten, gaben sie bei Mara, der Frau von Genko Pantschaliev, ab. Sie wohnte nah beim Kreisrevier und kannte alle Polizisten. Sie nutzte die Mittagspause der Polizisten aus und brachte uns das Essen, dabei nutzte sie die schwache Stelle der Polizisten aus. Als sie sehen, dass wir nichts gestehen, entscheidet der Vorgesetzte der Bestien, Evgeni Ivanov, uns zu erschießen. All das erzählt er seiner Frau und die geht zu ihrer Schwester Marijka Mitscheva, die lange Jahre Lehrerin bei uns im Dorf gewesen ist, und fragt sie, was sie über uns weiß. Marijka hat gesagt, dass sie uns beide sehr gut kennt und wir beide zu den besten Leuten im Dorf gehören. Als die Gattin des Gouverneurs nach Hause kommt, schafft sie es, auf ihn einzuwirken, und fängt an, ihn zu beschimpfen und sagt, dass das unschuldige Leute sind und sie nicht erschossen (getötet) werden dürfen. Aus diesem Anlass ruft der Gouverneur den Kreisvorsteher Boris Kazanliev aus der Stadt Pleven, mit dem er angesichts dieser Lage entscheiden will, wie zu verfahren ist. Nach einem kurzen Gespräch beschließen sie, in unser Dorf an Ort und Stelle zu gehen und unsere Nachbarn zu befragen, um herauszufinden, ob es stimmt, was Mika gesagt hat. Als sie aus dem Dorf zurückkamen, riefen sie uns beide zu einem kurzen Gespräch. Kazanliev stellte mir die Frage, warum ich auf den Brettern im Maulbeerbaum geschlafen habe. Ich antwortete

ihm, weil im Haus Läuse sind. Da es kein ausreichendes Beweismaterial gab, entschieden sie, uns am Abend freizulassen. Wir gingen auf den Kirkovplatz und Nikola schlug vor, dass wir uns trennen. Er ging zu einem Verwandten schlafen, ich zu meinem Cousin Dobri Vasilev.

In der letzten Passage über die Freilassung der beiden Häftlinge gibt es eine bedeutende Ungenauigkeit. Die Frau des Gouverneurs hat bei den Vorgängen nicht mitgewirkt. Ihre Schwester jedoch, Marijka Mitscheva mit dem Spitznamen Mika, war wirklich Lehrerin in Paulikaner Kaminische. (Bevor ich eingeschult wurde, habe ich in ihren Stunden auf einem kleinen Stühlchen neben den Bänken der großen Schüler gegessen). Mit beiden Schwestern waren wir über die Seite von Opa Dotscho auch entfernt verwandt. Den Ferienmonat Juni im Jahr 1943 hat Mika in Lovetsch im Haus ihres Mannes verbracht. Meine Mutter brachte einen kleinen Kupferkessel mit Honig von Opa Dotschos Bienenstöcken dorthin. Eine Zeit lang war bei Mika auch ihre Nichte, die Tochter eben dieses Gouverneurs Evgeni Ivanov. Nachdem sie die Geschichte über ihren verhafteten Kollegen angehört hatte, teilte Mika Evgeni mit, dass das Kind wohl erkrankt sei, und als er besorgt mit dem Auto angefahren kam, um es zu sehen, versteckte sie meine Mutter in einem anderen Zimmer. Was Mika ihrem Schwager erzählt hat, weiß ich nicht. In meiner Erinnerung geistern aber auch Worte über blutige Hemden herum, die die Lehrerin hinterher gewaschen hätte. Später, als selbiger Evgeni Ivanov in den ersten Tagen nach dem Neunten September selbst in einer Häftlingszelle verschwand.

Dass der Kreisvorsteher und der Gouverneur sich einfach so nach Paulikaner Kaminische aufgemacht haben, um Erkundigungen über zwei nicht so wichtige Häftlinge einzuholen, kann ich auch nicht richtig glauben. Wahrscheinlicher

ist, dass ihnen jemand gesteckt hat, Opa Dotscho könnte den einen oder anderen Tausender locker machen. (Wenn so etwas jedoch wirklich geschehen wäre, hätte er es nach dem Neunten September nicht verheimlicht.) Das Polizeirevier in Paulikaner Kaminische lag andererseits wegen der vielen dichten Wälder in einem wichtigen Gebiet, deshalb ist auch nicht ausgeschlossen, dass die beiden Vorgesetzten mit dem Automobil zu einer Inspektion gekommen waren.

Bezüglich der Frage, warum keiner der beiden Verhafteten auf dem 8–9 Kilometer langen Weg nach Lovetsch durch den Ochsenschlag, südlich der Wärterbrücke, geflohen ist, war der Gedanke, dass die Polizisten schießen würden, wohl kaum der eigentliche Grund. In einer zwar unfriedlichen Zeit, doch nicht im Krieg im eigentlichen Sinn in Bulgarien in die Illegalität zu gehen, war keine leichte Entscheidung. Der Ausdruck „ich hatte Kontakt zu den Partisanen“ ist auch unter Vorbehalt zu verstehen. Nach der Entdeckung des Verstecks in dem Flecken Bukovec wurden die Illegalen versprengt. Velko Baev war den Kugeln in Bukovec entkommen und wurde deshalb gefasst und gehängt, weil er keine Verbindung mehr zu den anderen hatte. Er suchte Hilfe bei seiner Schwester, die im nahegelegenen Dorf Brestovo wohnte, aber sie und ihr Mann hatten Angst bekommen und machten der Polizei eine Mitteilung.

Von meiner Mutter weiß ich, dass mein Vater nach den fünfzehn Tagen in Haft fest entschlossen gewesen sein soll, was auch immer geschieht, wenn die Polizei ihn wieder suchen sollte, würde er nicht einfach so mit einer Ledertasche und einer Decke durch den Ochsenschlag gehen.

27.

Ich hatte noch keine Vorstellung von den Monatsnamen und wusste nicht, dass es Juni war. Durch das Zimmerfenster

sah ich mir an, wie eine Krankenschwester vor dem hohen, steinernen Krankenhausgebäude gelbe Kugeln unter den grünen Blättern am Aprikosenbaum hervorzog und damit die Taschen von ihrem weißen Kittel füllte.

Das einstöckige Gebäude, in dem ich eingeschlossen war, zuerst allein in einem Zimmer, war die Infektionsabteilung des Kreiskrankenhauses Lovetsch. Scharlach. Da ich mein sechstes Lebensjahr noch nicht vollendet hatte, wäre meiner Mutter vielleicht erlaubt worden, bei mir zu bleiben, in diesen Tagen musste sie sich jedoch um die kürzlich in Sofia operierte und wieder nach Paulikaner Kaminische verlegte Oma Donka kümmern und gleichzeitig auch beim Revier der Kreispolizei, wo mein Vater festgenommen saß, vorbeikommen. Wie sie von Paulikaner Kaminische nach Lovetsch und zurück gefahren ist, weiß ich nicht, sie ist wahrscheinlich auf einen der Pferdekarren gestiegen, mit denen hier früher der Verkehr zwischen den Dörfern geregelt wurde. Wenn keiner fuhr, ging sie zu Fuß. Sie stellte sich vor mein Zimmerfenster, der grüne Fliegendraht malte kleine Kästchen auf ihr Gesicht. So standen wir uns immer lange gegenüber, ich drinnen, sie draußen. Der grüne Draht hatte sicher auch einen anderen Zweck. Kontakte mit der Außenwelt zu verhindern, damit sich die ansteckenden Kinderkrankheiten nicht ausbreiten. Meine Mutter ignorierte diesen Zweck aber gewissenlos, wenn sie durch die lose am Fensterrahmen befestigten Ränder des Fliegendrahts meine Finger berührte. Nach Jahren erinnerte sie mich daran, dass ich ihr immer, wenn sie gehen wollte, gesagt hätte, noch etwas zu bleiben. Sie erwähnte nicht, dass ich geweint hätte. All das ging vierzig Tage lang. Einmal tauchte Onkel Neno, der Mann von Papas Schwester, Tante Jana, unter dem Fenster auf. Er steckte ein blaues Auto mit weißen Rädern, so groß wie eine Streichholzschachtel, durch den Draht. Es war wohl aus Bakalit gemacht. Aus den Falten der grauen Krankenhausdecke baute ich mir Straßen und Brücken, Schluchten und Tunnel. Das kleine Automobil

kroch darauf herum und sein Ziel war immer ein und dasselbe, endlich im fernen und wunderbaren Paulikaner Kaminschte anzukommen.

Irgendwann wurde ein etwa gleichaltriger Junge mit seiner Oma auf das Zimmer gelegt. Er hatte einen kleinen Zug mit allen möglichen Waggonen, gekrümmte und gerade Schienen und einen bunten Ball. Die Städterin mit angegrautem Haar warf ihm den Ball geduldig zu und fing ihn hinterher wieder. Als die beiden einmal auf dem Fußboden spielten, hatte sie sich so gesetzt, dass ich durch ihre gespreizten Beine dichte schwarzgraue Haare sah. Der Ball kullerte direkt auf sie zu. Später kam noch ein sehr viel größeres Mädchen mit geschnittenen Haaren in unser Zimmer. Die Anwesenheit der drei machte mir meine Einsamkeit kein bisschen erträglicher.

Im Badezimmer wusch mich ein Mann namens Petko. Meine Mutter kannte ihn, er kam aus dem Nachbardorf Kazatschevo. Ein- oder zweimal badeten mich die Schwestern. Einmal kam eine schnell ins Zimmer, um das Thermometer zu überprüfen. Ich hatte es jedoch nicht richtig eingeklemmt, sodass es irgendwo in meinen Schlafanzug gerutscht war und das Quecksilber wahrscheinlich auf eine Temperatur gesunken war, nach der ich gestorben sein müsste. „Scheißerchen!“, sagte die Schwester verärgert und steckte mir das kalte, lästige Glas wieder unter die Achselhöhle. Das war ein scharfes, unbekanntes und feindlich-städtisches Wort. Ich hörte es zum ersten Mal. Und habe die Beleidigung nie mehr vergessen. Doktor Freud versteht diese Dinge am besten, ich habe mir nur später gedacht, dass ich wahrscheinlich wegen dieses Erlebnisses so eine sexuelle Begierde bei Frauen mit weißen Schürzen empfinde.

28.

Die Freiheit war mit Wagengeklapper vertont. Die Wagen kamen einer nach dem anderen vom Platz vor dem Tiefen Brunnen in der Altstadt nahe der Überdachten Brücke. Jeder hatte ein quer darüber gelegtes Sitzbrett, mit Eisenhaken am Wagen befestigt und mit Decken darauf, dass es nicht so sehr stößt, wenn die Peitsche knallt, die Pferde losgaloppieren und Holz und Eisen hinter ihnen auf dem weißen Straßenschotter zu rütteln beginnen. Wenn die Fuhrmänner es darauf anlegen, sich zu überholen, lassen sie das verhasste Lovetsch immer schneller hinter sich.

An dem Tag, an dem ich aus dem Krankenhaus entlassen werden sollte, fuhr der Wagen, den mein Vater für mich organisiert hatte, ohne mich ab. Ein verärgerter Doktor schrie einen anderen an, Petko aus dem Dorf Kazatschevo hatte wohl versucht, etwas wegen meiner versprochenen Entlassung zu sagen, aber sie scheinen ihn ordentlich beschimpft zu haben, weil er mit finsterem Gesicht meinen Eltern etwas zu erklären anfang.

Ich selbst erinnere mich nicht daran, aber an diesem Tag muss ich geweint haben. Mein Vater war besonders wütend. Als sie einige Tage später wieder nach Lovetsch kamen, war kein Markt und Wagen gab es nicht. Jetzt wurde ich aber schnell und problemlos entlassen. Mein Vater, immer noch stark aufgewühlt von der kürzlich erlebten gefährlichen Situation im Kreisrevier, sagte, dass er mich bis nach Hause tragen würde. Und tatsächlich, als mir kurz nach der felsigen Überführung und der Fluss Schleife mit dem Namen Djankos Schwelle die Knie weich wurden, nahm er mich auf seine Schultern. Er hatte jedoch seine Kräfte überschätzt und musste mich bald wieder absetzen. Gut, dass uns bei der Wärterbrücke ein Leiterwagen einholte. Der Fuhrmann kam aus Paulikaner Kaminische, zwischen den Leitern hatte er Heu auf dem Wagen, sodass wir drei uns irgendwie setzen konn-

ten. Es war schön. Wir fuhren an unseren Feldern bei Popinec vorbei. Tief unten am Brunnen lagen Schafe zur Mittagsrast und oben über die Wiesen und einzelnen Eichenbäume auf dem Berg Schatrovez liefen Wolkenschatten.

Zu Hause schlug mir jedoch wieder Krankenhausgeruch entgegen. An einem geräumigen, aber windstillen Plätzchen zwischen Opa Dotschos neuerem Haus, in dem wir seit einem Jahr wohnten, der Steinmauer mit den Maulbeerbäumen und dem Gartenzaun stand so etwas wie ein Zelt aus Decken. Das Dach dieses Verhaus konnte man aufklappen, damit die Sonne hinein schien. Dort lag Oma Donka und hielt den Überrest ihres weit über dem Knie abgenommenen Beins in die Sonne. Die Decken sollten die Augen der Neugierigen abhalten, die, wenn sie über die Straße gingen, gern über die Mauer schauten. Vor einem gab es aber keine Rettung. Er hieß Michal Zarigradski, war unser Nachbar, Barbier von Beruf, Klatschmaul und Besserwisser. Er kletterte einfach auf einen der Maulbeerbäume und erklärte, dass hier oben die saftigsten und süßesten Maulbeeren hingen, die er im Leben gesehen hätte. Dort saß er stundenlang, aß und beobachtete.

Einmal, ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlass, wahrscheinlich war Georgstag, saßen wir an dem Platz, wo Oma Donkas Zelt gestanden hatte, am Tisch und aßen Lammbrauten. Alle sieben waren wir da: mein Vater, meine Mutter, Oma Dimitra, meine Schwester, ich, Opa Dotscho und Oma Donka. Und wie wir da aßen und erzählten, mischte sich auf einmal Michal Zarigradski aus den Maulbeerzweigen ins Gespräch ein. Prinzipiell lag das Niveau der Straße um einiges höher als Opa Dotschos Hof, deshalb war die Mauer ungefähr drei Meter hoch, der Maulbeerbaum, war, außer dass er auf der anderen Seite stand, an sich sehr groß, sodass man, wollte man Michal Zarigradski antworten, den Kopf sehr weit hätte zurückbiegen müssen, gerade so, als wollte man mit dem lieben Gott reden.

Ich weiß nicht, warum die Ärzte Oma Donka angewiesen hatten, ihr Bein so von der Sonne bescheinen zu lassen. Nachdem ihr Tumor durch die Stadien Bohnenkern und Walnuss gegangen war, ähnelte er einem Ei, dann tauchte das Wort „Krebs“ auf. Da klopfte ein Mann aus dem oberen Kiez an die Pforte. Er hatte einen Traum gehabt und der Traum hatte ihm gezeigt, wie Oma Donka geheilt werden konnte. Deshalb sei er zu seiner Wiese bei Popinec gegangen und dort, in dem Bachtal, das am Brunnen beginnt, habe er Krebse gefangen. Er brachte sie in einem verzinnnten, weißen Kesselchen. Das Kesselchen war zur Hälfte mit Wasser und Krebsen gefüllt, schwarze, nasse, mit Schnurbart und Schwanz. Einer über den anderen paddelten sie darin herum. Ich weiß nicht, was mit ihnen geschah, ob sie jemand gegessen hat, sie weggeschüttet wurden, der selbsternannte Heiler hatte Oma Donka, glaube ich, empfohlen, sie auf ihr Bein zu setzen und herumkrabbeln zu lassen, jedenfalls empfinde ich seitdem ein gemischtes Gefühl aus Angst und Ekel vor diesem Tier.

Oma Donkas weitere Heilung enthielt tatsächlich auch Ernährungsvorschriften. Eine davon, ich glaube, von Seiten wirklicher Ärzte, bezog sich auf Fisch. Oma Donka und Opa Dotscho saßen am Tisch beim Zuber mit dem Zitronenbaum, an dem großen Fenster nach Süden Richtung Bukovec und aßen Fisch aus einer großen, gelben Konservendose. In den Kriegsjahren gab es keinen anderen Fisch und Opa Dotscho hatte die Konserve in Lovetsch gekauft. Obwohl ich nicht krank war und keine ärztliche Verordnung hatte, ging ich manchmal an den Tisch und Opa Dotscho (bestimmt er und nicht Oma Donka, weil sie die Großzügigere war, doch der Fisch musste sparsam gegessen werden) tunkte einen Bissen Brot in die Dose und steckte ihn mir in den Mund. Es war lecker. Die Dose wurde später, nachdem sie mit warmem Wasser ausgespült worden war, lange Jahre als Teergefäß benutzt. Mit Teer bestrich Opa Dotscho die Radnaben von seinem Ochsenkarren.

Ich erinnere mich an Blut, Mullbinden und Tränen. Die Ärzte hatten das Ei von Oma Donkas Bein abgeschnitten, aber es bildete sich wieder einige Zentimeter weiter. An der kürzlich operierten Stelle begannen Blutungen, meine Mutter versuchte, sie mit einem getrockneten Pilz, der wie ein Bovist aussah, zum Stillstand zu bringen. Als Oma Donka zum ersten Mal ins Krankenhaus kam, hatte man ihr vorgeschlagen, das Bein unterhalb des Knies zu amputieren. Sie lehnte ab. Als sie zum zweiten Mal ins Krankenhaus kam, war klar, dass es ohne Amputation nicht gehen würde, und sie hatte zugestimmt, oberhalb des Knies zu schneiden. Jetzt hockte sich Opa Dotscho mit dem Rücken zu ihr hin, zog ihre Arme über seine Schultern und trug sie. Am Keller der ehemaligen Kneipe und am Speicher mit der Sägerei vorbei über die Steinstufen hinauf ins alte Haus. Später bekam sie Krücken. Sie klagte, dass sie unter den Armen drücken würden. Dann gewöhnte sie sich daran, rutschte aber oft aus. Nach jedem Sturz zu Boden weinte sie. Normalerweise leise, aber tränenreich. Mir tat sie leid, aber ich lenkte mich schnell wieder ab. Nach den vierzig Gefängnistagen im Krankenhaus konnte ich nicht genug bekommen vom Spielen mit den vielen Kindern auf der Straße im Kiez.

29.

Sie versiegelten das Radio. Eines Tages kamen zwei von der Gemeindeverwaltung, nahmen rotes Wachs, eine Kerze und Bindfaden aus der Tasche, banden den Faden um die Knöpfe, tropften die roten Tropfen unter der Flamme, und solange das Wachs noch weich war, drückten sie den Eisenstempel hinein. Ich glaube, dass mein Vater trotzdem eine Möglichkeit gefunden hat, es einzuschalten. Ob er weiterhin das dünne Stimmchen des Mannes gehört hat, den nach Opa Dotschos Meinung die Deutschen suchten, um ihn zu töten, weiß ich nicht mehr.

30.

Der Barbier Michal Zarigradski verachtete körperliche Arbeit, deshalb ließ er seine Hofmauern verfallen. Ganz hinten im Hof sah man das Dach des Hauses wie die Mütze von einem, der sich zu einem großen Geschäft ins Gebüsch gehockt hat. In Michals Hof spielten wir, glaube ich, verstecken, als jemand rief: „Die Russen kommen!“ Das war die Stimme eines Nachbarn, eines jungen Mannes mit einer weißen, keck aufgesetzten Schirmmütze. Er lief vor dem gegenüberliegenden Hoftor auf und ab, sein Gesicht war aufgewühlt und irgendwie besorgt. Im Arm hielt er ein Bündel und eine Flasche Schnaps oder Wein. Noch einige andere kamen auf die Straße und alle zusammen liefen sie irgendwohin. Wie ich später hörte, wollten sie die Russen empfangen.

Unter dem Wort „Russen“ stellte ich mir damals immer um einen Kessel mit dampfender Suppe sitzende Männer vor, die die Suppe mit Eisenlöffeln schlürfen. Weil Oma Dimitra mir bei dem Holzbesteck auf dem Wandbrett in unserem alten Haus einige aus gedunkeltem Metall gezeigt hatte: „Damit haben die Russen im Krieg gegessen.“ Ich weiß, dass General Skobelevs Truppen 1877 beim Angriff auf Lovetsch bei uns vorbeigezogen sind, aber wie dieser Teil ihrer Feldausrüstung in unseren Löffelkasten geraten ist, ist mir damals nicht eingefallen zu fragen, als es vielleicht noch jemanden gab, der mir hätte antworten können.

Schon am Abend waren die Russen in Opa Dotschos Haus. Drei Männer. Ein älterer und zwei jüngere. Ein jüngerer hatte mich auf den Schoß genommen und erzählte mir etwas in einer unverständlichen Sprache. Mit der einen Hand hielt er mich fest, in der anderen hatte er ein Foto. Kinder waren auf dem Foto, zwei oder drei. Und wohl auch eine Frau.

„Er hat seine Kinder seit vier Jahren nicht mehr gesehen, sagt er“, erklärte Opa Dotscho.

„Der Arme!“, sagte Oma Dimitra.

Bei den drei Russen saßen noch Oma Donka, meine Mutter und meine Schwester. Mein Vater war nicht da. Schon in der Mitte des Sommers war er als Reservist eingezogen worden.

„Bei denen kann man alles verstehen“, sagte Opa Dotscho und ließ sich auf sprachwissenschaftliche Experimente ein. Nachdem er gemerkt hatte, dass die Russen für Brot und Wasser ein fast identisch klingendes Wort verwenden, stürzte er in den Vorräum und brachte von dort einen Kürbis, einen *tikva*.

„Tikva“, sagten die Russen.

Opa Dotscho gluckste vor Überraschung. Dann lief er in die Vorratskammer und kam mit einer Honigmelone zurück.

„Dinja“, sagten die Russen.

„Das gleiche“, schloss Opa Dotscho, „nur umgekehrt. Zu Wassermelone sagen sie dann Honigmelone. Dona, haben wir Wassermelonen?“

„Du bleibst hier sitzen und bist schön still“, so oder ähnlich antwortete ihm Oma Donka.

Sie war wohl die einzige, die unsere ungewöhnlichen Gäste feindselig ansah. Opa Dotscho hatte sie vielleicht politisch etwas aufgeklärt. Sie musste etwas von den Bolschewiken gehört haben, die sich an Grund und Boden der Leute vergriffen. Opa Dotscho selbst aber, neugierig und lebenslustig, nutzte die Gelegenheit, sich gut zu amüsieren. Die strategischen Prioritäten der Roten Armee und der Wehrmacht müssen bei diesem Besuch, der ziemlich lange dauerte, diskutiert worden sein. Ich weiß nicht. Einmal zog der Russe, bei dem ich auf dem Schoß saß, etwas hervor, das so aussah wie ein Telefonhörer. Es war aus hellem Metall und einem dunklen Material gemacht. Das Wort „Bombe“ fiel, aber ich kann mich nicht erinnern, dass einer der Anwesenden, nicht einmal Opa Dotscho, der zwei Kriege mitgemacht hatte, so reagiert hätte, als wären wir in Gefahr. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, dass

der Russe wirklich eine Handgranate in der Hand hielt, jedenfalls waren seine drohenden Worte an jemanden gerichtet, als er das Ding in der Hand hielt. Meine Mutter sagte wie nach einer Regieanweisung für die künftigen Wochenschauen laut und lachend: „Hebe die für Hitler auf!“

Sie trugen keine Stiefel wie die bulgarischen Soldaten, sondern Schuhe mit Wadenwickeln darüber. Es ist interessant, dass ich das von der ersten Begegnung mit dem Russen erinnere und nichts von ihrem beeindruckenden, heldenhaften Umgang mit alkoholischen Getränken, worüber später in den anderen Häusern, in denen sie eingekehrt waren, gesprochen wurde. Dabei ist es unmöglich, dass Opa Dotscho ihnen nicht von seinem hervorragenden Traubenschnaps oder dem Pflaumenschnaps eingeschickt hat, die er jeweils in großen Mengen herstellte, um sie zu verkaufen. Dass er sie wirklich damit bewirtet hat, schließe ich aus dem, was sich am nächsten Abend ereignete.

In der Nähe des Hoftors saß ein russischer Soldat mit finsterem Gesichtsausdruck auf einem Baumstamm von Opa Dotschos Sägerei. Ich glaube, er war vornübergebeugt und stützte seinen Kopf mit beiden Händen. Ganz nah bei ihm stand Oma Dimitra, auch mit einem sehr verärgerten Gesichtsausdruck. Opa Dotscho und ich gingen durch das Hof-tor auf die Straße und Opa Dotscho grüßte oder fragte etwas.

„Babuschka rugaet, die Oma schimpft“, sagte der Russe finster.

Später wiederholte Opa Dotscho diesen Satz noch lange Zeit und lachte dabei. Wer weiß, woher diese übertriebene Heiterkeit kam, Es muss eine nervöse Reaktion auf die Vorahnung der bevorstehenden großen Veränderungen in seinem Lebensalltag gewesen sein. Zwischen Oma Dimitra und dem Russen hatte sich folgendes zugetragen: Er war mit einigen anderen nach Hause gekommen, muss vor ihnen Opa Dotschos Schnaps vom letzten Abend gelobt haben. Bevor sie

zu uns gekommen waren, hatte ihnen jemand anders schon gut einen eingegossen. Wie sie zu Hause versucht haben, noch ein Glas zu bekommen, weiß ich nicht, vielleicht haben sie etwas Anzügliches zu meiner Mutter gesagt, damals dreißigjährig, eine sehr gut aussehende Frau. Oma Dimitra reagierte blitzschnell und eindeutig, „Gestern Abend habt ihr euch sehr gut benommen“, soll sie gesagt haben, „jetzt ist es aber unerhört.“ Und dabei wies sie ihnen die Tür.

Ihre Lastwagen waren auf dem Platz. Einer stand mit den Vorderreifen auf der Ladefläche eines anderen. So, wie der Hahn auf die Hühner stieg oder der Bulle auf die Kühe. Wir gingen in diesem Herbst zur Kürbisernte auf das Feld bei der Wärterbrücke. Meine Schwester und ich standen an der Straße und sahen uns die endlose Kolonne der grünen russischen Lastwagen an. Hinter jedem Lastwagen holperte ein staubiges Geschütz mit einem Überzug über der langen Mündung. Auf der Ladefläche saßen Soldaten, manchmal fuhren auch welche mit auf dem Rücken liegenden, von der Sonne braun-gebrannten Soldaten vorbei, die ihre Mütze über die Augen gelegt hatten. Ich stritt mit meiner Schwester darüber, ob sie tot waren oder nur schliefen.

Nach den ersten russischen Soldaten, die zu uns kamen, quartierten sich noch andere bei uns ein. Sie hinterließen uns Läuse. Wir konnten sie vor dem Winter nicht loswerden, obwohl meine Mutter ständig Kessel aufs Feuer stellte und Kleidungsstücke und Decken verbrühte, bei uns und bei Opa Dotscho. Später wurde zu Hause viele Jahre lang darüber gesprochen und gelacht, was für eine Schande es war vor einem Kaufmann und unseren Verwandten aus dem nahegelegenen Dorf Smotschan. Der Kaufmann war gekommen, um ein Kalb von Opa Dotscho zu kaufen, und übernachtete in dessen Haus. Die Frauen aus Smotschan, Opa Dotschos Schwestern, übernachteten bei uns während des Dorffestes am Michaelistag. Ich weiß, dass sie es lange nicht über sich

brachten, etwas zu sagen. Wie es mit dem Kaufmann war, weiß ich nicht, aber alle sind mit russischen Läusen aus Paulikaner Kaminische abgefahren.

31.

In der Schule waren jetzt keine Soldaten, aber wieder wurden irgendwelche Leute dort eingesperrt und geschlagen. Und da der Unterricht und die Schläge nicht gleichzeitig stattfinden konnten, wurden wir, die Schüler, alle zwei-drei Tage einfach nach Hause geschickt. Genau zu der Zeit, als die Russen kamen, war ich Schüler der ersten Klasse geworden. Das Jahr zuvor war ich jedoch schon manchmal mit meiner Schwester, die ein Jahr älter war als ich, zur Schule gegangen, weil ich unbedingt schon Lesen lernen wollte. Später erzählte sie, dass sie sich in Grund und Boden geschämt hätte, als mitten in der Stunde die Tür knarrte und Opa Dotscho und ich dort auftauchten. Wie es damals üblich war, wenn ein Älterer den Raum betrat, standen die Schüler alle auf. Opa Dotscho ging zur zweiten Bank in der mittleren Reihe, dort stand meine Schwester und schaute als einzige aus der ganzen Klasse nicht zu uns, sondern mit rot angelaufenem Gesicht nach vorn auf die schwarze Tafel. Opa stellte einen kleinen Stuhl neben ihre Bank und ging. Die Klasse war groß, um die 40 Jungen und Mädchen. Wenn Frau Mika eine Frage stellte, hoben die meisten sofort die Hand und versuchten, in hartnäckiger Vielstimmigkeit ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken: „Jetzt ich! Jetzt ich!“ Bei manchen Fragen kam es aber auch vor, dass es still blieb und niemand die Hand hob. Gewöhnlich dann, aber manchmal auch im allgemeinen Geplapper der Antwortbegierigen, wendete sich Frau Mika (dieselbe, die bei dem Mann ihrer Schwester dafür eingetreten war, dass mein Vater aus dem Polizeirevier entlassen wurde) an mich: „Da wollen wir doch mal sehen, ob der kleine Schüler etwas sagen kann.“ Auch wenn ich es manchmal geschafft

habe, etwas Sinnvolles von dem Stühlchen neben den Beinen meiner Schwester aus zu stammeln, vergaß ich nie meinen Status als fremdes Element. Einmal wurden wir in die Kirche geführt. Goschko, der Zwerg, Schreiber in der Gemeindeverwaltung, der Körpergröße nach nicht viel mehr als ich, lief durch den finsternen, von strengen Heiligen eingerahmten Raum und gab jedem eine Kerze. Als er vor mir stand, hielt ich meine Hände hinter den Rücken und zog mich zurück. Damit wollte ich ehrlich sagen, dass ich kein Schüler bin und entsprechend kein Recht auf eine Kerze habe. Goschko, der Zwerg, schnatterte jedoch verärgert vor sich hin und stopfte mir den dünnen Wachsstängel in die obere Jackentasche. Danach ging er weiter, um seine Kerzen zu verteilen.

Ich weiß nicht, ob es mir schon damals aufgefallen ist, aber in dem September, als ich offiziell in die erste Klasse kam, wurden wir nicht mehr in die Kirche geführt und der Schüler, der Klassendienst hatte, sprach zu Beginn der ersten Stunde kein „Vater unser“ mehr. Auch Frau Mika war nicht mehr da und auch keine andere Frau, die mit ihrem Zeigestock vor den Bänken gestikulierte. Statt einer Frau stand Penko Jorovski an der schwarzen Tafel, nach meinen heutigen Berechnungen muss er an die 25 Jahre alt gewesen sein und schon damals widerstrebte es meiner Zunge, ihn „Herr“ zu nennen. „Herr“ war die offizielle Anrede für die männlichen Lehrer, und Penko Jorovski stand in der Eigenschaft als Lehrer vor den Bänken in der ersten Klasse. Er war kein regulärer Lehrer, aber es ist logisch anzunehmen, dass er trotzdem versucht hat, uns auf seine Art Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen. Eine Erinnerung an etwas Derartiges ist in meinem Bewusstsein aber nicht hängen geblieben. Dafür erinnere ich mich sehr gut daran, dass er uns ständig „Die Erde von Botev und Levski“ singen ließ, ein Lied, das zu der Zeit, vielleicht auch mit Verspätung, im nächsten Jahr, zum Marsch der Partisanen aus dem Gebiet von Lovetsch

und Trojan erklärt wurde. Die Klarheit meiner Erinnerung ist vielleicht darauf zurückzuführen, dass ich einmal beim endlosen Singen plötzlich eine nicht sehr kräftige, aber ziemlich beleidigende Ohrfeige von Penko Jorovski bekam. Ich saß in der ersten Bank, er wedelte mit den Armen höchstens einen halben Meter vor mir, das Herumwedeln hielt er wahrscheinlich für Dirigieren. Seine enthusiastische Gestikulierei muss mich zum Lachen gebracht haben. Nach der Berührung mit seiner Hand habe ich mit Sicherheit aufgehört zu lachen, ich erinnere mich jedoch, dass er lachte. Und weiter herumfuchtelte.

Einmal stürzte der Betschka ins Zimmer. Sein Name war eigentlich Gentscho Betshev, er muss damals um die 30 Jahre alt gewesen sein, glatzköpfig, kurzbeinig und flink, mit cholericem Temperament, wie ich später im Gymnasium aus meinem Psychologiebuch erfuhr. In Paulikaner Kamnische wurde so jemand ein jähzorniger Mensch genannt. Betschkas Jähzorn war so groß, dass er in bestimmten Situationen, besonders wenn jemand ihm zu widersprechen versuchte, so stark zu stottern anfing, dass er nicht weitersprechen konnte. Sonst redete er normal.

Der Betschka ließ uns im Kreis aufstellen. Etwa zehn Jungen aus unserer ersten Klasse. Dann sagte er, wir sollten einander an den Ohren packen. Und befahl zu ziehen. Wir hatten uns wohl etwas zu Schulden kommen lassen, wer weiß. Da das Ziehen sehr wehtat, strengte sich jeder an, es seinem Nachbarn heimzuzahlen, ohne auf den Gedanken zu kommen, dass er ihn nur dazu brachte, noch stärker zu ziehen. Wir zogen also und weinten. Wie haben wir uns bloß nicht die Ohren abgerissen? Was den Betschka wohl dazu gebracht hat, uns in diesen September- oder Oktobertagen 1944 antreten zu lassen und zu kommandieren? Weil er auch in den Stunden für Leibbeserziehung auftauchte, er vertrat unseren Lehrer Penko und begann so zu brüllen,

wie die Feldwebel die Rekruten in der Kaserne anbrüllen: „Ruhe! Nach links! Nach rechts! Im Gleichschritt marsch!“ Offensichtlich ein Übermaß an revolutionärer Energie. Und das Übermaß revolutionärer Energie bei dem Betschka ist offensichtlich dadurch entstanden, dass er sie in den Tagen, Monaten und Jahren, bevor die Russen kamen, sehr wenig oder gar nicht verausgabte. Er soll einige Semester an einer Höheren Lehranstalt in Varna studiert haben und hatte, wie er selbst später behauptete, Beziehungen zu wichtigen kommunistischen Funktionären in Lovetsch und Varna, aber als im Sommer 1943 die illegalen Gruppen bei Paulikaner Kaminische zerschlagen wurden und der Student während seiner Sommerferien im Dorf von den Mitgliedern des Arbeiterjugendverbandes aufgefordert wurde, bewaffnet in den Wald zu gehen, lehnte er vernünftigerweise ab. Er fuhr zurück, um sein Studium fortzusetzen, das er nie abschloss. Er kam in den ersten Tagen nach dem Neunten September 1944, ernannte sich selbst zum Kommandanten und begann mit den Verhaftungen. Der Betschka war jedoch etwas zu spät gekommen. Der Polizist Ivan Valkov und die Kontratschetniks Angel Palikruscha und Georgi Gostinski, die kürzlich ihre Geldprämien für die Liquidierung der Illegalen in Bukovec und bei Brestovo bekommen hatten, waren schon von der sofort nach dem Neunten September gebildeten Miliz im Lovetscher Kreisrevier eingesperrt worden. Der Betschka knöpfte sich die Gemeinderatsmitglieder vor.

Der Bürgermeister kam nicht aus Paulikaner Kaminische, sondern aus Lovetsch, er wurde nach den damaligen Gesetzen eingesetzt (und nicht gewählt), um das Dorf zu verwalten. Die Ereignisse um den Neunten September entwickelten sich in so einem Tempo, dass er sich in die Stadt zurückzog und es nicht einmal schaffte, seine schönen Stiefel, die neben dem Schreibtisch in seinem Amtszimmer standen, mitzunehmen. Hinterher beschlossen die Kommunisten der

ersten Stunde auf einer ihrer Sitzungen, dem ärmsten Mann im Dorf die Stiefel zu geben. Die Armen waren aber so zahlreich, dass man sich bei der Sitzung auf keine Wahl einigen konnte, die alle gerecht gefunden hätten. In den nächsten Tagen jedoch warf sich einer der Sitzungsteilnehmer, Peter Djankov, vor kurzem noch politisch Gefangener und jetzt neu eingesetzter Bürgermeister des Dorfes, mit den Stiefeln seines Vorgängers in Schale, ohne sich die Mühe zu machen, jemanden zu fragen. Der frühere Bürgermeister wurde in Lovetsch verhaftet. Der Gemeindeschreiber, Goschko, der Zwerg, erwies sich dafür als progressives Element. In diesen Septembertagen war er Parteimitglied geworden, zehn Jahre später wurde er wegen Diebstahls ausgeschlossen. Ein echtes Opfer der revolutionären Erschütterungen wurde unser Pate Vasil Mitschkov, der Steuersekretär. Ich glaube nicht, dass es nur der althergebrachte Hass der bulgarischen Bauern auf die Steuersekretäre war, dass man ihn im Dorf nicht mochte. Wahrscheinlich hatte er als Gemeinderatsmitglied eine Möglichkeit gefunden, sich zu bereichern. Weil ich mich daran erinnere, dass sogar noch in den 70-er Jahren ein über die Diebstähle und Missbräuche der örtlichen Genossenschaftsvorsitzenden empörter Genossenschaftsbauer auf einer Versammlung im Dorfgemeinschaftshaus rief: „Ihr seid alle ein Vasil Mitschkov!“ Wie der Name „Vasil Mitschkov“ eine negative Färbung bekommen hatte, kann ich nicht sagen, ich war noch zu klein, um direkte Eindrücke zu haben. Ich erinnere mich jedoch an sein großartiges neues Haus, das einfach Neid erregen musste. Wie hat sich wohl jemand, der seit seinen frühesten Tagen gewohnt war, in einem halbdunklen Schlafzimmer, dessen Wände aus Astwerk geflochten und mit Kuhmist verputzt waren, Wasser mit einem Flaschenkürbis aus einem Kessel, der an einem Holzhaken hing, zu trinken (Aluminiumkannen, oder gar Trinkgläser, waren für die meisten Menschen unerlaubter Luxus), wie hat sich

so jemand wohl gefühlt, wenn er beispielsweise in die Küche von Mitschkovs Haus geraten war. Hinter den Spitzendecken der in die dicke Ziegelsteinwand eingebauten Vitrinen schimmerten Service aus Glas und Porzellan, auf der Ablage über dem modernen Kochherd blitzten bunte Päckchen mit Aufschriften unbekannter, fremdländisch klingender Gewürze. An der Garderobe im Vorraum glänzte eine neue Jagdausstattung, der weiße Jagdhund betrachtete jeden abschätzig, der hier verlegen und abgerissen eintrat, um etwas zu erledigen.

An die Macht gekommen, ist man anscheinend besonders geneigt, das Erwünschte für wirklich zu halten. Die grünen russischen Geschütze holperten schon über die rumänischen Straßen auf dem Weg zur Donau, als Vasil Mitschkov auf den Steinplatten vor der Gemeinde stand und lächelte: „Hier kommen eher die Türken, aber nicht die Russen!“ So habe er in diesen Tagen überall gesprochen.

Zwei Wochen später aber, es wird etwa Anfang Oktober gewesen sein, denn Mutter half gerade, eine neue Lieferung Weintrauben am Tor bei Opa Dotscho reinzubringen, als jemand kam und ihr sagte, dass der Betschka sie in die Schule zitiere. Sie hat gleich alles liegen lassen und ist hoch in die Schule gerannt. Ängstlich, denn seit einigen Wochen war mein Vater schon an der Front in Jugoslawien. Ich kann mich erinnern, dass an diesen Tagen von dort, wo die Sonne untergeht, ein Dröhnen zu hören war. Man sagte, es sei von den Geschützen. Ob es aber deutsche oder bulgarische Geschütze waren, wusste keiner.

Weder in der Gemeinde noch in der Schule hat sie eine Nachricht von meinem Vater bekommen – weder eine gute noch eine schlechte. Da stellte sich Betschka vor meine Mutter hin und sagte:

„Cvjato, wenn du einen Zorn auf Vasil Mitschkov hast, gehe rein und schlage ihn.“

Dabei deutete er auf eines der Zimmer.

„Hast du mich dazu gerufen?“

„Dazu.“

„Scher dich zum Teufel! Wie soll ich denn meinen Taufpaten schlagen.“

Daraufhin ist sie weggegangen. Anscheinend hat sie sich nicht getraut, dem Betschka noch mehr zu sagen.

Beim Eingang der Schule ist Ivan Panev von einer lärmenden Gruppe Jugendlicher aus auf sie zugegangen.

„Cvjato“, hat er gesagt, „komm, ich will dir was zeigen.“ Und dann führte er die Mutter in den Flur, wo die große Landkarte hing. „Nikola ist jetzt hier“, dabei hat er mit dem Zeigefinger aufgeregt den gummierten Stoff berührt, anscheinend dort, wo die serbischen Städte Pirot, Bjala Palanka und Nisch eingezeichnet sind, denn in dieser Richtung war in diesen Tagen die Zweite bulgarische Armee vorgerückt, „morgen gehe ich auch.“

Tatsächlich ist er als Freiwilliger an die Front gegangen, dieser Ivan Panev, den ich niemals lebendig gesehen habe. Sein Porträt wurde bei Manifestationen regelmäßig hinausgetragen, zusammen mit den zwei ermordeten Partisanen aus dem Dorf. Große Augen, eingefallene Backen, wie von einem Schädel, der lange in der Erde gelegen hat, und Schulterstücke eines Leutnants. „Ivan Penev hat sich hinter eine Kiste mit Bomben gelegt und ist nicht weggegangen, bevor er sie nicht alle geworfen hat“, so schluchzte vor Begeisterung ein Mitschüler von mir in unserem ersten Klassenzimmer. Als Bomben hat man damals die Handgranaten bezeichnet. Ob es möglich war, dass sich die Deutschen solange mit Handgranaten bewerfen lassen, erscheint mir jetzt etwas zweifelhaft, damals aber, von der Schule zurückgekehrt, lief ich Vaters Rucksack aus Planleinwand mit abgeriebenen Maiskolben füllen, warf mich unter die Buchsbäume im Garten und gab nicht nach, ehe ich sie nicht alle auf Opa Dotschos

Bienenstöcke geworfen hatte. Genau wie der Leutnant Ivan Penev.

Die Aufforderung, die der Betschka an meine Mutter gerichtet hatte, galt fürs ganze Dorf. Wer einen Zorn auf Vasil Mitschkov hatte, konnte hingehen und ihn schlagen. Wie viele hingegangen sind, kann keiner sagen, aber es waren schon einige. Darunter auch ein paar Frauen. „Ich habe ihm auch eine geklatscht“, sagte mir in den 70-ern einer der hiesigen Parteiaktivisten, nun immerhin nicht mehr mit Stolz. Damals war er Schüler in den ersten Gymnasialklassen gewesen.

Der Hauptschläger ist aber anscheinend der Betschka gewesen. Ich habe gehört, dass er in jenen September- oder Oktobertagen ins Nachbardorf Kasatschevo gegangen sei, um seine Dienste anzubieten. Dort habe man ihm aber gesagt, dass man seine Leute selber schlagen könne, wenn man es für nötig befindet. Noch von einem anderen Schläger hörte ich in den späteren Jahren, Rusko Radin. Welchen Hass muss dieser Rusko gegen den Steuersekretär in sich getragen haben, welch unbändiger Trieb mag seine Fäuste bewegt haben in einer jener Herbstnächte. Und wie hat Vasil Mitschkov wohl am Morgen ausgesehen, als man seine Frau, unsere Taufpatin, in die Kanzlei der Gemeinde reingelassen hat (dort war er inhaftiert). „Heute Nacht hat mich der Rusko Radin erschlagen“, hatte Vasil Mitschkov gesagt.

Im wahrsten Sinne des Wortes erschlagen wurde er Tage später, keiner kann sagen von wem und wo. Es sprach sich herum, aber erst nach 1989, dass eines Nachts ein Automobil aus Lovetsch ins Dorf gekommen sei. Man habe den Steuersekretär an dem Automobil festgebunden und die Straße entlanggeschleift. Wenn ich manchmal daran zweifle, dass sich alles genau so abgespielt hat, so ist es nicht wegen der übermäßigen Grausamkeit der Hinrichtung, sondern wegen ihrer übermäßigen Banalität. Es scheint mir wie die Nacherzählung einer Episode, ein Klischee aus den unzähligen

Kriegsfilmen, die wir in den nachfolgenden Jahren gesehen haben. Darin waren die Geschleiften meistens sowjetische Partisanen oder Aufklärer und die Schleifenden von der Gestapo. Dabei hatten die Exekutoren von Vasil Mitschkov im Herbst 1944 keine solchen Filme gesehen. Andererseits hatten sie aber gerade angefangen, Automobile zu besteigen, sodass sie so eine Anwendung dieser Errungenschaft der Zivilisation hätte beeindrucken können. Was man mit Sicherheit weiß, ist, dass der Leichnam meines Taufpaten im Sand am Ossamknie verscharrt wurde, an der Stelle, die Djankos Schwelle genannt wird. Aufgespült hat ihn das Hochwasser bei der Schneeschmelze 1945. Eine Frau aus dem Lovetscher Viertel Varoscha hat ihn wiedererkannt.

32.

Das Vergnügen, seinen Gegner bei einem politischen Umsturz ohne Gericht und Urteil zu erschießen, ist offensichtlich mit einem lästigen Nebeneffekt verbunden. Man muss sein Grab ausheben. Die Praxis hat gezeigt, dass man am besten sein Opfer im Voraus diese unangenehme Arbeit erledigen lässt. So geschah es 1923 mit Mihail Veltschovski, dem jüngsten Bruder meiner Oma Donka. Mihail war Mitglied des linken Flügels des Bauernbundes, Lehrer von Beruf. Zur Bauernpartei war er durch seinen Vater gekommen, meinen Urgroßvater Stojno Veltschovski. Opa Stojno wiederum war einer der Gründer dieser großen Partei in der Gegend um Lovetsch und Pleven. Er ist auf einem Foto im siebten Band der großen Akademieausgabe der Geschichte Bulgariens zu sehen, die Mitte der 80-er Jahre erschienen ist. An einem runden Tischchen sitzt er da zusammen mit den vier anderen aus der ersten parlamentarischen Fraktion des Bauernverbandes in der Volksversammlung. Opa Stojno, groß und weißhaarig, hält einen Schirm in der Hand. Ich vermute, dass er das für sehr schick hielt, sein Gesicht hat aber, Gott

sei Dank, eher einen strengen als einen selbstgefälligen Ausdruck. Sein Mandat als Abgeordneter ging eigentlich nur ein Jahr. Im November 1900 trat die Regierung von Petko Karavelov zurück, neue Parlamentswahlen wurden angesetzt.

Mihail oder Michal, wie er damals meistens genannt wurde, ist die hellste Gestalt in der insgesamt dunkelgrauen Galerie von nach Geld, Macht und Boden gierenden Kneipenwirten, Gemeinderatsmitgliedern und Bauern, die die Söhne und Schwiegersöhne von Veltschovskis riesiger Familie darstellen. Oma Donka hat mir erzählt, dass er jeden Morgen an der Pforte stand und die Proviantbeutel der Knechte überprüft hat, ob nicht etwa seine Mutter, Oma Neda, jemandem aus herrischem Geiz nicht genug Brot und Käse gegeben hat.

Wahrscheinlich war er ein guter Lehrer, aber wenn ich mich daran erinnere, was meine Eltern, die er in der Mittelstufe unterrichtet hat, über ihn erzählt haben, hat ihm mit Sicherheit eine der für diesen Beruf notwendigen Eigenschaften gefehlt. Geduld. Er war sehr aufbrausend. Auf der Hochzeit einer seiner jüngeren Schwestern haben die Eltern des Bräutigams, vermögende Leute aus einem alten Popengeschlecht, die Brautleute überlistet. Anstatt der Braut neue Schuhe zu schenken, wie es Sitte war, brachten sie ihr welche, die die Frauen aus dem Hause sofort als die erkannten, mit denen sich das Mädchen in der letzten Zeit herausgeputzt hatte, nur waren sie sorgfältig gereinigt, mit schwarzer Farbe eingecremt und poliert. Und einem von Michals kleinen Neffen, der am lustigsten war und den er am liebsten hatte, gaben sie auch aufpolierte Schuhe, dazu zu klein, nicht mit der richtigen Nummer. Man versuchte, sie ihm anzuziehen, es ging nicht, das Kind weinte und war nicht zu beruhigen. In dem Moment, als auch die Braut, die auf unbekannte Weise gezwungen worden war, an dem Betrug mitzuwirken, zu weinen begann, verschwand Michal in zwei Sprüngen auf dem langen Altan. Sekunden später sah man ihn mit einem

vor Wut rot angelaufenen Gesicht aus einem der Schlafzimmer kommen und seinen Karabiner laden. Wie sein Schwiegersohn davongekommen ist (ebenso wie sein Schwager Vasil, der Steuersekretär, Gemeindeangestellter, in seinem Haus hörte ich 1942 „Rom, Berlin und Tokio“), weiß ich nicht mehr, obwohl Oma Donka mir diese Geschichte oft erzählt hat.

In den 70-er Jahren sprach eine sehr betagte Frau aus Lovetsch einmal darüber, wie damals in ihrer Mädchenzeit ein junger Mann aus Paulikaner Kaminische jedes Mal, wenn er nach Lovetsch kam, sein Pferd vor dem Hotel ihres Vaters angebunden habe. „Er war groß, hatte blaue Augen und war ein sehr schöner Mann. Er hieß Mihail.“

Als die Geheimbündler von Alexander Cankov im Juni 1923 mit einem Militärputsch die Regierung des Bauernbunds stürzten und den Ministerpräsidenten Stambolijski umbrachten, organisierte Michal sofort einen Trupp in Paulikaner Kaminische. Außer den Bauernbündlern schlossen sich auch der Reserveoffizier Nejko Baev und einige andere Kommunisten an, alles Frontsoldaten aus dem kürzlich für Bulgarien katastrophal ausgegangenen Ersten Weltkrieg. Irgendwo zwischen Popinec und der Wärterbrücke, wahrscheinlich auf der Anhöhe unmittelbar über der großen Kreuzung, blitzten Richtung Lovetsch Soldatenhelme der örtlichen Garnison auf und ein Maschinengewehr knatterte. Als sie ein paar von ihren kärglichen Patronen verschossen hatten, zogen sich die Aufständischen über das Maisfeld nach Kaminische zurück. Michal ging in die Illegalität. Einer der Knechte brachte ihm Essen nach Bukovec. Warum Opa Stojno barfuß war, weiß ich nicht, aber er war barfuß, als berittene Gendarmeriesoldaten ihn bei seinen Bienenstöcken fanden, barfuß trieben sie ihn über die spitzen Steinchen auf dem zwölf Kilometer langen Weg nach Lovetsch. Wie der ehemalige Volksvertreter vor den Gendarmeriepferden hergelaufen ist, in was für einem Zustand seine Füße hinterher

waren, kann man sich vorstellen. Es gibt einige Versionen darüber, wie er aus dem Arrest befreit wurde. Wie sich an seiner Stelle sein Sohn Michal gemeldet hätte. In jedem Fall soll der junge Rebell in einer Nacht auf ein Feld bei Lovetsch hinausgebracht worden sein. Sie hätten ihm eine Hacke gegeben, um sein Grab zu schaufeln, ihn aber nicht erschossen. Das Graben war anscheinend eine psychologische Vorbereitung, um den Preis für seine Freilassung in die Höhe zu treiben. Für wie viele von Opa Stojnos Goldmünzen die Befreiung erfolgte und bei welchem lokalen Politiker, Offizier oder Polizisten das Gold in der Tasche gelandet ist, konnte damals und auch später niemand sagen. In diesen Junitagen des Jahres 1923 waren jedoch so viele Gewehrkolben auf Michals Brust und Rücken niedergegangen, dass er bald nach seiner Freilassung an Tuberkulose erkrankte und es nichts gab, was seinen Tod hätte aufhalten können. Vor der Zeit ging auch Opa Stojno. Als Oma Donkas Bein amputiert wurde, unterhielt man sich zu Hause darüber, ob der bösartige Tumor eine Erbkrankheit ist. Und dann hieß es, Opa Stojno habe etwas Ähnliches am Bein gehabt. Aber später erzählte jemand aus unserer Familie, dass er an Gangrän gestorben sei. Er hätte eine Entzündung gehabt, ich weiß nicht genau wo, und auf Anraten eines Heilers habe er seinen Fuß in einen Gasakanister gesteckt. Er war gebildet genug, um nicht einfach medizinische Ratschläge von jedermann anzunehmen. Aber wer weiß. Vielleicht hatte seine Krankheit das Stadium erreicht, wo der Mensch bereit ist, alles zu versuchen. Ob seine Erkrankung in Verbindung mit dem barfüßigen Marsch vor den Gendarmeriepferden stand, weiß ich nicht.

33.

So war das mit den Gräbern. Als der Steuersekretär Vasil im Jahr 1945 von neuem verscharrt werden musste, war wieder niemand zum Graben da. Er wurde in ein gerade

entleertes Grab von einem ein Jahr zuvor exekutierten Partisanen gelegt. Ende 1944 begann man mit Umbestattungen und anscheinend ging das 1945 noch weiter. An einem Spätnachmittag tauchten Soldaten auf dem Platz vor der Gemeinde auf. Es muss ungefähr ein Zug gewesen sein. Wir, der männliche Teil der Kinder aus den ersten Klassen, drängelten und schubsten uns in freudiger Erregung vor den in Reihe und Glied stehenden braunen Uniformen und versuchten, möglichst nah an sie heranzukommen, weil wir gehört hatten, dass die Soldaten schießen würden. Das bedeutete, dass Patronenhülsen fallen. Das Suchen und Sammeln von Hülsen und nicht verschossenen Patronen schien wichtiger als alle anderen Spiele geworden zu sein. Zwischen den Schulstunden holten wir sie hervor, legten sie auf den Tisch und nach langen und komplizierten Verhandlungen tauschten wir vielleicht welche untereinander. Besonders hoch wurden die bulgarischen und russischen Hülsen und Patronen geschätzt. Zu den deutschen hatten wir, obwohl sie seltener waren, im völligen Widerspruch zu den Prinzipien des Sammelns, ein reservierteres Verhältnis.

Der Platz – voll mit Menschen, die Soldaten – schweigend und konzentriert. Dann war ein Kommando zu hören, die Gewehrläufe wurden in den Himmel gerichtet, zweites Kommando, Donnerschlag – Geräusch von Hülsen, drittes Kommando, Donnerschlag – Geräusch von Hülsen, viertes... Unser Gerangel bei den Stiefeln war bald zu Ende, mit einem scharfen, an Teer erinnernden Geruch und zielstrebig zunehmendem Knistern entzündeten sich hinter unseren Rücken Fackeln, die ganze große Menge zog, wahrscheinlich unter einem der damals modernen Partisanenlieder, zum Friedhof. Schlammiger Dreck, fauliges Laub, Raketen im Nachthimmel, dichtes Menschengedrängel an den Steinkreuzen, knisternde Fackeln und neue Schüsse, das ist in meinem Bewusstsein geblieben. Und der Trauermarsch „Ihr seid einem ungleichen

Kampf zum Opfer gefallen, habt dem Volk mit Liebe gedient.“ Dort auf dem Friedhof schossen keine Soldaten mehr, sondern Leute aus dem Dorf. Ich glaube, ich habe so etwas wie Neid auf meine Mitschüler empfunden, deren Väter langsam, aber energisch ihre Gewehre luden und ihre Läufe in den Himmel richteten. Mein Vater war nicht unter ihnen.

Was an diesem Tag geschehen ist, wird wahrscheinlich die erneute Bestattung des Partisanen Velko Baev gewesen sein, der im Mai 1943 gefasst worden war. Und im Gefängnis in Lovetsch erhängt. Weil der andere Partisan aus dem Dorf, Todor Tabakov, im Kirchhof bestattet wurde. Ich vermute, dass dieser Unterschied bei den beiden gemacht wurde, da Todor sich im Unterschied zu Velko nicht hatte lebendig fassen lassen.

Er war mit Sicherheit einer von den unbezwingbaren jungen Männern aus den bulgarischen Dörfern, aus denen früher die Anführer der Freiheitskämpfer ihre Freischaren rekrutiert haben. Solche Burschen haben auch, wie einige Memoirenschreiber von der Insel Belene bezeugen, die KZ-Baracken gefüllt, als zu Beginn der 50-er Jahre das Land ihrer Väter enteignet wurde.

In den Pappkartons zu Hause war lange Zeit ein Foto mit ihm zu finden. Drei-vier Jungen und Mädchen hatten sich anscheinend an einem Feiertag am Ziehbrunnen vor der Kirche fotografiert. Todor Tabakov, groß, mit einem sehr länglichen Gesicht, großen schwarzen Augen und einer über die Stirn hängenden Locke. Neben ihm ein lachendes, gut gebautes Mädchen mit großen Brüsten, mit freudig erregt strahlenden Augen. Ich weiß, dass die lachende Schönheit Tochter eines Polizisten war. Ob der Polizist einer der Mörder Tabakovs war, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass er nach dem Neunten September auf Grund eines Urteils des Volksgerichts hingerichtet wurde.

Todor Tabakov war Schuster von Beruf. Sein Elternhaus lag nah bei unserem, oben an dem langen Felsen. Meine

Mutter erinnerte sich gern an ein Paar Schuhe, das er auf Bestellung angefertigt hatte. Seine Zeit in der Illegalität dauerte eineinhalb Jahre. Er wurde in einer regnerischen Nacht im Wald zwischen Kakrina und Brestovo zusammen mit Dascho Lalev und einer Partisanin namens Deschka aus einem Dorf bei Sevlievo erschossen. 1946 war ein dickes Buch erschienen, überschrieben mit „Der Widerstand“ und zusammengestellt, wer weiß warum, von dem Schriftsteller und Dramatiker Orlin Vasilev. Auf einem Foto in diesem Buch sind die drei Ermordeten abgebildet. Junge, fünfundzwanzig-dreißigjährige Menschen, nebeneinandergelegt wie abgeschossenes Wild, barfuß und halb nackt. Ich weiß, dass Schuhe in jenen Kriegsjahren sehr gesucht waren, aber warum mussten sie ihnen auch die Kleidung abziehen, die ohnehin von den Kugeln durchlöchert und in Blut getränkt war. Die bewaffneten Schützen stehen einen Schritt hinter ihren Köpfen. Zufrieden lächelnd, dicht nebeneinander aufgestellt als hätten sie Angst, dass das Objektiv sie nicht erwischt. Was hätten sie nur anderthalb Jahre später nicht alles gegeben, um nicht auf diesem Foto zu sein.

Auf der Bühne im Dorfgemeinschaftshaus spielten die Laienschauspieler enthusiastisch den Mord an den Dreien nach. Ein dünnes Büchlein war in diesen Jahren erschienen. Die Gedichte des Partisanendichters Christo Karpatshev. Er war einen Monat vor Todor Tabakov in den Pflaumenwiesen zwischen den Felsen und dem Fluss Ossam ermordet worden. Ein Gedicht in diesem Büchlein trug die Überschrift „Die junge Partisanin“ und enthielt die zwei Verse „Und dort der Fluss mit trüben Wassern / rauscht aus Protest, voll Wut.“ Damals war mir nicht klar, dass das keine poetische Glanzleistung ist, aber in dieser Form verbanden sich die Worte für mich mit der Erinnerung an jenes tosende, trübe Wasser über dem Sprung, dem Wasserfall zwischen Vasiljovo und Paulikaner Kaminische, das mein Vater mit meiner Mutter und

meiner Schwester auf den Armen nach dem heftigen Regen durchwatete, und mit der Vorstellung von blutigen Körpern und knatternden Schüssen aus nächtlichem Hinterhalt. Über all das wurde damals viel gesprochen. Fackeln, schwarze Kopftücher, Kränze, Kreuze, rote Holzpyramiden mit Sowjetstern. Das hat mein Gedächtnis aus diesen Tagen bewahrt.

Einmal rief mein Mitschüler, der Klassendienst hatte, etwas an der Klassentür und ich sah, wie eine fremde, große und etwas füllige Frau durch den breiten, halbdunklen Flur von der Wanduhr her näherkam. Sie ging nicht sofort zu uns hinein, sondern blieb dort stehen, wo ein Apothekenschränkchen an der Wand hing, und nahm sich daraus etwas. Dann schloss sie die Tür hinter sich und sagte mit einer melodischen, ähnlich wie die Wanduhr klingenden Stimme: „Guten Tag, Schüler.“

Endlich hatten wir eine richtige Lehrerin.

Sie war die Witwe des Lehrers Michal, des an Tuberkulose verstorbenen jüngsten Bruders von Oma Donka, und trug seinen Namen – Veltschovska. Ich hatte ihr gemeinsames Foto im Haus unserer reichen Verwandten gesehen. Er sitzt an einem eleganten Tischchen mit Blumen darauf, sie trägt einen Hut und ein schickes weißes Kleid, irgendwie hat sie sich zu ihm gebeugt, mit der Hand berührte sie wohl seine Schulter. Sie gehörte zu den städtischen Schwiegertöchtern in unserer großen Familie, geboren und aufgewachsen in Lovetsch. Nach Michals Tod hatte sie noch ein oder zwei Mal geheiratet, immer unglücklich.

Der vermeintliche Lehrer, der uns nur Partisanenmärsche singen ließ, verschwand. Der Betschka kam auch nicht mehr rein, um uns antreten zu lassen und zu verlangen, dass wir uns an den Ohren ziehen. Blagovesta Veltschovska ordnete an der schwarzen Tafel bunte Bilder und Kärtchen mit Buchstaben und Zahlen und brachte uns, stets mit einem Lächeln, Lesen, Schreiben und Rechnen bei, so wie sie es im

Pädagogischen Institut gelernt hatte. Und es aus eigener, anscheinend nicht eben geringer Erfahrung wusste.

34.

Ein ungewöhnlich aussehender Soldat stand vor mir. Das Ungewöhnliche war, dass unter dem Löwen auf der braunen Soldatenmütze zwischen den heruntergelassenen Ohrenklappen ein schwarzer Bart zu sehen war. In welchem Bruchteil einer Sekunde ich ihn erkannt habe, weiß ich nicht, aber ich erkannte ihn sofort. Mein Vater! Im nächsten Augenblick strich der Bart schon über meine Wange und der Schnee von meinen Überschuhen durchnässte den umgürteten weißen Soldatenpelzmantel.

Als er mich wieder auf den Pfad im Schnee stellte, sah ich, dass ein Schlitten neben uns angehalten hatte. Sein Besitzer, ein Mann aus dem unteren Kiez schaute zu uns und lachte dabei über beide Ohren. Er war zur Mühle gefahren, hatte den aus dem Kriegsdienst heimkehrenden Soldaten gesehen, und jetzt glitt dessen Soldatengepäck, ein Rucksack und eine Holztruhe mit einem Seilgriff, zusammen mit uns durch das weiße Dorf nach unten zu unserem Haus. Wir standen auf den Schlittenkufen, ein oder zwei Mal geriet er ins Schleudern, wir fielen in den Schnee, der Mann lachte immer noch und wartete auf uns, bis wir einander abgeklopft hatten und wieder auf die Kufe gestiegen waren.

Unser Treffen hatte sich zufällig ergeben. Ich kam mit einer Tasche auf dem Rücken aus der Schule zurück. Am Abend waren wir alle bei Opa Dotscho an dem Tisch bei dem Zitronenbaum, der das Schlafzimmer wie ein Weihnachtsbaum mit einem für die Winterzeit ungewöhnlichen Grün füllte. Richtig böse wurde ich jedoch, als meiner Schwester und mir gesagt wurde, dass wir auch im Haus von Opa Dotscho schlafen müssten. Ich konnte nicht verstehen warum. Auch Oma Dimitra sollte die Nacht nicht in unserem kleinen Zim-

merchen mit dem Blechofen verbringen. Dort würden nur mein Vater und meine Mutter schlafen. Ich sah durch die be-
reiften Scheiben, wie zwanzig Meter weiter gegenüber hin-
ter den Zweigen des Birnbaums das gelbe Rechteck unseres
Fensters leuchtete, mir schien sogar, dass ich dort das Radio
laufen hörte, und weinte vor Ärger.

Die nächsten Tage waren von freudigen Überraschun-
gen erfüllt. Ich bekam eine Soldatenmütze. Vielleicht war es
die Mütze, mit der mein Vater aufgetaucht war, oder eine an-
dere, ich weiß es nicht, jedenfalls lief ich den ganzen Winter
damit herum. Es stellte sich heraus, dass die kleine Holztru-
he mit Seilgriff mit Patronen gefüllt war. Sie waren in Papp-
schachteln verpackt, glänzend und leicht fettig. Die meisten
für Gewehre, einige auch für Pistolen. Ich ordnete sie in lange
Reihen, auf der einen Seite die mit der spitzen Kugel, auf der
anderen mit den abgerundeten, ich stellte einen Komman-
deur vor jede Einheit und inszenierte Kämpfe zwischen ih-
nen. Viele Soldaten aus dem Dorf waren zurückgekehrt, an-
scheinend alle von der demobilisierten Zweiten Bulgarischen
Armee, denn die Erste war weiterhin im Krieg und schon
auf ungarischem Territorium. Davon wurde ständig gespro-
chen. An einem dieser Winterabende erschallte im Dorfge-
meinschaftshaus Blasmusik. Ein sehr erregter und, wer weiß
worüber, sehr erfreuter Mann stand vor dem noch geschlos-
senen Vorhang und rief immer ein und dasselbe in den von
fröhlichem Stimmengewirr erfüllten Saal: „Die ersten beiden
Reihen sind nur für die Frontsoldaten!“ Meine Eltern, meine
Schwester und ich saßen irgendwo in diesen Reihen. Im obe-
ren Teil der Bühnenöffnung wurden durch ein System von
Spulen und Seilen die von irgendjemandem mit Tinte und
Kohle gekritzelten Aufschriften und Bilder bewegt. Soldaten
beim Angriff, fliehende Deutsche. Für eine der Aufschriften
waren meine spärlichen Lesefähigkeiten mehr als genug,
weil sie in diesen Tagen überall zu sehen war: „Alles für die

Front, alles für den Sieg!“ Zwei der demobilisierten Soldaten, jeder mit einer braunen Mütze mit langen Ohrenklappen, wackelten komisch mit dem Kopf und sangen ein russisches Lied. Sie sangen es in einem Russisch, das eher klang wie der Dialekt in Paulikaner Kaminische, so dass viele, viele Jahre vergehen mussten, bis ich den Inhalt dechiffrieren konnte. Denn es ist nach diesem Abend, ich kann mir nicht erklären warum, nie mehr aus meinem Gedächtnis gewichen: „Ist die Reserve an Patronen aufgebraucht, sag dem Kompanieführer: /Hey, Chef der Kompanie, reich uns Maschinengewehre! / Schick Batterien her, für mehr Spaß und Ehre!“

Zwei Gläser hatte mein Vater von der Front mitgebracht. Aus bläulichem Glas, mit einer rauen Oberfläche, jedes mit einem großen, bunten Hahn bemalt. Ein Albaner hatte sie ihm in einer Stadt im Kosovo gegeben, ich glaube, es war Prishtina. „Das ist meine Kriegsbeute“, sagte er gern, wenn er seinen Gästen in den nächsten Jahren Wein einschenkte. Noch etwas kam in diesem Januar aus seinem Rucksack: ein Stapel dicht mit Tinte beschriebener kariertes Blätter und ein Bündel mit Briefen. Die Blätter erwiesen sich als Aufzeichnungen. Viele Jahrzehnte später habe ich versucht, sie zu lesen. Am verständlichsten sind die ersten von Anfang Oktober 1944. Mein Vater ist auf irgendwelchen Truhen mit Bodenminen Richtung Westen gefahren. Der Regen trommelte auf die Wagenplane. Später gab es anscheinend keine Plane mehr, der Tintenstift ist mit Wasser verschmiert. Die Briefe sind jedoch besser erhalten. Und man sieht, welche er am meisten in Händen gehalten hat. Sie sind gelber als die anderen und scheinen mit Paraffin durchtränkt zu sein. Durch den Druck seiner Finger ist es eingezogen. In einem Brief steht, dass im Dorfgemeinschaftshaus eine Versammlung gewesen und die Frage gestellt worden sei, wie man mit dem Bürgermeister und dem Steuersekretär Vasil verfahren solle. Ihre Aussagen und die Aussagen von anderen Verhafteten wurden verlesen. Für den Bürgermeister und

den Steuersekretär wurde für die Todesstrafe gestimmt. Ihnen wurde vorgeworfen, an der Hinrichtung des Partisanen Velko Baev durch den Strang schuld zu sein. Sie waren nach seiner Verhaftung nach Lovetsch gerufen worden, dort wollte man ihre Meinung hören. Sie gaben an, dass er ein sehr gefährliches Element sei. Aus demselben Brief geht jedoch hervor, dass Vasil den Vorwurf zurückgewiesen hat. In einem anderen steht wiederum, er habe schon „das Verdiente bekommen“. Jetzt kann mir keiner mehr sagen, was das für eine Versammlung im Dorfgemeinschaftshaus war und wer daran teilgenommen hat. Eine Sache ist mir aber aufgefallen, als ich Mitte der 90-er Jahre alle Briefe in dem Bündel durchlas. Die Autoren, die ein besonders freundschaftliches Verhältnis zu den früheren Machthabern gehabt hatten, drohen ihnen am meisten und rechtfertigen die Racheakte. Ein Cousin meines Vaters, der im September aus dem Konzentrationslager zurückgekommen war, ist in seinen beiden Briefen bedeutend zurückhaltender. Authentisch und ohne viel zu philosophieren, hat meine Mutter geschrieben. Über alles. Zum Beispiel darüber, dass sie für meine Schwester und mich nichts zum Anziehen hatte, deshalb hat sie zwei Schafe gekauft, um sie zu scheren, Wolle zu spinnen und daraus Pullover zu stricken. Aber auch, dass manches im Dorf „nicht mit rechten Dingen“ zugeht. „Sie haben den Paten ganz schlimm angegriffen“, heißt es in einem der Briefe, der am meisten gelb und von Paraffin durchtränkt zu sein scheint. Im selben Umschlag ist ein von der Hand der Patin geschriebenes Blatt. „Nikola, ich bitte dich wie unseren Herrgott, Vasil zu helfen.“ So lauten die ersten Zeilen. Was für ein Herrgott kann ein einfacher Infanteriesoldat in tausend Kilometer Entfernung von dem von Umbruchseuphorie und umstürzlerischen Leidenschaften erschütterten Dorf wohl sein.

Seine Beziehung zu den Geschehnissen kann ich nur indirekt erschließen. Vier-fünf Jahre nach diesem September (mein Vater war damals schon Schuldirektor in Kaminishte)

veranstalteten ein paar Kinder, darunter meine Schwester und ich) einen lauten, vorpubertären Rabatz. Wir warfen, wer weiß warum, die Schulbänke auf einen großen Haufen, sie brachen auseinander, eine riss die Wand auf, woraufhin wir aber noch verrückter schrien und lachten. Plötzlich trat Totenstille ein, als jemand rief: „Der Direktor!“ Er stand im Türrahmen. Dann ging jeder an ihm vorbei und holte sich eine schallende Ohrfeige ab, bevor er über die Schwelle trat. Nachdem ich gesehen hatte, wie die Locken meiner Schwester in alle Richtungen stieben, dachte ich, dass er ihre Wange am stärksten erwischt hätte, änderte jedoch meine Meinung, als ich an die Reihe kam. Nur ein Kind kam ungehindert über die Schwelle. Milena, die Tochter von unserem Paten Vasil, dem Steuersekretär. Ich kann trotzdem nicht mit Sicherheit daraus schließen, dass etwas anderes außer der Erinnerung an die vielen Ohrfeigen, die er in seiner eigenen Kindheit als Waise davongetragen hatte, die Hand meines Vaters an diesem Tag zurückhielt.

Einige Monate, nachdem ich den obigen Satz geschrieben hatte, fand ich ein Blatt von seinem Brief, den er am 16. Oktober 1944 von der Front an meine Mutter geschickt hatte. Er schreibt ihr, dass er einige Neuigkeiten von unserem kürzlich an der Front angekommenen Verwandten aus dem Dorf erfahren habe. „Er sagte mir, dass Danail freigelassen worden ist, aber Vasil sei noch in Haft gewesen, als er wegging. Hoffentlich geht die Sache gut aus, denn wenn ich nur an seine Kinder denke, weißt du, was für ein Kummer mich dann überkommt. Niemand versteht, was das Leiden eines Waisen bedeutet, außer dem, der es selbst auf...“ Die Fortsetzung auf dem nächsten Blatt ist nicht erhalten.

Überhaupt ist der größere Teil der Briefe, die er von der Front geschickt hat, nicht erhalten. Es gab zum Beispiel einen blauen Umschlag, der mit so großen und klaren Buchstaben beschrieben war, dass ich es mit meinen damaligen Kennt-

nissen lesen konnte. „Für Rumjana und Dimitar Svítkov. Nach dem Tod ihres Vaters zu öffnen.“ Das Ritual fand zu unserem Glück nicht statt. Was der blaue Umschlag enthielt, kann ich mir auf Grund eines anderen erhaltenen Briefs, den er in diesen Tagen an seine Schüler in Vasiljovo geschickt hat, ungefähr vorstellen. Da er meinen Vater in diesen Jahren und den Geist jener Zeit recht gut charakterisiert, zitiere ich ihn unverändert mit Ausnahme der zwei Buchstaben, die es im heutigen bulgarischen Alphabet nicht mehr gibt:

15. September 1944
Von der Front

Liebe Kinder,

Heute, zur selben Stunde, in der die Schulglocke euch ruft, wieder das ehrwürdige Schulgebäude zu betreten und mit frischen Kräften euren Geist mit den Errungenschaften der Wissenschaft zu bereichern, gehe ich mit noch größerer Freude festen Schrittes nach Westen an die Front, wo ein listiger Feind unsere teure Heimat bedroht. Er will uns das Recht einer freien Existenz nehmen. Er will Euch und Eure Zukunft töten. Aber er täuscht sich gewaltig... Wie ich Euch in der Schule mit Hingabe und offenem Herzen meine bescheidenen Kenntnisse weitergegeben habe, um Euren Geist zu bereichern, so werde ich mit noch größerer Hingabe meine physischen Möglichkeiten einsetzen, um Euer Leben und Eure Zukunft zu verteidigen.

Liebe Kinder,

Die Pflicht verlangt von uns, dass wir die Unterrichtsstunden voneinander getrennt beginnen, aber trotzdem fühle ich Euch immer in meiner Nähe. Eure lieben Gesichter verblassen nicht in meinem Bewusstsein, obwohl über meinem Kopf in diesem Augenblick schon die ersten feindlichen Geschosse jagen. Eure Bilder inspirieren mich, dem nahenden Sturm mit noch größerer Härte und Kaltblütigkeit entgegenzutreten.

Liebe Kinder,

die Situation und die Zeit erlauben mir nicht, noch mehr zu schreiben. Wir müssen uns für das blutige Theater rüsten.

Ich beglückwünsche Euch zum neuen Schuljahr und wünsche Euch viel Erfolg, Freude und Gesundheit, damit Ihr es gut zu Ende bringt.

Erinnert Euch an die Ratschläge und erfüllt sie, wie ich sie Euch als Euer Lehrer mit auf den Weg gegeben habe. Seid aufmerksam und gehorsam bei den Anweisungen derer, die Euch nach mir anleiten, und ich glaube, dass sie Euch an ein gutes Ende führen.

Folgt dem Weg, der vom Blut vorgezeichnet und mit den Knochen all derer bedeckt ist, die sich selbst aufgegeben haben, damit die ihnen nachkommenden Generationen ein erfreulicherer und glücklicheres Leben führen können.

Hoffentlich kommen wir erfolgreich durch den blutigen Sturm.

Hoffentlich beglückwünschen wir uns bald zum großen Sieg.

Ich glaube an den Sieg. Wir werden ihn erringen und müssen ihn erringen, weil es sonst bitter ist für tausende wie Euch.

Im Zeichen herzlicher Liebe drücke ich, liebe Kinder, Eure kleinen Hände und küsse Euch auf Eure frischen Stirnen.

Es lebe die wache und progressive Schuljugend!

Es lebe ein freies und demokratisches Bulgarien!

*Euer Lehrer
Frontkämpfer
N. I. Svitkov*

Ob direkt über seinem Kopf oder weiter abseits Geschosse abgefeuert worden sind, möchte ich lieber nicht herausfinden. Ich weiß nicht, in welchem Truppenteil er genau war (auf jedem Umschlag steht, wie es bei der Feldpost üblich ist, ein Codename – „Urgewalt“), aber in jedem Fall war die Zwei-

te Armee am 15. September, fünf Tage nach Kriegserklärung schon mit den Deutschen in Berührung gekommen. Und warum soll ich seinen Stil kommentieren. Jedenfalls überschreitet seine leichte Neigung zum Pathos nur selten die Grenze zum Komischen. Er mochte die dramatischen Wendungen. Wie er seine Rollen in den zahlreichen Theaterstücken auf der Bühne im Dorfgemeinschaftshaus gespielt hat, weiß ich nicht, aber jeden Morgen hörte ich ihn rezitieren. Als einunddreißigjähriger Mann im Winter neunzehnhundertfünfundvierzig stand er energiegeladen auf. (Wo er sie wohl verausgabt hat, wir fünf schliefen in einem Zimmerchen mit den Maßen drei mal drei Meter. Damals habe ich mich immer gefragt, warum seine weiße Unterhose vorn ständig aufgebläht war wie ein auf einen Stock gehängtes Bettlaken. Einige Jahre später wurde es mir klar.) Er stellte sofort das Radio an, stellte eine Schüssel mit Wasser zum Rasieren auf den kleinen Blechofen und fing an: „Sag mir, sag mir, armes Volk, wer dich in dieser Sklavenwiege wiegt...“ Der ganze Botev hat sich damals in mein Gedächtnis eingepreßt. Und Smirnenski: „Wir alle sind Kinder von Mutter Erde, / aber ihre nährende Brust ist uns fremd.“ Er hatte keine Geduld, alle Worte auszusprechen. Eins war noch nicht zu Ende und er fing schon etwas anderes an. Er schnitt sich oft. Rieb sein Gesicht mit Alaun, damit es aufhörte zu bluten. Und um vielleicht das scharfe Beißen mit etwas Angenehmem zu kompensieren, fuhr er fort mit den Gedichten.

35.

Unangenehme Empfindungen aus diesen Jahren:
Schlamm.

Tiefer. Fester. Dünner. Schwarzer. Gelber. Blauer. Klebriger. Flächendeckender. Und endloses Säubern der Schuhe. Solange ich Gummiüberschuhe trug, war es leichter. Sie ließen sich verhältnismäßig schnell abputzen und waschen, sei es in einer trüben, kalten Pfützte oder in einem liegengeblie-

benen Schneerest. Die Gummischuhe gingen jedoch kaputt und ich bekam Lederschuhe gemacht. Schuhe wurden damals nirgendwo verkauft und es war eine lange Geschichte, Schuh- und Sohlenleder aufzutreiben. Als der Schuster sie uns zeigte, war sofort zu sehen, dass der eine Schuh wesentlich größer war als der andere, aber das ließ sich nicht mehr ändern. Das Können des Mannes hatte seine Grenzen erreicht. Die Schuhe musste man jeden Abend mit einer Art Holzmesser reinigen, dann mit einem Lappen und von Zeit zu Zeit mit Schuhcreme einreiben. Morgens hatte ich noch nicht den halben Schulweg zurückgelegt, wenn der Schlamm schon in meine Strümpfe zog und sie nässte. Vor dem Eingang putzen die vielen Kinder ihre Schuhe mit Stöckchen und Holzmessern. Die einen Opanken, die anderen Galoschen oder Lederschuhe wie ich. Langes, lästiges Abkratzen. Obwohl es schon geklingelt hat, erlaubt der Schuldiener es niemandem, Dreck in die Schule zu tragen. Er steht an der Tür und schickt manchen zurück: „Noch einmal!“

Wollstrümpfe.

Ich kann sie nicht ertragen. Es gab nichts Schlimmeres, als wenn ich nach dem Baden im Blechtrog Kniestrümpfe aus kratziger Wolle über meine noch warmen, geröteten Füße ziehen sollte. Baumwolle gab es nicht. Wegen der Wollstrümpfe hasste ich den Winter. Trotz Schnee und Schlitten.

Angenehme Empfindungen:

Die Bilder, die unsere Lehrerin Blagovesta Veltschovska mitbrachte und an die Wände des Klassenzimmers hängte. Es sind zwölf an der Zahl und sie stellen dar, was jeweils in einem der Monate getan wird. Im Dezember wird das Schwein geschlachtet. Im Mai werden Schmetterlinge gefangen. Im August Wassermelonen geerntet. Bunte Kinderbücher. Die Wärme im Lehrerzimmer an Winternachmittagen, wenn dort niemand ist außer meinem Vater, der an einem Schreibtisch mit einer kühlenden Glasplatte darauf sitzt. Wenn er hinausgegangen ist, stecke ich ein weißes Blatt Papier unter die

Walze der alten Schreibmaschine und beginne, mit einem Finger zu tippen. Im Zimmer sind Globen, Karten und ausgestopfte Vögel. Es riecht nach Tinte. Draußen schneit es. Der Schuldiener Onkel Ilija kommt ins Zimmer und steckt dicke Holzscheite in den hoch über meinen Kopf ragenden Ofen.

Viel Theater. Alle im Dorf wetteifern beim Spielen. Die Gymnasialschüler, wenn sie in den Ferien aus Lovetsch kommen. Die Lehrer. Der Frauenverein. Die Arbeiterjugend. Die Bauernjugend. Das Rote Kreuz. Titel: *Borjana. Der Kampf geht weiter. Moskau wird gebaut. Bergbewohner Jovo. Vampir. Ich habe getötet. Das Vermächtnis der Mutter. Kalin, der Adler.* Einmal kommt eine Truppe zu einem Gastspiel, sie brauchen noch ein Kind und nehmen mich. Das Stück heißt *Pepika*. Eine junge Frau mit Hut auf dem Kopf führt mich auf der Bühne umher, der Salon unter mir totenstill. Ich drücke panisch ihre Hand. Ein schwarzer, verschwitzter Mann mit aufgemaltem Schnurrbart, offenbar betrunken, sagt etwas zu mir, wovon ich absolut nichts verstehe. Ob das nicht schon war, bevor ich in die Schule kam?

Unbekannte Wörter:

Imperialismus. Chauvinismus. Opposition. Demokratie. Konstitution. Das Gebäude der Gemeindeverwaltung ist zweistöckig. An beiden Seiten der Fassade führt eine Treppe mit Geländer aus Holz und Eisen hinauf, oben kommen sie an einem kleinen quadratischen Balkon heraus. Dort stehen die Redner. Einer von ihnen, groß und blauäugig (später wurde er Offizier), mochte besonders das Wort „Imperialismus“. Von diesen endlosen und anscheinend immer das gleiche wiederholenden Reden kann mein Gedächtnis nichts Zusammenhängendes rekonstruieren. Außer dem schrillen Ruf von Gescho Genov, einem der zahlreichen Schwiegersöhne aus Oma Donkas Familie: „Soll mein Kopf doch fliegen!“, ruft Gescho und schaut nach oben zum Dach des Gebäudes. Ich hatte gesehen, wie der Kopf von einem Hahn fliegt, wenn

meine Mutter oder Oma Dimitra die Axt auf den Hauklotz sausen ließ. Sofort stellte ich mir vor, wie Geschos schwarzhäufiger, verschwitzter Kopf sich von dem dünnen Hals löst, die ganze Versammlung mit Blut bespritzt und über die Akazien fliegt, hoch hinauf zur Schule und Kirche oberhalb der Gemeinde. Das passierte aber nicht, Gescho fuchtelte weiter mit den Armen, bis er von jenem Redner abgelöst wurde, der ständig mit großem Vergnügen, aber auch sehr unfreundlich, geradezu bedrohlich das Wort „Imperialismus“ aussprach. Später, wohl ein Jahr später, als es Wahlen gab, fing ich an, Gescho Genov mit dem Begriff „Opposition“ zu verbinden.

Warum haben wir in dem Alter so geduldig all diese Versammlungen und Kundgebungen ertragen? Wir hätten sonst auch nirgendwo hingehen können und außerdem war da immer die Hoffnung, dass die Reden endlich aufhören und jemand anfang zu singen oder zu tanzen oder, wie es auch ganz selten vorkam, bunte Raketen über den Himmel flogen.

36.

Ich lese ein Interview der Journalisten Georgi Lozanov und Christo Bucev mit dem Ökonomen Rumen Avramov aus dem Jahr 1996. Darin spricht dieser über den Kooperativismus als „typisch bulgarische Form“. Er charakterisiert ihn als Barriere vor der Entwicklung kapitalistischer Wechselbeziehungen: *„Diese Kooperativen sind eine natürliche Reaktion auf die individuellen Probleme der meisten Menschen. Von da aus entwickeln sie sich nach dem Schema, nach dem sich ein Großteil der ökonomischen und politischen Institutionen bei uns entwickelt. Auf einmal bilden sich riesige und meistens bürokratische Netze, besonders zur Zeit von Stambolijski, aber auch danach. Die Bildung von zwei oder drei Kooperativenverbänden, die natürlich anfangen, sich untereinander zu bekriegen, wird zum Gegenstand politischer Bestrebungen und*

Instrument der Politiker. Eine ganz spezifische Subkultur entsteht, eine Mentalität. Die Kooperativen erkämpfen sich eine starke Medienpräsenz... In Bulgarien hat man die Kooperativen als Alternative zum Kapitalismus betrachtet, als eine Möglichkeit, schlauer zu sein und einen leichteren Weg zu finden.“ Avramov hält sie insgesamt für schädlich „erstens, weil sie schwache ökonomische Strukturen waren. Und zweitens, weil sie die private Initiative und die private kapitalistische Mentalität untergruben. Diese Kooperativen haben das traditionelle bulgarische Modell geschaffen, ökonomisch nicht rationale Einheiten als Grundlage, die staatliche Mittel absaugen oder Verluste akkumulieren, die letztendlich dem Staatsbudget angelastet werden.“ Der Ökonom führt das Thema weiter aus und kommt zu der Schlussfolgerung, dass „die Kooperativen in ihrer Existenzform und Subkultur die Alltagskultur und Psychologie der meisten Menschen auf die Geschehnisse nach 1944 vorbereiten.“

Ich habe nicht vor, diese Überlegungen zu illustrieren und ebensowenig, sie zu bestreiten, aber ich will auch nicht bewusst vor ihren Suggestionen flüchten, weil der „Kooperativismus“ in meiner frühen Kindheit spürbar anwesend war.

Außer den Kneipen gab es 5–6 Läden im Dorf (das Wort „Geschäft“ war noch nicht in Gebrauch gekommen und jeder Laden wurde mit dem Namen seines Eigentümers bezeichnet.) „Wo hast du das Gas gekauft, Petroca?“ „Bei dem Tscholak.“ „Der ist sehr teuer, er kann mir gestohlen bleiben. Ich gehe zu Gescha.“ Ein Laden wurde jedoch nicht mit einem Personennamen bezeichnet, sondern mit dem Wort „Kooperative“. „Ich gehe zur Kooperative.“ Kooperative war für viele ältere Menschen in Kaminische bis zum Schluss ein Synonym für Laden.

Meine einzige Erinnerung an den 1943 erhängten Partisan Velko Baev ist mit jener dunkelgrauen Tür verbunden, über der ein kräftig leuchtendes Firmenschild hing. Ich las es erst viel später, es hing dort noch lange Jahre: „Kreditko-

operative *Sämann*“. Velko war Verkäufer im Geschäft. Er trug eine lange, blaue Schürze, vorn hatte er fast kein Haar mehr (vielleicht ist das eine spätere Erinnerung an das Porträt, wo er auf der Festtribüne steht). Wofür ich ihn in Erinnerung behalten habe, ist, dass er immer, wenn ich mit meinem Vater zu ihm kam, in einen Sack griff und meine Hände mit Bonbons füllte.

Es gab auch ein weißes Pferd in meiner frühen Kindheit, es hat mit der Kreditkooperative „Sämann“ nichts zu tun, sondern mit einem anderen missglückten Versuch, eine, wie der Ökonom Avramov sagt, „Alternative zum Kapitalismus“ zu finden.

Fünf-sechs Leute, darunter mein Vater, ein Postangestellter und zwei Tischler, beschlossen, eine Art kooperatives Unternehmen zur Herstellung von Ziegeln zu gründen. Mit dem zusammengelegten Geld, sei es geliehenes oder erspartes, kauften sie eine Eisenpresse. Auf dem nackten Hügel, benannt mit dem türkischen Wort für Wald, genau gegenüber vom Dorf, mauerten sie einen Unterstand, ein langes, einstöckiges Gebäude aus ungebrannten Ziegeln, wo die gepressten Ziegel trocknen sollten, bevor sie im Meilerofen gebrannt wurden. Wie viele Ziegel sie tatsächlich herstellen konnten und ob die Ausgaben wenigstens einigermaßen gedeckt wurden, weiß ich nicht, aber die Sache kam nicht richtig in Gang. Im Schatten des verlassenen Unterstands hielten in den nächsten Jahrzehnten die Schafe Mittagsruhe. Länglich, weiß, mit roten Ziegeln gedeckt – irgendwie hat er den großen, ebenfalls länglichen Hügel mit tief aufgerissenen Spalten verschönert. Wenn meine Schwester und ich an ihm vorbeikamen, gewöhnlich mit dem Holzwagen auf dem Weg zu einem unserer Felder, sangen wir unser Lied, das nur aus zwei Wörtern bestand: „Papas Fabrik...!“ Das Wort „Fabrik“ hatten wir zum ersten Mal gehört, als unser Vater (damals wohnten wir noch oben in unserem alten Haus am Felsen)

mit einem Wagen auftauchte, angespannt mit einem großen, weißen Pferd. Er stand aufrecht im Wagenkasten, erregt und lachend. Er sagte „ich fahre zur Fabrik“, schwang einen Stock oder eine Peitsche und das weiße, in unseren Augen märchenhaft schöne Tier verschwand mit ihm über die stille, tagsüber sonst langweilige Straße. Was das für ein Pferd war, ob ein kooperatives von den erfolglosen Ziegelherstellern oder ein geliehenes, weiß ich nicht.

Kotscho. Bei jedem, der durch die bulgarische Schule gegangen ist, weckt dieser heute nicht mehr gebräuchliche Name wahrscheinlich Assoziationen an den tapferen Stiefelschuster im Widerstandskampf aus Vazovs Gedicht. Für mich ist „Kotscho“ eine Erinnerung an die Ruinen im bombardierten Sofia, einen grünlichen, klapprigen russischen Lastwagen und an eiskaltes Wasser im Rila-Gebirge.

„Willst du mit mir kommen?“, sagte mein Vater einmal mit einem rätselhaften Lächeln. „Wohin?“ „Nach Sofia.“

Das Gefühl, das kleine Stückchen Erde mit Lovetsch und zwei-drei Dörfern in der Umgebung verlassen und einen Schritt in die große, weite Welt getan zu haben, kam durch die Semaphoren. In einer kühlen Augustnacht warteten wir am Bahnhof Levski, um vom Lovetscher Triebwagen in einen verspäteten Zug umzusteigen. Weit entfernt von uns leuchtete in der Dunkelheit verlockend und bedrohlich wie ein auf die Erde gekommener Stern ein kleiner grüner Kreis. „Was ist das?“, fragte ich meinen Vater. „Ein Semaphor. Er zeigt an, dass wir nach Sofia fahren können.“

Der Zug war aber noch nicht da.

Der dritte in unserer Gruppe war ein großer Mann, der meinem Vater über den Kopf ragte. Wie ich später erfuhr, war er Chauffeur und in gewissem Sinn auch Automechaniker von Beruf. Unsere Aufgabe war, einen Lastwagen für die Kooperative in Paulikaner Kaminische zu kaufen.

Nie mehr habe ich Sofia so wie in jenem August neunzehnhundertfünfundvierzig wahrgenommen. Das, was mei-

ne Augen damals gesehen haben, war die durch die Kriegszerstörung scheinende Schönheit dieser Stadt mit noch nicht einmal einer halben Million Einwohner. Ich sah das Ergebnis von sechs oder sieben Jahrzehnten vielleicht schon komisch ehrgeizigem, aber erfolgreichem Bestreben, das Aussehen anderer europäischer Hauptstädte anzunehmen, vor allem von Wien. Bunte, unter dem Druck der noch existierenden Konkurrenz sorgfältig herausgeputzte Schaufenster, ehrwürdige Fassaden über Bergen von Ziegeln, Putz und Betonbruch (auf einem Gebäude stand noch ein von einer Druckwelle dorthin geworfenes Auto), wenige Autos, dafür aber selbstbewusst läutende, die Straßen gnadenlos beherrschende Straßenbahnen und darin kokette, sich an den Ledergriffen hoch über ihren Köpfen festhaltende Damen, umgeben von einem Hauch Parfums und Unnahbarkeit. Ich war in das „Professoren“-Viertel geraten. Das Haus, in dem wir bei unseren Verwandten übernachteten, lag an der Straße „Ivan Assen II.“ im Zentrum des damals als aristokratisch geltenden Teils Sofias, in unmittelbarer Nähe zur Adlerbrücke und dem Park „Zar Boris“. Jetzt ist mir bewusst, dass neunzehnhundertsechsfünfzig, als ich wieder nach Sofia kam, diesmal, um zu studieren, die Migration und das Grau der sozialistischen Wirtschaft die Stadt wie alle anderen aussehen ließen. Aber auch die Augen, mit denen ich sie neunzehnhundertsechsfünfzig gesehen habe, waren nicht dieselben wie elf Jahre zuvor.

Das Kaufen eines Lastwagens erwies sich als eine sehr komplizierte Angelegenheit. Die Kreditgenossenschaft „Sämann“ hatte eine lächerliche Summe Geld zur Verfügung. Die Idee war anscheinend von vornherein, etwas Altes und Billiges zu finden, es zu reparieren und dann in Betrieb zu nehmen. Jeden Tag gingen mein Vater, der Fahrer Panko und unser Verwandter Onkel Marko zu irgendwelchen Ämtern und Institutionen und kamen abends völlig erledigt zurück.

Erregt berieten sie die Lage, die wohl immer hoffnungsloser zu werden schien. Onkel Marko, ein Cousin meines Vaters, aber bedeutend älter als er, hatte in den Kriegsjahren einen wichtigen Funktionär der illegalen kommunistischen Partei versteckt und verfügte, wie ich später erfuhr, über solide Beziehungen in allen möglichen Ministerien und Komitees. Er war, alles in allem, ein ungebildeter Mann, der den Mund immer sehr voll nahm und ansonsten unter dem Pantoffel von Tante Bonka stand, einer kinderlosen, herrischen und manchmal sehr unangenehmen Frau. Eines Abends verkündete er zufrieden grinsend: „Alles klar, morgen sind wir bei Baj Dobri“, und am nächsten Tag kehrten die drei strahlend nach Hause zurück. Sie brachten einen Zettel mit, auf den Dobri Terpeshev eigenhändig geschrieben hatte: „Den Genossen ist ein Lastwagen zu geben.“

Die Begegnung mit dieser in jenem Jahr legendären Gestalt wird wohl ein echtes Erlebnis gewesen sein. Über Dobri Terpeshev wurden Jahrzehnte später viele, eher herablassende als böartige Witze erzählt. Im Lexikon sehe ich, dass er zweimal zum Tod verurteilt wurde, zweimal im Gefängnis saß, insgesamt 14 Jahre. 1943 floh er. Mit unzureichender Schulbildung und im Alter von Oma Dimitra passte er nach dem Neunten September nicht mehr richtig ins Bild, nichtsdestotrotz hatte er zwischen 1944 und 1950 folgende Posten inne: Mitglied des Politbüros, Minister ohne Geschäftsbereich, Vorsitzender des Obersten Wirtschaftsrats und der Staatlichen Plankommission. Ob die Pläne des zukünftigen Sozialismus wohl für den Vorsitzenden des Obersten Wirtschaftsrats so leicht waren, dass er Zeit hatte, sich mit dem Lastwagen der Kreditgenossenschaft „Sämann“ im abgelegenen Paulikaner Kaminische zu beschäftigen?

Nachdem er seine Gäste zu Baj Dobri geführt hatte, erklärte Onkel Marko, dass er ihnen jetzt noch ein Treffen mit irgendeinem Baj (ob es nicht Vasil Kolarov war?) organisie-

ren werde. Der Fahrer Panko hat wahrscheinlich nur stur geschwiegen, ich erinnere mich nicht, aber ich sehe noch vor mir, wie mein Vater kategorisch ablehnte. Er wehrte fast mit den Händen ab, aber versuchte auch, seinen windigen Verwandten nicht zu beleidigen.

Mit dem Zettel von Dobri Terpeshev in der Hand begann für uns, die drei Emissäre der kooperativen Bewegung, ein endloses Abklappern der Sofioter Autowerkstätten. Ich hatte mein achttes Lebensjahr noch nicht vollendet, meine Beine (das sehe ich auf den Fotos) waren dünn wie Streichhölzer, ermüdeten aber nicht so leicht. Die alten Kisten, die uns gezeigt wurden, standen entweder in engen Hinterhöfen oder aufgereiht wie Tote, die auf ihre Beerdigung warten, auf den kahlen Flächen großer und langweiliger Truppenübungsplätze. Panko entschied sich endlich für einen davon. Es war ein grünlicher russischer Lastwagen, der vielleicht den ganzen Weg von Moskau oder Stalingrad hinter sich gebracht hatte, um schließlich vor der Wand einer Sofioter Kaserne liegenzubleiben. Unter der Motorhaube war anscheinend nichts Brauchbares mehr vorhanden, weil jetzt neue Streifzüge durch Werkstätten und Flohmärkte auf der Suche nach immer schwerer aufzutreibenden Ersatzteilen begannen. In diesen Tagen hörte ich zum ersten Mal das Wort „Vergaser“. Ich hatte das Gefühl, dass das ein Schatz ist, wertvoller als der Diamant Kohinoor, über den ich in einem Kinderbuch gelesen hatte.

Die Reparatur des klapprigen Veteranen wurde in einer Garage nahe bei dem Platz, wo heute das Theater „Sofia“ ist, ausgeführt. Ein Park war dort damals nicht. Grauweiße Berge von Ziegeln ragten empor, einige hatten keine Ähnlichkeit mehr mit einem Gebäude, die Bomben hatten die Artilleriekasernen, die vorher dort gestanden hatten, restlos zerstört. Im Herbst 1945 müssen die Beziehungen zwischen den Alliierten schon ziemlich angespannt gewesen sein, weil mein

Onkel jedes Mal, wenn wir an einem schönen, aber zerstörten Gebäude vorbeikamen, zu mir sagte: „Sieh nur, was die Engländer und Amerikaner gemacht haben!“ Was bedeutete, dass ich sie hassen sollte. In der Wohnung meiner Verwandten versammelten sich dafür ständig sowjetische Offiziere. Tante Bonka sprach mit ihnen in etwas, was sie wahrscheinlich für Russisch hielt, ihr Bulgarisch nahm seitdem jedenfalls eine sehr melodische Intonation an. Jahrzehnte später bemerkte ich, dass sie verschwunden war. Da war sie schon zu einer böartigen, wenn auch wegen früherer Verdienste für sie selbst ungefährlichen Opposition gegen die Machthaber übergegangen. Einer der Offiziere schenkte meinem Vater ein Buch. Der Einband war eingerissen und verbleicht wie die Wickelgamaschen an den Beinen der russischen Soldaten, jede einzelne Zeile darin war mit Bleistift unterstrichen. Ich sah dieses Buch wieder, als ich im Gymnasium war, dann verschwand es unauffindbar in den immer überflüssiger werdenden Stapeln auf den Schränken und Regalen in unserem alten Haus. „Geschichte der kommunistischen Allunions-Partei (Bolschewiki). Kurzer Lehrgang.“ Das stand in russischer Sprache auf dem Einband.

Ein paar Mal setzte Tante Bonka sich einen Hut auf, schminkte sich mit Puder und Lippenstift, nahm mich an die Hand und ging mit mir die Sehenswürdigkeiten von Sofia besichtigen. Ich durfte zum Beispiel nicht an einem Tag die Alexander Nevski Kirche, das königliche Schloss und den Justizpalast sehen. Weil sich die Eindrücke vermischen und dann nicht mehr stark genug sind. Besser jeden Tag ein bisschen. So theoretisierte sie. Ich erstritt mir jedoch das Recht, allein in die Stadt zu gehen. Jeden Tag legte ich zu Fuß die ziemlich große Entfernung zwischen dem Haus an der „Zar Ivan Assen II.“ Straße und der Autowerkstatt in Poduene zurück. Dort war nichts, was mich lange hätte aufhalten können, deshalb ging ich zurück und schlug die Bücher auf, die

Tante Bonka und ich in den Buchhandlungen gekauft hatten. Die Kinder vom Hof versuchten gutmütig, mich in ihre Spiele einzubeziehen. Ein- oder zweimal gelang es ihnen, aber entweder sah es so aus, als ob ich nicht gern mitmachte, oder ich war nicht interessant genug für sie, weil sie mich bald in Ruhe ließen. Dafür mussten sie jedoch die Belehrungen ihrer Eltern ertragen, die mich ständig im Gärtchen vor dem Fenster (unsere Verwandten wohnten im Erdgeschoss) sitzen und lesen sahen und ihnen bei jeder Gelegenheit sagten, dass sie auch soviel lesen müssten wie „der Junge aus der Provinz“.

Spezielles Toilettenpapier wurde in diesen Nachkriegsjahren und auch in den folgenden Jahrzehnten fast nicht benutzt, deshalb hingte man alles mögliche Papier an die Nägel und Eisenhaken in den Klosetts. Einmal sah ich ein dickes Buch an dem Nagel hängen. Ob meine Verwandten oder ihre Mitbewohner das getan hatten, weiß ich nicht (weil Onkel Markos Familie das Erdgeschoss nicht allein bewohnte). Die ersten dreißig Seiten und der Vorderdeckel fehlten. Das Eisen ging durch den hinteren, hart und dick, wie aus dickem Leder. Die noch eingebundenen Seiten begannen mit einem Bild: Ein großer, weißhaariger alter Mann, anscheinend ein Heiliger, vor ihm kniete jemand anders, ein jüngerer mit schwarzem Bart. „Steh auf, Diakon Vikenti, rief er streng“ – das stand unter dem Bild. Ich las mich fest. Einige Buchstaben waren anders als die, die wir bei der Lehrerin Blagovesta lernten. Das Papier war gelb und roch so wie die alte Bibel, die Opa Dot-scho einmal von seinen Verwandten mitgebracht hatte. Es stellte sich heraus, dass der mit dem schwarzen Bart heimlich in die Klosterzelle des hochbetagten Vater Jerotej eingedrungen war, um einen grünen Beutel mit Goldmünzen zu stehlen. Nachdem der Alte jedoch verstanden hatte, dass mit den Goldmünzen Gewehre zur Vorbereitung eines Aufstands gegen die Türken gekauft werden sollten, verzieh er ihm großzügig. Danach wurde es immer interessanter. Die nächsten

Seiten las ich an meinem Platz an dem niedrigen Fenster im Erdgeschoss in der Ecke des kleinen Hofes in Sofia. Die letzten Kapitel (eins war mit dem mir bis dahin unbekanntem Wort „Untergang“ überschrieben) bewältigte ich erst, als wir in unser Dorf zurückfahren. Den Titel des Buches kannte ich immer noch nicht, anscheinend war es mir nicht in den Sinn gekommen, es meinem Vater zu zeigen, der es ständig eilig hatte. Eines Tages hörte ich jedoch im Radio, dass bekannte Namen erwähnt wurden, „Bojtscho Ognjanov und Rada Gospozhina“. Dann erwähnte der Sprecher einen Autor und einen Titel und ich begriff, dass das, was ich vor der schändlichen Kreuzigung auf einem Sofioter Klosett gerettet hatte, „Unter dem Joch“ von Vazov war. Einige Zeit später wurde mir klar, dass das Exemplar eine Erstausgabe des Romans mit Illustrationen von Markvitschka und Anton Mitov war. Ich bin aber nicht sicher, ob das Urteil meiner Verwandten oder ihrer Mitbewohner über Ivan Vazov durch ideelle Überlegungen vorgegeben war (seine Verleumdung als bourgeoiser Chauvinist muss zu der Zeit schon begonnen haben) oder ihn sorglose Unwissenheit an den Nagel gehängt hat.

Als die Reparatur des Lastwagens einigermaßen abgeschlossen war, machten wir eine Probefahrt nach Samokov. Der Fahrer Panko und die beiden Monteure von der Garage setzten sich in die Führerkabine, mein Vater, ich und noch ein Mann, an den ich mich nicht genau erinnere, ließen uns auf der Ladefläche nieder. Da die Wiederbelebung des russischen Maschinchens nicht bis zur Hupe ausgefeilt war, verkündete mein Vater lachend, dass wir drei im Bedarfsfall „Vorsicht“ von oben rufen würden. „Varda“ haben wir nicht gerufen, aber ich kam mit einer Halsentzündung von der Fahrt zurück. Der Grund war, dass ich in einer Gaststätte in Samokov ein großes Glas eiskaltes Wasser aus dem Rilagebirge getrunken hatte, wonach mich, wieder auf der Ladefläche, ein kalter Bergwind durchpustete. Mein Vater merkte, dass etwas nicht

in Ordnung war, und versuchte, mir eine Zeitung umzuhängen, aber sie klatschte nur spöttisch an meine Arme und die Seiten flogen eine nach der anderen aus der Karosserie des auferstandenen, siegreich die Kilometer fressenden Veteranen.

Für die Leute in Paulikaner Kaminische war ein eigener Lastwagen ein Ereignis, das weitaus lebhafter kommentiert wurde als der Flug des ersten Menschen in den Kosmos Jahrzehnte später. Ihrem spöttischen Skeptizismus treu dachten sie sich für den geflickten Russen sofort einen in unserer Gegend typischen Namen aus: Kotscho.

37.

Was für ein Erlebnis es war zuzuschauen, wie der stupsnasige Kotscho mit dem nasenlosen Renault vom Dorf Kakrina um die Wette fuhr. Die Motoren aller Automobile, die wir bis dahin gesehen hatten, befanden sich in einem vorderen, vor der Fahrerkabine hervorstehenden Teil unter einem Deckel. Der Lastwagen aus Kakrina war so konstruiert, dass dieser Vorderteil abgeschnitten zu sein schien und die Luft mit einer abschüssigen Blechverlängerung einer ebenfalls abschüssigen Vorderscheibe der Fahrerkabine schnitt. Das Aussehen des Renaults war eigentlich schon Anlass genug für spöttische Bemerkungen, und das Gefühl der Überlegenheit entlud sich in einem gemeinschaftlichen Gebrüll, als der mit unseren Leuten überfüllte Kotscho es schaffte, seinen größeren und ebenfalls mit den Leuten aus Kakrina überfüllten Rivalen zu überholen. Die Wettrennen fanden auf einem ebeneren Abschnitt der steilen Tarnovoer Straße statt, die die beiden Dörfer mit Lovetsch verband. Für den Autoverkehr gab es wohl noch keine Polizeikontrolle, das heißt Milizkontrolle. Die Ladeflächen, auf denen es keine Bänke und auch keine andere Sitzgelegenheit gab, füllten sich mit all den Leuten, die es schafften, ihre Körper in die dichte Wand aus

Armen, Beinen, Bäuchen und Rücken einzugliedern. Einsteigen konnte man morgens auf dem Dorfplatz vor der Gemeinde und in Lovetsch am frühen Abend zwischen der Bäckerei und dem Tiefen Brunnen im alten Stadtviertel Varoscha. Mit dem Auftauchen von Kotscho waren die Pferdewagen auf einmal zu einem verachteten, altmodischen Verkehrsmittel geworden. Wenn man es nicht schaffte, den Lastwagen zu kriegen, sah es besser aus, wenn man zu Fuß durch das Drastene-Viertel in Lovetsch und den Flecken Ochsenschlag hinauf nach Paulikaner Kaminische ging.

Anlässe für Wettrennen haben sich in diesen Jahren wohl häufig gefunden. Am Jahrestag des Neunten September (vermutlich dem ersten) fand zum Beispiel ein Wettrennen zwischen Vertretern der politischen Parteien statt. Die kommunistische Partei (damals hieß sie noch Arbeiterpartei) nahm teil, die mit ihr verbündete Bauernpartei und noch einige andere, aber auch die Opposition. Die Mannschaften der Wettkämpfer trugen die entsprechende Farbe: rot, orange, weiß. Mit einer Stafette in der Hand schnitt Ivan Schabanski, ein kleiner, buckliger Mann, dessen Haus oben bei unserem alten Haus am Felsen lag, ein von zwei Mädchen gespanntes Trikolore-Band durch. Er stieg mit einem schweißnassen roten T-Shirt auf Kotschos mit grünem Eichenlaub geschmückte Karosserie, die zu einer Tribüne umfunktioniert war, und versuchte, kaum dass er Luft geholt hatte, etwas zu sagen. Ihm wurde eine kleine, angeblich vergoldete Büste von Christo Botev überreicht, die von patriotischen Töpfern in Trojan angefertigt worden war, die damals ihre Erzeugnisse zusammen mit ihren bunten Sachen an Palmsonntag an der Überdachten Bücke verkauften. Um die kleine Büste war auch ein Trikolore-Band gebunden, und den Worten des Redners, der sie ihm überreichte, entnahmen wir, dass der auf diese Weise vergoldete und verzierte Kopf des bärtigen Dichters Pokal heißt.

Ich habe auch einen in weiß gekleideten Läufer in Erinnerung behalten. Vasil Gankov, ein Wettkampfteilnehmer der Opposition. Später hörte ich über ihn, dass er während des Krieges in der pro-faschistischen Jugendorganisation „Brannik“ gewesen sei, eine spezielle Schule absolviert habe und Polizeivorsteher in Veliko Tarnovo geworden sei. Er hatte wohl kaum Zeit, ein richtiger Vorsteher zu werden, weil er sehr jung war. Aber es scheint notwendig gewesen zu sein, dies zu behaupten, um das Verhalten ihm gegenüber zu rechtfertigen. Bald, nachdem die idyllische Zeit der Stafetten mit Teilnahme der Opposition vorbei war, wurde er als verschworener Feind des Volkes angegriffen. Immerhin mit Gymnasialbildung, recht belesen und wortgewandt, muss er sich wirklich schnell als ein für die neuen Machthaber sehr unangenehmer Gegner entpuppt haben. Sofort verließ er das Dorf, aber in Sofia oder einer der anderen großen Städte schaffte er es, den staatlichen Sicherheitsdiensten Arbeit zu machen. Um das Jahr 1950 wurde bekannt, dass er zum Tode verurteilt sei, und später, dass er aus dem Gefängnis und sogar über die Grenze geflohen sei. Seine Mutter, eine sehr vollschlanke und schwer bewegliche Frau, trug immer schwarz und jedes Mal, wenn es sich in den Mittelstufe- und Gymnasialjahren ergab, dass ich an ihrem Haus am unteren Ende des Dorfes vorbeikam, saß sie an der Straße und ich hatte das Gefühl, dass sie mich sehr lange prüfend betrachtete. Es stellte sich heraus, dass sie einen Grund hatte, sich jeden seltenen Passanten genau anzuschauen. Anfang der 60-er Jahre kam ein Milizauto nach Paulikaner Kaminische, Uniformierte und Zivile stiegen aus und gingen sofort in den unteren Teil des Dorfes. Sie trafen Vasil Gankov mit schulterlangen Haaren beim Lesen des offiziellen Presseorgans „Arbeitersache“ im Haus seines Vaters an. Dieser Beschäftigung war er (in Ermangelung einer anderen) etwa sieben Jahre lang nachgegangen. Nur manchmal hatte es sich ergeben,

dass er tagsüber hinunter in sein Versteck gehen musste, und nachts ging er in den weitläufigen Wäldern um Paulikaner Kaminische herum spazieren, die gleich in der tiefen Senke hinter ihrem Haus anfangen. Es wussten wirklich nur wenige Leute davon, dass er sich im Haus seiner Eltern versteckte, und sie haben ihn auch nicht verraten. Er hat sich selbst bei der Miliz gemeldet, weil ihm sein Magengeschwür unerträglich weh tat und er operiert werden musste. Durch die Beendigung dieser einerseits erzwungenen, andererseits freiwilligen Gefangenschaft verlor die örtliche Poststation in Person seines Vaters, des einarmigen Opa Ganko, den treuesten Abonnenten der langweiligen „Arbeitersache“ und der nicht weniger langweiligen „Vaterländischen Front“. Im Gefängnis hat Vasil Gankov nicht mehr gegessen, er bekam eine Amnestie. Er starb verhältnismäßig jung, wurde nicht ganz sechzig. Das viele Stillsitzen hat seiner Gesundheit anscheinend nicht gut getan, aber bis zum Ende seines Lebens hörte er nicht auf, Pläne zu schmieden, wie man die Machthaber stürzen könnte. Ende der siebziger Jahre sahen wir in der Dorfkneipe einmal, wie zwei Jungen tobten, die jahrelang in einer Besserungsanstalt für Minderjährige gewesen waren, ohne dass man sie hinterher leichter hätte bändigen können, und er sagte: „Wenn ich erstmal die Hooligans für meine Sache einspanne, wirst du schon sehen, was passiert.“ Wir führten ein Gespräch mit Fortsetzung, kürzlich war ich von einem längeren Aufenthalt im östlichen Teil des geteilten Deutschland zurückgekommen und er wollte meine Meinung über die Berliner Mauer hören.

In jenem fernen Herbst, als die politische Stafette stattfand, waren Jung und Alt von der Politik beherrscht. Wir spielen auf der Kreuzung an den weißen Steinen in der Nähe von unserem Haus. Von oben kommen Ivan und Hinko, etwas ältere Jungen vom anderen Ende des unteren Kiez. Sie waren in Lovetsch gewesen und hatten von dort eine Kin-

derzeitung in der orangen Farbe des Bauernbundes mitgebracht. Ihre Väter sind in dem Bund. Ivan und Hinko sind „Kleine Stambolijskis“, Mitglieder der Kinderorganisation. (Die kommunistische Kinderorganisation heißt „Septemvrijschtsche“). Außer der Zeitung hatten Ivan und Hinko eine kleine Spielzeugpistole aus Lovetsch mitgebracht, die hauptsächlich aus einer kurzen Mündung, einer Triebfeder und einer Nadel besteht, die einen Sprengstoff enthaltenden „Korken“ hochgehen lässt. Einer nach dem anderen steigen die beiden auf den größten weißen Stein und rufen, bevor sie schießen, dass sie auch ja die anderen Kinder und die Omas zu Hause hören: „Es lebe der Geist von Alexander Stambolijski!“ Aus Erfahrung weiß ich, dass nach der Explosion Korkenstücke fliegen und schmerzhaft in die Hand bohren, aber was für eine Bedeutung hat das, wenn man elf Jahre alt ist, einen der ganze Kiez hört und vielleicht sogar Alexander Stambolijski selbst im Himmel?

Fahnen, Lieder, Kundgebungen.

Auf dem Patz stellen sich die Leute nach der Farbe der Fahne auf. Unter der roten stehen ungefähr genauso viele wie unter der orangenen. Ein neues Wort kommt auf: Sozialismus. Es fällt in der Schule, auf der Tribüne ist es sehr oft zu hören. In meiner Vorstellung fliegen die Leute im Sozialismus. Wenn man will, dreht man an einem Knöpfchen vorn an der Brust, und die Kleider füllen sich mit etwas Leichtem wie bei einem Ballon, und in ein paar Sekunden ist man dort, wo man hin möchte: in Sofia, über dem Meer, in Afrika. Oder auf dem Planeten Venus. Meine Vorstellungen vom Sozialismus stammen aus einem Kinderbuch „Die Menschen der Zukunft“. Der Autor heißt Emil Koralov. Das Wort Sozialismus steht nicht darin, aber die Leute fliegen so, mit einem Drehen am Knöpfchen. Und leben in gläsernen Häusern. Die Häuser interessieren mich nicht, das andere ist aber beneidenswert.

Wir stehen auf dem Platz in der Gruppe mit den roten Fahnen. Mein Vater ist auf der Tribüne, aber meine Mutter,

Onkel Georgi aus unserem Kiez, seine Frau Tante Minka, Oma Maria Komitkata und andere, viel jünger als sie, sind bei mir. Alle sind festlich gekleidet. Auf dem Platz ertönt wieder das Wort Sozialismus. „Wir erleben ihn sicher nicht mehr“, sagt jemand aus der Gruppe, „aber wenigstens der wird ein Glückspilz sein“. Und alle sehen mich, den Glückspilz, an. Gutmütig, aber auch etwas neidisch.

Ich reiche ihnen bis zum Bauch und das ist sehr gut so. So ist es nicht erforderlich, die Augen zu verdrehen. Und ich konnte ihnen nicht direkt in die Augen schauen, ich fühlte mich schuldig. Weil nur ich in meinen leichten, luftigen Kleidern über der Welt fliegen würde, und sie würden vom sengendheißen Platz zum Dorffriedhof ziehen. Mit allen ihren Fahnen.

38.

Wenn Gott in unserer Gegend auf die Erde hinabgestiegen ist, muss es zwischen Paulikaner Kaminische und dem Hissar gewesen sein, weil es dort einen Ort gibt, der „Gottesfeld“ genannt wird. Wenn man Feld sagt, stellt man sich eine Ebene vor. Nur ist es zwischen den Vorbergen des Balkans hier nirgendwo eben, der Ort meint einfach eine Fortsetzung des Südhangs, auf dem unter dem langen weißen Felsen das Dorf gebaut ist. Möglicherweise bezeichnet das Wort Feld in diesem Fall aber einen Ort, an dem eine Schlacht geführt worden ist, und Gott wird aus Dankbarkeit für den Sieg erwähnt. Denn wenn es auf dem Gipfel mit dem triangulären Zeichen auch heute noch Überreste einer Festung gibt, muss es hier Schlachten gegeben haben. Zwischen dem oberen Rand des Gottesfeldes und dem steilen Felsende, die „Locke“ genannt, verläuft die alte römische Straße aus der Zeit des Imperators Trajan. Es ist gut möglich, dass es außer auf dem Hissar auch hier eine Bojarensiedlung gegeben hat. Zu diesem Schluss bin ich durch ein einfaches linguistisches Experiment ge-

kommen. Der Fleck zwischen dem Gottesfeld und der Locke trägt einen Namen, der schwer auszusprechen ist für jeden, der nicht in Paulikaner Kaminischte geboren ist – Gaskjokovic. Ich ließ Oma Dimitra den Namen Despotovec aussprechen, den ich auf einer serbischen Landkarte entdeckt hatte. Erst sagte sie, es ginge nicht, aber als ich darauf bestand, hielt sie sich verschämt eine Hand vor den Mund und sagte in der Annahme, genau das zu wiederholen, was ich gesagt hatte, Gaskjokovic. So klingt Despotovec in paulikanischem Dialekt, doch wer der Despot war, der dem Ort den Namen gab, weiß niemand, es interessiert auch niemanden.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, vielleicht die wahrscheinlichste. Die Bezeichnung „Gottesfeld“ könnte mit der relativen Fruchtbarkeit des relativ flachen Bodens zu tun haben. Nicht zufällig hatte Opa Dotscho genau in der Mitte des „Gottesfeldes“ seinen großen Weinberg angelegt. Seine mit Stacheldraht eingegrenzten und nach Süden schauenden zwanzig Dekar lagen genau gegenüber dem zerklüfteten Hügel, wo sich der verlassene Unterstand für die Ziegelherstellung befand, den meine Schwester und ich „Papas Fabrik“ nannten.

Ob die Vögel, die sich über Opa Dotschos Weinberg versammelten, bestimmte Vorlieben hatten, weiß ich nicht. Ich halte es für möglich, dass einige am liebsten die weißen Trauben der Sorte „Ali Chaush“ gepickt haben, andere die blauen von „Hamburger Misket“, dritte „Gamza“ und wieder andere „Afus“. Als Sammler, der keine Ruhe gibt, bevor er sein Ziel nicht erreicht hat, hatte Opa Dotscho von allen möglichen Reben Ruten, die er bei seinen Kollegen in Lovetsch und in der Umgebung auftreiben konnte, in den nach allen Regeln der Weinbaukunst vorbereiteten Boden gesteckt. Ob die Vögel Dankeshymnen vortrugen oder sich über den begeisterten Weinbauern lustig machten, weiß ich auch nicht, aber sie verstummten nie. Vielleicht berauschten die Gräser vom

„Gottesfeld“ ihr Gehirn. Weil der Duft dieser Gräser so stark war, dass er beim Einatmen wie Nadeln piekste. Ich dachte immer, dass auch die Bienen, die über den Gräsern und dem Wein auf dem Gottesfeld summten, Opa Dotscho gehörten, denn niemand im Dorf hatte so viele Bienenstöcke wie er. Wenn sie über Opa Dotschos Charakter sprach, fing Oma Donka immer, noch viele Jahre nach seinem Tod, mit seiner erstaunlichen Eigenschaft an, dass er mit großer Begeisterung etwas in Angriff nahm und wenn er dann etwas erreicht hatte, es schnell wieder sein ließ und sich etwas anderem zuwandte. Er kaufte Wälder. Aber ihn ärgerten die nackten Schotterhänge über den Bodenparzellen, die er am Fluss und auf dem benachbarten Gelände hatte. Eigenhändig bepflanzte er sie mit Akazien. Der große, vom Fluss durchschnitene bläuliche Hang, mit dem die hohen Gebirgserhebungen beginnen, trägt wegen des Akazienwaldes auch heute noch den Namen Dotschos Hügel. Mit einem der Männer aus dem Nachbardorf Slivek prozessierte Opa Dotscho jahrelang wegen einem wilden Felsgrat an den Hängen des Hissar. Er entwurzelte die Dornensträucher, pflanzte junge Bäume und pflanzte auf die zwanzig dort wachsenden wilden Birnbäume einen Reis. Die Wildnis lässt sich aber nicht so leicht veredeln. Ob es der Prozessverlierer war oder Hirten aus Paulikaner Kaminische, jedes Mal schlug jemand die Pflöpfreie mit dem Stock ab, wenn der edle Pflöpfung mit dem alten wilden Baum zu verwachsen begann. Im folgenden Jahr wiederholte Opa Dotscho dann das Aufpflöpfen. Wie lange dieser Kampf weiterging, weiß ich nicht. Aber schließlich fingen die Holzbirnbäume an, große, saftige Birnen zu tragen. Ich erinnere mich an sie aus der Zeit, als man nicht mehr zu ihnen gelangen konnte, weil dort wieder dichtes Dornestrüpp wuchs. Vor oder nach der Obstbaumphase hatte Opa Dotscho auch eine Bienenphase. Er abonnierte die Zeitschrift „Biene“, deckte sich auch mit anderer Literatur ein und vergrößerte seine Bienenzucht auf hundert Stöcke. In

seiner Sägerei zimmerte er zusammen mit Peter Velkov und einem anderen Tischler hundert Bienenkörbe und brachte die hundert Bienenfamilien auf einem Gelände an der Gemarkungsgrenze zwischen Paulikaner Kaminische und der Stadt Lovetsch unter. Bei diesem Unterfangen erlitt er jedoch eine schwere Niederlage. Seine Bienenstöcke wurden von unzähligen Horden Feldmäusen angefallen. Sie stürzten sich auf die Honigwaben und weder Opa Dotscho noch die Bienen selbst mit ihrem Stachel konnten den Überfall abwehren. Die hundert leeren Bienenkörbe füllten dann im Laufe vieler Jahrzehnte einen Teil des Speichers, der Dörranlage für Pflaumen und alle möglichen überdachten Stellen auf unserem Hof. „Mögen die Hühner dem Gockel das Hirn zerpicken“, fluchte Oma Donka, wenn ein Huhn nach langem Gackern an einer davon ein Ei legte. Um dorthin zu gelangen, musste sie jemand langwierig und geduldig umsetzen und verrücken. Dieser jemand war Opa Dotscho nur selten, Oma Donkas Flüchen antwortete er mit einem harmlosen Schimpfwort. Dafür hatte sein Gekicher kein Ende, als eines Tages ein Huhn, ohne dass es jemand zum Brüten angesetzt hätte, eine ganze Abteilung krokusgelber Küken unter dem Haufen mit Bienenkörben herausführte. Da die hundert leeren Bienenkörbe an allen möglichen trockenen Plätzen standen, herrschte der Duft von Bienenwachs auf unserem Hof vor, bei der Sägerei rang er jedoch mit dem säuerlichen Geruch der feuchten Späne, unter dem Vordach und bei den Schnapskesseln mit dem Gestank von Trester und im Dörrraum mit dem süßen Duft von Holzäsche und Saft von gebackenen Pflaumen.

Im Keller herrschte jedoch der Wein. Die wichtigsten Geräte waren hier ein riesiges Fass, in dem ich mich einmal mit ungefähr 10–15 anderen Kindern versteckt habe, und zwei Tröge zum Stampfen und Pressen. Die Tröge heißen andernorts Zuber. Damit brachten die Weinleser die Trauben vom Gottesfeld.

Wenn ich an den großen Weinberg denke, sehe und höre ich immer eine Lerche. Sie war untrennbar mit ihm verbunden, dort oben im Himmelszelt, genau über Opa Dotschos mit Platten gedeckter Hütte. Sie gehörte zum Weinberg, genauso wie die Hütte, der Ziehbrunnen und der Bottich zum Zubereiten der Lösung aus Kupfersulfat. Mal flog sie ein bisschen tiefer, dann stieg sie wieder auf, sodass sie stets über der Hütte blieb, und mit ihrem unaufhörlichen Gesang schien sie alles zu kommentieren, was auf dem Gottesfeld geschah. Auf den breiten Weinblättern trockneten die blauen Tropfen aus Opa Dotschos Spritzgerät, Würmer und Maulwurfsgrillen kamen unter der Hacke der Frauen um, die hier arbeiteten, glückliche Vögel pickten saftige Kirschen, lange Nattern und kleine Eidechsen sonnten sich im Dornestrüpp an den Feldrainen, eine verwilderte Katze lauerte einer Feldmaus auf, schnell huschte ein Hase vorbei, Bienen verschwanden in den Blütenkelchen. Auch Diebe hat die Lerche von ihrem festen Platz am Himmelszelt gesehen. Die Umzäunung aus nicht besonders dichtem Stacheldraht, mit der Opa Dotscho seine zwanzig Dekar eingegrenzt hatte, war nicht in der Lage, sie zurückzuhalten. Bestimmt hat die Nachtigall oben vom Himmel auch entblößte Frauenschengel und in den Boden gerammte Männerknie gesehen. Jedenfalls war ihr Gesang über allem, was auf dem Gottesfeld geschah, gutmütig.

Trotz seiner Berufstätigkeit als Lehrer und obwohl ihm die landwirtschaftliche Arbeit schwerfiel, kam mein Vater nicht ganz daran vorbei. Einmal half er Opa Dotscho, etwas im Weinberg zu erledigen, und ihr Gespräch drehte sich nur um Politik. Es muss die Zeit der ersten großen Widersprüche zwischen der versprochenen Demokratie und dem diktatorischen Vorgehen der neuen Machthaber gewesen sein, weil Opa Dotscho ungewöhnlich erregt war. Er redete viel, entwickelte Argumente und hielt alle zwei-drei Minuten mit der Arbeit inne, um zu fragen: „Ist es nicht so?“ „So ist es“, sagte

mein Vater widerwillig, aber gewissenhaft. Fast mit einem Seufzer. An einem anderen Tag arbeitete Opa Dotscho wieder im Weinberg, diesmal mit seinem Teilhaber Peter Velkov. Peter teilte die Ansichten meines Vaters überhaupt nicht, so dass Opa jetzt keinen Grund hatte, alle zwei-drei Minuten zu fragen: „Ist es nicht so?“ Ich halte es für möglich, dass die Lerche diesmal schwieg, weil sie mit ihrem musikalischen Gehör die unerträgliche Dissonanz wahrnahm, die sich zwischen ihrem idyllischen Gesang und der Tonlage der energischen sexuellen Botschaften ergab, die die beiden Teilhaber den ganzen Tag lang aus dem Weinberg am Gottesfeld an die Mütter von Stalin, Tito und Georgi Dimitrov sandten.

39.

Ich weiß nicht, wie die Flasche mit grüner Tinte ausgelaufen war, aber der Fleck, der zurückblieb, hatte die Form eines aufgeplusterten Igels. Der Fleck war auf der ungestrichenen Rückseite der Tür des großen, schwarzen Bücherschranks, grüne Spritzer waren jedoch auch auf einigen Bänden. Genau über Robespierres Eierkopf auf dem Einband der Geschichte der Großen Französischen Revolution ähnelten zwei Flecke beispielsweise einem Ausrufezeichen. Einmal hatte ich sorgsam angefangen, die mit grüner Tinte bespritzten Bücher ganz vorn aufzureihen, damit nicht zu sehen war, dass ich tief hinten im Schrank gewühlt hatte. Mir kam es vor, dass einige Bücher nicht zufällig ganz weit hinten lagen, vergraben unter dicken Schichten alter Jahrgänge der Zeitschriften „Natur“, „Lehrersache“ und „Frau und Heim“. Eins davon war ohne Deckel, es stellte ein ziemlich dickes Bündel Blätter dar, kreuzweise gebunden mit Schleifenband oder dickem Bindfaden. Als ich das Bündel aufband, sah ich, dass dieses Buch mit sauberen Blättern, das vom vielen Lesen keine Deckel mehr hatte, voller Zeichnungen war. Auf einer davon erklärte ein Mann, der aussah wie ein junger Pope, ei-

nem halbentkleideten Mädchen etwas. Die mit dieser Zeichnung illustrierte Geschichte nahm nur zwei oder drei Seiten ein, aber selbst wenn sie viel länger gewesen wäre, hätte ich sie trotzdem einige Male durchgelesen und das nicht, weil ich nicht sofort ihren Sinn erfasst hätte. Ich war schon zehn oder elf Jahre alt und mir war sofort klar, was das ist, was der junge Einsiedler dem Mädchen klar macht. Es ging darum, den Teufel in die Hölle zu stecken. Da auch bei diesem Buch wie bei „Unter dem Joch“ der Einband fehlte, weiß ich nicht, wie lange es dauerte, bis ich nach der Lektüre aller hundert Erzählungen begriff, dass ich an das „Decamerone“ von Boccaccio geraten war. Was das für eine Ausgabe war, so schön im sezessionistischen Stil illustriert, weiß ich nicht. Nachdem ich herausfand, dass auch meine Schwester das Blätterbündel aufband und darin las (wir zwei nannten es ziemlich heuchlerisch „das dumme Buch“), lag es noch viele Jahre ganz hinten im Schrank. Über diesem Schrank hing ein Regal, ebenso voll gestellt mit Büchern. Mein Vater hatte anscheinend im Lehrerinstitut gelernt, Bücher einzubinden, und fand in den ersten Jahren nach dem Neunten September Zeit zu dieser Beschäftigung, die ihm offensichtlich viel Spaß machte. Er hatte mit den Büchern angefangen, die er für besonders wichtig hielt und wahrscheinlich von vorn bis hinten durchlesen und studieren wollte. Eine Geschichte der Philosophie war dabei, Bücher über Politökonomie, ein besonders sorgfältig eingebundener Band des Schweizer Pädagogen Pestalozzi. In dem Moment, in dem er die warme Schule verlassen und sich in den unendlichen Schlamm der Landwirtschaft begeben musste, war in seinem Buchbinderzubehör „Ludwig Feuerbach und das Ende der klassischen deutschen Philosophie“ von Engels eingespannt. So wurde das Buch von einem Schrank in das nächste Regal gestellt, weil es sich nirgends einordnen ließ, ohne übermäßig viel Platz zu beanspruchen und die anderen mit der Spitze der

beiden Nägel, die aus seinem fest eingespannten, mit Leim und Faden versehenen Rücken ragten, einzustecken und aufzureißen.

„Gymnadenia“ – das war die Überschrift eines der Liebesromane aus einer ganzen Reihe, die meine Mutter als Prämie für das Abonnement der Zeitschriften „Frau und Heim“ oder „Ökonomie und Hauswirtschaft“ bekommen hatte. Es waren viele Romane, fast alle mit unaufgeschnittenen Seiten. In den Lehrerjahren meines Vaters, als wir in den anderen Dörfern zur Untermiete wohnten, hat meine Mutter sicher den einen oder anderen durchgeblättert. Was sollte sie in den Wintermonaten im fremden Haus und Hof anderes tun? Aber nachdem wir uns 1944 in Paulikaner Kaminische eingerichtet hatten, nahm die Haus- und Feldarbeit ihre Zeit und Kraft so in Anspruch, dass ihr wohl kaum einfiel, die Hacke, den Webstuhl oder den Waschtrog stehen zu lassen, um die Qualen einer in Liebesdingen immer unbefriedigt gebliebenen französischen oder englischen Aristokratin mitzuerleben. Die Zeitschriften „Frau und Heim“ und „Ökonomie und Hauswirtschaft“ hörten nach dem Neunten September auf zu erscheinen, statt dessen brachte der Postbote „Die Frau heute“, eine Zeitschrift des der Vaterländischen Front angegliederten Verbandes der demokratischen Frauen oder irgend so einer Organisation. Jetzt blickten von den Titelseiten keine rätselhaft unter den Schleiern eleganter Hüte lächelnden Damen mehr, sondern die hochproduktiven Weberinnen Marusja, Olga und Petrana, deren Namen ich sowohl aus der Kinderzeitung „Kleiner September“ als auch aus einem bis zum Umfallen geübten Lied im Schulchor kannte. „Schnitz doch mal etwas“, sagte Oma Donka zu mir, „du willst doch ein Mann werden.“ Ich hatte aber keine Lust zu schnitzen, lieber wollte ich Bücher lesen. Die weißhaarige Lehrerin Stefka Kaltscheva öffnete die Schulbibliothek aber nur einmal in der Woche, mittwochnachmittags. Und gab einem höchstens zwei Bü-

cher. Einige waren 250–300 Seiten stark, zum Beispiel „Die Quarteronin“ oder „Der weiße Häuptling“ von Mayne Reid, das war gut, aber einige unwahrscheinlich verlockende Titel aus dem Katalog wie „Der Teufel mit drei goldenen Haaren“ erwiesen sich hinterher als dünne Heftchen. Zwei Tage nach dem ungeduldig erwarteten Mittwoch waren die Bücher schon durchgelesen und bis zum nächsten dauerte es immer noch so lange. Zu allem Überfluss hatte Oma Donka, die viel Zeit in Krankenhäusern verbracht hatte, das Selbstbewusstsein eines Doktors. Sie sah es zwangsläufig kommen, dass ich mir mit soviel Lesen die Augen verderbe, und wenn sie sah, dass ich mich mit einem dickeren Band zurückzog, wartete sie nur auf eine Möglichkeit, ihn irgendwo zu verstecken. Zu meinem Glück erlaubte es ihr Holzbein nicht, zu besonders unzugänglichen Stellen zu gelangen. Und kurz nachdem ich in einem Wutanfall einige Körbe mit Garnspulen und Wollknäueln umgestoßen hatte, suchte ich schon die Seite, auf der ich wegen Oma Donkas Intervention eine weitere Rothaut übermäßig lange mit einer Axt über dem Kopf eines bleichgesichtigen Feindes hatte stehenlassen.

Ich könnte nicht behaupten, dass ich mich nur aus Mangel an neuem Lesestoff in solchen Rubriken wie „Ein Blick in die Frauenseele“ in „Frau und Heim“ fest las, wo eine sehr weise Dame unter den ausgebreiteten Flügeln einer schwarzen Schwalbe mit einem Brief im Schnabel anderen, die nicht so erfahren waren, Ratschläge gab, wie sie mit Liebeskummer und Seelenqualen zurechtkommen können. Wenn ich die großformatigen, angenehm raschelnden Seiten der alten Zeitschrift „Natur“ aufschlug, las ich die Stellen, an denen das Paarungsverhalten der Tiere beschrieben wurde, einige Male durch. Wann mir, in der Sprache späterer Jahre ausgedrückt, zum ersten Mal „die Hormone durchschossen“, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Eine der möglichen Situationen war wohl mein Besuch bei der jungen Schneiderin Genoveva im

unteren Teil des Dorfes. Einmal in den Sommerferien, vielleicht vor, vielleicht aber auch nach der vierten Klasse, kam der Moment, in dem sich mein großer Traum, ein Matrosenhemd zu haben, erfüllte. Trotz der Entbehrungen nach dem Krieg fanden sich der blaue Baumwollstoff und die weiße Borte, meine Mutter und ihre Schwester, Tante Elena, brachten mich zu Genoveva. Von der Berührung der Finger dieses dunkelhäutigen, breitgesichtigen, aber für meine damaligen Vorstellungen rührend schönen Mädchens, vom Geruch ihres Körpers, der Duft etwa von einem nicht sehr vornehmen, aber starken Parfum in meiner Nase, während sie meinen dünnen Hals mit einem weichen Maßband umfasste, spürte ich etwas wie Schwindel und plötzlich große Schwäche. Ich muss ordentlich blass geworden sein, weil ich auch jetzt noch eine Stimme in den Ohren habe, ich bin nicht sicher, ob von meiner Mutter, meiner Tante oder Genoveva selbst: „Was ist denn bloß mit dem los!“ Auch wenn ich gewollt hätte, wie sollte ich es Ihnen denn sagen.

Abends, wenn sich das ferne, obere Dorfende bei unserem alten Haus unter dem überhängenden Felsen schon in Dunkelheit hüllte, saß ich gern am Fenster unseres kleinen Zimmers, in das nur ein Bett, ein Ofen „Zigeunerliebe“ und ein Radioapparat von Siemens passten. Über der Scheune und dem großen Walnussbaum der Nachbarn flimmerte der erste Stern. Sterne flimmerten manchmal auch an im Halbdunkel nicht zu sehenden Stellen ganz oben auf dem Felsen, die jungen Burschen aus dem Dorf machten dort gern Feuer. Irgendwo dort spielte auch manchmal einer Trompete. Einmal im Jahr, am Tag vor Beginn der Fastenzeit, drehten die jungen Männer Feuerkugeln. Eine Feuerkugel wird aus langen, dünnen Weinruten geflochten und mit Stroh gefüllt. Der, der sie geflochten hat, bindet einen langen, festen Stab oder Draht daran, geht damit an einen möglichst hoch gelegenen Ort, steckt ihn an und beginnt zu drehen. Durch den

stürmischen Kontakt mit der Luft fangen sie immer mehr Feuer, nach allen Seiten sprühen kleine Feuerchen und meist lodert noch Stroh, wenn die Zweige verbrannt sind oder der Draht sich löst und die Feuerkugel nach unten fliegt zu den Baumkronen und Häuserdächern.

Die Eisenstäbe am Fenster (Opa Dotscho hatte sie dicht genug gesetzt, damit kein Dieb seinen Kopf in den als Kneipe gebauten Raum stecken konnte) unterteilten den grau-weißen Abendhimmel in lange, weiße Rechtecke. Meine Phantasie trug mich in ferne Welten an Bord eines Raumschiffs so, wie es Emil Koralov in seinem Buch „Die Menschen der Zukunft“ beschrieben hatte. Zur rätselhaften Insel Pasha oder den verblüffende Überraschungen bergenden toten Städten des geheimnisvollen Mexiko. Ich kroch durch dunkle Labyrinth und entdeckte Geheimeingänge zu Festungen und Kerkern, ich saß auf den Rücken wilder, galoppierender Pferde. Und war bei meinen Abenteuern, glaube ich, nie allein. Zuerst begleitete mich die Lehrerin Blagovesta. Sie war ziemlich vollschlank und wenn wir ein Hindernis, etwa eine eingestürzte Wand in einem Labyrinth, überwinden mussten, weil ich sie immer vor irgendwelchen Verfolgern rettete, ergab es sich – oh Gott! Das war etwas, wovon ich keinem auch nur ein Wort sagen würde – es ergab sich, ohne dass ich es wollte, sie hier und da zu berühren. Später begleitete mich Veselina bei meinen Abenteuern, das Mädchen, das seit der ersten Klasse mal an der ersten, mal an der zweiten Bank saß, aber stets vor mir, und da sie klein und schlank war, liefen unsere Fluchtgeschichten und Verfolgungsjagden anders ab. (Aber es ergab sich trotzdem, sie immer mal zu berühren.)

In einem Winter kam Kristinka, Tante Elenas Tochter, für 4–5 Tage in Oma Donkas Haus. Sie war ein fröhliches, hübsches, blauäugiges Mädchen, Schülerin im Gymnasium in Lovetsch. Es war die Rede von einer kürzlich erfolgten Operation, wahrscheinlich Blinddarm. Jetzt wundere ich mich,

warum sie nach der Operation bei Oma Donka liegen sollte und nicht bei sich zu Hause, weil ich daran denke, dass Opa Dotscho ziemlich rau zu Tante Elena war. Er sprach fast nicht mit ihr. Weil sie gegen seinen Willen geheiratet hatte.

Man richtete Kristinka einen Platz im Schlafzimmer auf dem Dielenboden bei dem Bottich mit dem Zitronenbaum. Um ihr Kopfkissen ordnete sie Schulbücher und Hefte, die sie wohl kein einziges Mal aufschlug, blaue Umschläge und weiße Briefe, alte Postkarten, auf denen Männer mit von Pomade glänzenden Haaren selig die Augenlider ihrer Angebeteten küssten, Weihnachtskarten mit bunten Vogelpärchen, die sich vor ihren gemütlichen Holzhäuschen oder auf beschneiten Ästen aneinanderschmiegten.

Von den Büchern, die ich ihr in unserem Haus zeigte, schob Kristinka die neueren von der Sorte „Erinnerungen eines Partisanen“ und „Der wahre Mensch“ verächtlich zur Seite und vertiefte sich in das schon erwähnte „Gymnadenia“. Der Roman war in zwei Bänden, die Vorderseiten in verschiedenen Farben, aber beide mit der Zeichnung von einem Boot ohne Passagiere und ohne Ruder. Während Kristinka an den langen Winterabenden unter den Zweigen des Zitronenbaums über dem zweiten Band seufzte, las ich im ersten. In den Behausungen von reichen Aristokraten in einem nördlichen Land erlebte ein Mann eine lange Liebesgeschichte mit vielen Verstrickungen, die geliebte Frau erwies sich letztendlich als unheilbar wahnsinnig. Ich weiß nicht, warum Kristinka alles durchlas. Jedenfalls übersprang ich so manch langweilige Seite. Was ich aber wirklich wollte, war einen Abend im gemütlichen Bett am Bottich mit dem Zitronenbaum an meine geschwätzige, immer lachende Cousine geschmiegt zu schlafen. Aber wer weiß warum, wurde mir das nicht erlaubt.

40.

Mir ist nie ganz klar geworden, wann genau der Pope Stojtscho, Alaun genannt, sich in die Gunst der Machthaber eingeschlichen hat. Ob 1943, als er den Soldaten der Jägerkompanie nachrannte und Opa Dotscho aufforderte, die Partisanen zu jagen, oder in den ersten Jahren nach dem Neunten September, als er zusammen mit der Lehrerin Blagovesta voller Enthusiasmus den Schulchor leitete. Fakt ist nur, dass einer seiner Söhne, Arzt von Beruf, Parteifunktionär im fernen Sofia war, dem sofort nach der Etablierung der neuen Macht im Herbst 1944 ein Führungsposten anvertraut wurde. Das erklärt jedenfalls, warum der Pope Stojtscho in jenem September nicht wie unser Taufpate in Betschkas Hände gefallen ist.

In seiner schwarzen Kutte sang der Pope Stojtscho vor den von den Chormitgliedern dicht besetzten Bänken im größten Klassenraum mit seiner kräftigen, im Priesterseminar geschulten Stimme: „Ko-o-o-perative! Einer für alle, alle für einen!“ Mit Stimmgabel und Zeigestock in der Hand kontrollierte die Lehrerin Blagovesta den Verlauf der Probe. Die Ode an die Kooperative hatte eine unerträglich langweilige Melodie und einen noch langweiligeren Text. Wir sangen jedoch auch eine andere: „Ich kenne ein Land, ein Paradies, dort sind die Menschen frei!“ Sie klang gut, deshalb war sie bedeutend leichter zu behalten. Die Ode ging nach der Melodie von „Suliko“, dem Lieblingslied des Generalissimus Stalin, wie uns erklärt wurde. Dass die Schulchöre und sicher auch alle anderen Chöre in Bulgarien sie ständig sangen, war anscheinend nicht genug, deshalb war einem Möchtegern-Dichter aufgetragen worden, den traurigen, lyrischen Text des grusinischen Liedes durch einen anderen zu ersetzen, pathetisch, Ehrfurcht einflößend, erzieherisch im Sinne der Ideologie. „Das Land gleich einem Paradies“ war in diesem Text natürlich die Sowjetunion, und die letzten zwei Zeilen gingen so:

„Die ruhmreichen Siege schmiedet Stalin / und er ruft uns ins Glück.“ Hinter meinem Rücken sang einer der größeren Schüler, Hinko Fligornata, den Text so: „Unsere alten Pfannen schmiedet Gantscho / und er ruft uns ins Glück.“ Gantscho, Kantschos Vater aus unserem Kiez, schmiedete und verzinn- te Töpfe, Kuchenformen und Pfannen, zwar ein ehrliches, aber trotzdem ein Zigeunerhandwerk. Die Erwähnung der Pfannen, begleitet von mal lautlosem und mal nicht so lautlosem Gekicher aus der Umgebung ließen Kantschos Gesicht erröten, er versuchte wütend, mit dem Ellenbogen und auch mit der Faust Fligornatas Bauch zu erreichen, aber die engen Bänke konnten die Bewegungen nicht vor dem Popen und der Lehrerin verstecken. Blagovesta Veltschovska hielt nur streng ihren Finger vor den Mund und langte nicht mit dem Zeigestock nach den Köpfen von Hinko und Kantscho. Der cholerische Pope Stojtscho hob drohend die Stimme, ohne den Grund für die Bewegung in den Reihen zu kennen, und schaute seine Sänger an, als wollte er sie mit dem Blick erdolchen. Im Unterschied zum Generalissimus, der auf dem Porträt über der schwarzen Tafel wahrscheinlich über neue Siege nachdachte und unseren Chor keines Blickes würdigte.

Das Wort „Kooperative“ ertönte nicht nur bei den Agitchören auf den Versammlungen im Dorfgemeinschafts- haus. Auch die Lehrer erwähnten es oft in der Schule. Bestimmt gehörte das irgendwie zu ihren Verpflichtungen. Blagovesta Veltschovkas Erzählung über die Kooperative im nahegelegenen Dorf Slatina beispielsweise klang wie ein schönes Märchen. Dort hätte, wie auch in einigen anderen Dörfern, die kooperative Bearbeitung des Bodens schon einige Jahre vor dem 9. September 1944 begonnen. Man arbeitete dort mit Traktoren, sodass die Kühe nicht dazu benutzt wurden, den Pflug zu ziehen wie bei uns in Paulikaner Kami- nische, sondern nur zum Milch geben. Nach der schweren Knochenarbeit liefen die Frauen nicht nach Hause, um Brot

zu backen, sondern gingen nur bei der kooperativen Bäckerei vorbei. Einen Kindergarten mit allerlei Vergnügungen für die Kinder gäbe es dort und was nicht noch alles. Als ich versuchte, zu Hause von diesen Wundern zu erzählen, reagierten Opa Dotscho und Oma Donka mit finsterem Schweigen auf meine Worte und Oma Dimitra sagte: „So etwas kann es hier nicht geben. Wer ist denn so verrückt und gibt sein Land.“ Ich konnte mir selber nicht vorstellen, wie man mit einem Traktor pflügen kann. Dieses schwarze, geölte, stinkende und donnernde Etwas, das zur Druschzeit auftauchte, hatte viele breite Schneiden, so ähnlich wie Zähne, an den beiden Hinterrädern und hinterließ wirklich tiefe Spuren im Boden, während es die Dreschmaschine zog, aber diese Spuren sahen nicht aus wie Furchen. Der Traktor und die beiden Dreschmaschinen, die im August aus dem Überstand geholt wurden und, begleitet von einer begeisterten Kinderschar, zum dörflichen Dreschplatz zogen, gehörten zum Teil Opa Dotscho. Seine drei Teilhaber und er kamen auch manchmal heraus, um sich anzusehen, wie der Trecker vorwärtskam. Die Straßen in Paulikaner Kaminische waren eng, uneben, steil und vom Regen ausgespült. Die schwere, auf ihren vier kleinen Eisenrädern kriechende Dreschmaschine neigte sich manchmal bedrohlich auf eine Seite. Dann sprangen die sie begleitenden Arbeiter flink auf die gegenüberliegende Seite, hielten sich an einem der zahlreichen Zahnräder fest und stellten so das Gleichgewicht wieder her. Vorn, auf dem gefederten Metallsitz des Traktors, saß Cvjatko Angelov mitten im Gedonner, Staub und Dieselpgestank, ab und zu drehte er den Kopf nach hinten und gab Kommandos mit seiner schrillen Stimme, ohne dabei die Hände vom Lenkrad zu nehmen. Wer von uns, die wir um die Maschinen herumliefen, wollte nicht an seiner Stelle sein. Im Unterschied zu den anderen trug ich wenigstens die Freude in mir, dass die beiden Dreschmaschinen und der Traktor Opa Dotscho gehörten.

Das ging aber nicht lange so. Irgendwann, jetzt kann ich immerhin rekonstruieren, dass es im Sommer 1948 gewesen sein muss, hörte Opa Dotscho auf, hinauszugehen und sich anzuschauen, wie die Dreschmaschinen vorwärts kamen. Dezember Neunzehnhundertsiebenundvierzig war der Monat der großen Nationalisierung. Opa Dotschos Sägerei wurde versiegelt. Peter Velkov versuchte, einen Werkzeugkasten herauszuholen, wobei er erklärte, es sei doch seiner, er musste ihn jedoch zurückgeben, um einer Verhaftung zu entgehen. Nachdem allen Anordnungen von oben zufolge auch die anderen beiden Sägereien im Dorf versiegelt waren, stellte sich heraus, dass niemand wusste, was weiter damit zu tun sei. Die Fabriken und größeren Unternehmen wurden staatliches Eigentum, aber die Arbeiter blieben dieselben. Die Eigentümer von Sägereien in Paulikaner Kaminische waren, mit Ausnahme von Opa Dotscho, selber Arbeiter dort. Wie soll man jetzt einem Bauern, der in seinem eigenen Hof eine armselige Sägerei eingerichtet hat, einen Direktor vorsezen, ihn dazu bringen, sich diesem Direktor unterzuordnen und für den Staat zu arbeiten. Die Sägereien wurden ihren Eigentümern zurückgegeben. Die beiden Teilhaber teilten sich ihren Besitz auf. Peter Velkov nahm einige Maschinen, Opa Dotscho hörte auf, sich mit dem Betrieb zu beschäftigen. Außer dem Traktor mit den beiden Dreschmaschinen und dem Kessel zum Schnapsbrennen wurde auch seine Häckselmaschine nationalisiert. Mit dieser Maschine wurden Rüben geschnitten, Zuckerrüben wohl auch und irgendwelche anderen Sachen, aus denen Viehfutter hergestellt wurde. Noch vor der Nationalisierung (die eine reine Enteignung war, weil die Besitzer keinen Pfennig für das Entwendete bekommen haben) hatte er den Elektromotor, mit dem die Maschine angetrieben wurde, in ein Nachbardorf verkauft. Später entdeckte ich, dass dieser Elektromotor in allen Ausführungen über meinen Vater vorkam (so wurden die schriftlichen De-

nunziationen gewöhnlich genannt), die der Betschka und seine Leute im Laufe vieler Jahre an die Parteiinstanzen im Kreis und in der Region geschickt hatten. Ich erinnere mich sogar, dass eine Kommission kam, einer aus unserem Kiez stocherte mit einem langen, spitzen Eisenstock unter dem gesägten Holz, mit dem Opa Dotscho den Bretterverschlag für die Häckselmaschine vollgepackt hatte. Die nationalisierte Hobelmaschine wiederum scheint irgendwo im Hinterhof eines öffentlichen Gebäudes vor sich hin gerostet zu haben.

Wie es auf den Siebergipfeln nach großen gesellschaftlichen Erschütterungen geschieht, so begann auch in Paulikaner Kaminische nach dem 9. September 1944 ein innerer Machtkampf. Der erste neue Bürgermeister des Dorfes, Tischler von Beruf und vor kurzem noch politischer Häftling (der trotz der revolutionären Entscheidung, die Stiefel seines pro-faschistischen Vorgängers dem ärmsten Mann im Dorf zu geben, ganz schnell selbst hineingeschlüpft war), wurde bald in der Parteihierarchie nach oben befördert. Er verlor nie das Interesse für sein Dorf, jahrzehntelang schickte er, hauptsächlich an meinen Vater, Briefe mit Instruktionen zu Problemen der Landwirtschaft (von der er natürlich keine Ahnung hatte. Später stellte ich fest, dass seine Zuständigkeiten als hoher Apparatschik in einem ganz anderen Gebiet lagen). Er schickte irgendwelche Broschüren, die wir unbedingt lesen sollten, doch niemand hatte Zeit, einen Blick hineinzuworfen. Auf der Rückseite des Umschlags stand nie seine Privatadresse, dort standen unter seinem Namen nur hochmütig die strengen Abkürzungen ZK der BKP.

Der Bürgermeisterposten ging nach ihm an Stojscho Panev, ebenfalls politischer Häftling mit nicht vollstrecktem Todesurteil und Bruder des als Freiwilliger an der Drau umgekommenen Leutnant Ivan Panev. Eine echte Schlacht gab es um das Amt des Steuersekretärs, das durch unseren im flachen Sand am Ossam verscharzten Paten vakant geworden

war. Der Betschka war scharf darauf. Mit seinem streitsüchtigen Charakter hatte er es aber schon geschafft, mit dem neuen Bürgermeister in Konflikt zu geraten. Und als auf Vorschlag des Bürgermeisters und mit Zustimmung des Parteikomitees der junge Penko Jorovski als zukünftiger Steuersekretär eingesetzt wurde, fing der Betschka schnell an, diese Kaderfrage auf seine Weise neu zu regeln. Da für das Amt des Steuersekretärs immerhin bestimmte Kenntnisse und Fähigkeiten erforderlich sind, musste der Kandidat einen Weiterbildungskurs in der Kreisstadt besuchen. Der Betschka rief ein paar von den jungen Männern, die ständig um ihn waren, und ordnete mit seiner vor Jähzorn stotterigen Stimme an, Penko Jorovski entgegenzugehen und ihn so zu schlagen, dass seine Hand gebrochen wird. Bei den Kursen würde er mit einer gebrochenen Hand nicht angenommen, beim Kurs musste man doch sitzen und schreiben. Wie diese Neunte September-Action abgelaufen ist, weiß ich wirklich nicht, das umstrittene Amt ging jedenfalls weder an Penko Jorovski noch an einen von Betschkas Leuten. Steuersekretär wurde Goschko der Zwerg, der ehemalige Gemeinbeschreiber, der in den Tagen der großen gesellschaftlichen Veränderungen überraschenderweise jede Gelegenheit nutzte, seine progressive politische Einstellung zu zeigen. Ich erinnere mich, wie er später, kaum sichtbar hinter dem tintenbeklecktesten Schreibtisch im Büro des Gemeinderats, Telefongespräche mit einem der zahllosen Kreisverwaltungsbeamten führte. Vom anderen Ende des Drahts wurde er wahrscheinlich mit „Genossin“ angesprochen, weshalb der vierzigjährige Goschko, statt über die ständigen Probleme mit den nie vollständigen Pflichtlieferungen zu sprechen, mit seiner Mädchenstimme lieber schnell das klärte, was ihm wichtiger schien: „Ich bin ein Mann, ein Mann!“

Ein besonderes Gefühl für Humor hatte Gentscho Betschev, der auch der Betschka genannt wurde. Als eine Dorf-

versammlung zur Wahl junger Brigadiere für die Verlegung der Eisenbahnlinie Lovetsch – Trojan stattfand (diese Versammlungen begannen immer mit Agitpropaganda – Liedern und Deklamationen über den Bau), wartete der Betscha ab, bis Ruhe einkehrte, nachdem die ersten Enthusiasten unter zustimmendem Applaus die Hand gehoben und erklärt hatten, dass sie sich als Brigadiere meldeten. Dann stieg er auf die Bühne und verkündete, dass sein Herz nicht mehr warten könne und er auch Brigadier werden wolle. Er war um die 35 Jahre alt, ein Alter, das damals bei weitem nicht mehr für jugendlich gehalten wurde. Seine Erklärung wurde mit Gelächter, Gejohle und Applaus aufgenommen. Der Betscha hielt eine energische Rede, von der kaum jemand etwas Zusammenhängendes verstehen konnte, obwohl er als Redner, im Unterschied zu seinem normalen, hastigen Sprechen fast nicht stotterte. Dann stieg er lachend, schwitzend und zufrieden die kleine Treppe von der Bühne herunter. Und wurde nie Brigadier.

Sie kamen ungefähr um 1948 auf, diese blassblauen Uniformen. Auf der linken Seite der Hemden trugen die Brigadiere ein angenähtes oder eingesticktes Abzeichen: Hacke und Spaten gekreuzt auf dem Sowjetstern mit der Unterschrift „Wir bauen für die Volksrepublik“. Ihre Lieder waren überall auf der Straße zwischen Lovetsch und Trojan zu hören. Parallel zu ihr legten die Brigadiere eine Eisenbahnlinie durch das felsige Flusstal des Ossam. Es wurde, wie man damals sagte, „hochproduktiv“ gebaut und hochproduktiv bedeutete atemlos, eilig, am Rande der Kräfte, als ob das letzte Stück auf dem Weg der Menschheit zum erträumten Glück genau aus diesen fünfunddreißig Kilometern zwischen den beiden bulgarischen Provinzstädtchen bestand. Das war die Zeit, als die in den folgenden Jahrzehnten abgewertete Verbform „werden“ überall in Gebrauch kam. „Hier werden morgen starke Züge fahren, / die Triebwagen werden Licht versprühen. /

Hainboas wird unser Stolz sein, / Koprinka und Rossica ein Wunder.“ So lautete eine Strophe aus den vielen Brigadiermärschen. Der Pass „Hainboas“, die Stauseen „Koprinka“ und „Rossica“, die Eisenbahnlinie Lovetsch –Trojan und noch eine, Pernik – Volujak, schienen die einzigen und wirklich letzten Hindernisse zu sein, die die Brigadiere mit ihren Hacken, Spaten, Wagen und Loren bezwingen mussten, damit endlich die auf Plakaten so oft gemalte Sonne aufgehen konnte.

Sie ging rot und schön über dem Balkan bei Trojan auf, war aber einfach die Sonne, die an frühen Sommermorgen die weiße Straße beschien, auf der der überladene Lastwagen Kotscho mit flehentlichem Brummen kroch. Wir fuhren die Brigadiere aus Paulikaner Kaminische besuchen. Das waren etwa zehn Jungen und Mädchen, sie arbeiteten auf dem felsigen Abschnitt nahe dem Dorf Ablanica. Zu Mittag saßen wir an ihren Baracken. Auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Zeltplane und stellenweise auch direkt auf den Steinen wurden Schüsseln mit Banica, gebackenen Hühnchen und aufgeschnittenen Wassermelonen gestellt. Ein Teil der Gäste bestand aus den Eltern der Brigadiere, die meisten waren jedoch Gleichaltrige, Gymnasiasten und Studenten. Ich war der Kleinste. Im Gespräch waren Wörter wie „Objekt“, „Stoßarbeiter“, „Norm“ und „Wettbewerb“ zu hören. Ein Lagerfeuer wurde erwähnt und ein Brigadier und eine Brigadierin, die vor der Truppe strammstehen mussten, weil sie „erwischt“ worden waren. Wobei und wie genau man sie erwischt hatte, wurde nicht weiter gesagt. Es war auch nicht nötig, wenn es sogar mir klar war. Ich behaupte nicht, dass ich mich erinnere, aber wahrscheinlich waren die Gesichter der Mütter von den wenigen Mädchen, die während der Agitation die Worte von dem wirklich strengen Regime bei den Brigaden gehört hatten, ziemlich langgezogen und ihre Münder hörten für einige Zeit auf zu kauen. Einer von unseren Burschen war Stoßarbeiter. Vor ihn wurde das größte Hühnchen gelegt.

Er brach es in Stücke und verteilte sie mit einer etwas komischen Würde an die übrigen.

Nachmittags schlängelte sich der überfüllte Kotscho wieder durch die Kurven am Ossam entlang. Im vorderen Teil der Ladefläche stimmte einer mit roten Locken aus dem oberen Kiez ein Lied über einen heimatlosen Wanderer an, der sein Schicksal verfluchte und mit einem Sack über der Schulter durch die weiten Baikal Steppen irrte. Vielleicht weil ich in der letzten Zeit nur Märsche in den Ohren gehabt hatte, von der Art wie „Zertrümmere, zerschlage die harten Felsen, / schaffe, baue das neue Leben“, kam mir das unbekannte Lied überraschend schön vor. Schön waren auch die Weiden am Ossam und der Vogelschwarm, der hinter uns ungefähr da auftauchte, wo zerschlagene Felsen, Schienen und Eisenbahnschwellen zurückblieben, und lange über Opa Dotschos Weinberg auf dem Gottesfeld kreiste, nachdem er uns aus der Ferne begleitet hatte.

41.

Die Leute aus Paulikaner Kaminische blieben gern lange an festlich gedeckten Tischen hocken. In meinen späteren Jahren habe ich mich in einer der weiter oben im Balkan gelegenen Dörfer aufgehalten, dort, woher der berühmte Pflaumenschnaps von Trojan kommt. Die, die ihn herstellen, scheinen ihm nicht genügend Aufmerksamkeit zu schenken. Ich hatte den Eindruck, wenn sie zum Beispiel bei den Hochzeiten das Glas hoben und zwei-drei Mal anstießen, aufstanden und ihre traditionellen Tänze tanzten (auch irgendwie sehr sachlich), niemand an der Tafel sitzen blieb. Das Trinken in Paulikaner Kaminische ist ein langes Ritual. Das ist wahrscheinlich ein Überrest von jenem hiesigen religiösen Sektierertum, bei dem die Tafel den kirchlichen Gottesdienst ersetzt hat.

Wenn an den Weihnachtstagen ein schon gesengtes und gereinigtes Schwein im mit Blut bespritzten Schnee liegt, wird es, bevor der Bauch aufgeschnitten wird, in eine Decke gewickelt und die ersten Gläser mit heißem Schnaps werden eingeschenkt. Der nächste Schnaps wird drinnen im Haus getrunken, bevor der Braten aus dem Ofen geholt und die dampfende Banica zerteilt wird. Die richtig langen Gespräche, die in seltenen Fällen in Streit ausarten, entspinnen sich, wenn die Reihe an den Wein kommt.

Besonders gern mochte ich den Tag, an dem bei Tante Jana geschlachtet wurde. Ein-zwei Jahre nachdem jener Witwer sich Tante Jana nach dem Spinnstubenabend geschnappt hatte, ließ er sie und seine drei Kinder wieder sitzen und ging nach Amerika. Oma Dimitra soll von ihrem unerwünschten Schwiegersohn eine Postkarte bekommen haben, auf der ein riesiger Ozeandampfer abgebildet war. Weiter ließ er nichts mehr von sich hören. Tante Jana blieb eine gewisse Zeit im Haus ihrer Schwiegereltern, dann ging sie zu ihrer Mutter zurück. Meine Schwester und ich waren schon geboren, mein Vater studierte am Pädagogischen Institut in Dupnica, und sie half Oma Dimitra und der Frau ihres Bruders, uns zu versorgen und auf den Feldern zu graben. Wir waren schon im Dorf Dragana, wo mein Vater seine erste Lehrerstelle hatte, als ein Brief aus Paulikaner Kaminische kam. Jetzt wollte ein anderer Witwer, Neno Karaenevski, ebenfalls mit drei Kindern plus noch einem, dem von seiner Mutter verlassenen Jungen seines verstorbenen Bruders, Tante Jana heiraten. Mein Vater soll überhaupt nicht einverstanden gewesen sein. Es ging die Rede, dass Neno sehr hart mit seiner Frau umgegangen sein soll, diese Härte soll auf eine Weise auch ihren Tod verursacht haben, obwohl das Gerücht, im Unterschied zum ersten Witwer, den Heiratskandidaten dieses Mal nicht eindeutig als Mörder ausgab. Wahrscheinlich, weil nicht zu erwarten war, dass sich etwas Besseres finden ließe, nahm Tante Jana den

Antrag an. Sie kümmerte sich hingebungsvoll um die drei neuen Waisen plus deren verwaisten Cousin. Eigene Kinder hat sie nie zur Welt gebracht. In den Jahren, als sie sich mit meiner Schwester und mir beschäftigte, hatte sie uns in ihr Herz geschlossen und es verging kaum eine Woche, in der sie nicht bei uns zu Hause vorbeikam. Immer hatte sie etwas in ihren Jackentaschen: einen Apfel, eine Quitte, Walnüsse. Und sie konnte zeichnen. Sie griff mit ihren von der Hacke blank gescheuerten Fingern einen Bleistift und siehe da – ein Hahn, ein Ziehbrunnen, ein Eimer, ein Pferd, eine Kuh. Nur mit einer Linie, ohne viele herumtanzende Striche, die bei vielen professionellen Malern lange und qualvoll die Form zu suchen scheinen. Was für ein Maler wäre Pablo Picasso wohl geworden, wenn er als Frau in Paulikaner Kaminische geboren worden wäre, wenn er nur drei Jahre zur Schule gegangen wäre und in seinen besten jungen Jahren die drei Kinder des Emigranten in Amerika, die beiden von ihrem Bruder Nikola Svitkov und die vier von Neno Karaenevski hätte versorgen müssen.

Onkel Neno war ein kräftiger Mann mit rotem Gesicht und spitzer Nase. Er ähnelte einem Exemplar von dieser Sorte Hähne mit langen, von vielen Kämpfen scheinbar gerupften Hälsen. Ich habe ihn gesehen, wie er ein Feuer löscht. Er war immer an der gefährlichsten Stelle. In der ersten, vorrückenden Reihe der Unzufriedenen war er auch später, zusammen mit seinem Sohn Goran an jenem Apriltag im Jahr 1951, als der Aufstand gegen die Kooperativwirtschaft ausbrach. Bei dem weihnachtlichen Schweineschlachten, das einer heidnischen Opfergabe ähnelte, schob er seinen großen Körper in den engen Schweinestall und beruhigte das verurteilte Tier mit sanften Worten. Es gelang ihm, es mit einem Strick an den Beinen herauszuführen, sodass es zwar beunruhigt, sonst aber noch friedlich grunzte, bevor es den panischen Schrei ausstieß. Obwohl er normalerweise zu Hause und bei

den anderen Verwandten schlachtete, überließ er diese Können verlangende, aber auch irgendwie ehrenvolle Handlung einem anderen, während er das Schwein nur zusammen mit den anderen festhielt. Wenn sich jedoch niemand fand, zögerte er nicht, nach dem Messer zu greifen. In einem Winter, wohl der letzte, aus dem ich noch Erinnerungen an ihn habe, gab er seinem Sohn Goran die Stahlklinge und zeigte ihm die Stelle, wo er hinter dem Ohr des Schweins einstechen sollte. Bis dahin hatte Goran, ein blonder, schlanker junger Mann, der wenig Talent für die Schule, aber viel Energie für ein mannhaftes Leben im Dorf gezeigt hatte, immer nur Hilfsarbeiten ausgeführt. Gekonnt entfachte er das Feuer, lief mit Kesseln und Wassereimern über den Pfad im Schnee, trug schnell die Gefäße mit Innereien und die schweren Schinken, die ihm die anderen gaben, ins Haus. Er fand auch Zeit für mich. Er reichte mir eine dünne, weiche, gerade von seiner geschickten Hand mit Salz bestreute Schweinehaut, ein noch ganz heißes Stück Milz, an dem Kohlenbröckchen klebten, eine Schweineblase, die wir hinterher aufpusten würden. Oder, wenn Tante Jana ihr „komm, Mitko, wärm dich ein wenig am Ofen auf“ rief, dann rief er ihr geringschätzig zu, ins Haus zu gehen und mich dort stehenzulassen, wo ich hingehörte. Zu den Männern.

Die beim Schlachten besonders Gewandten waren wohl kaum die interessantesten Gesprächspartner. Opa Ilija Nekov zum Beispiel habe ich nicht draußen beim Schwein in Erinnerung, sondern drinnen an der Tafel. Er war ein großer, hagerer alter Mann, stets gekleidet mit seinen veralteten Pluderhosen, einer Jacke aus grobem Wollstoff, Gürtel und Pelzmütze. Er galt als Anhänger der Kooperativbewegung. Das wusste ich von den Kundgebungen. Immer, wenn der Erste Mai oder der Neunte September gefeiert wurden, sprachen zuerst die Vertreter der Arbeiterpartei (später der Kommunistischen Partei) und des Bauernbundes, danach die der ande-

ren Parteien (solange es sie noch gab) und der Jugendorganisationen. Und zum Schluss hatte Opa Ilija Nejkov als überzeugter Vertreter der kooperativen Idee das Wort. Er nahm die Pelzmütze ab und begann mit seiner Rede. Das Einzige, was ich davon in Erinnerung behalten habe, ist, dass sie kürzer waren als die anderen. Für uns, die wir an der Schulfahne, die schlapp in der sengenden Hitze hing, aufgereiht waren, kam nach Opa Ilijas Rede noch eine Geduldsprobe. Jetzt Opa Rusko, bereits in seiner Eigenschaft als Vertreter der werktätigen Intelligenz. Opa Rusko war durch und durch Bauer, aber im Unterschied zu Opa Ilija und den anderen alten Männern in ihrem Alter trug er statt Pluderhosen Hosen und statt einer Wolljacke ein Hemd und eine Weste, von denen, die damals, und auch noch später, unter den Sakkos von Herrenanzügen getragen wurden.

Wie er unter der Ikone in Tante Janas Haus saß, sagte Opa Ilija Nejkov (er war ein Blutsverwandter von meinem Onkel Neno) wieder etwas über die Kooperativen. Außer einem kooperativen Lastwagen hatte das Dorf auch schon eine kooperative Molkerei. Fünfzig Leute hatten je zwei Schafe gegeben. Ein Buckliger weidete die Herde. Einmal erwischte uns bei Djankos Nussbaum ein Regenschauer. Wir versteckten uns unter dem neuen, mit Ziegeln gedeckten Vordach der Molkerei. Außer mir war, glaube ich, noch ein anderes Kind da, vielleicht meine Schwester und wer außer meiner Mutter die anderen Erwachsenen waren, weiß ich nicht mehr. Einige der Gründer der Molkerei müssen es gewesen sein, weil sie lebhaft, geradezu begeistert über das neue Vorhaben diskutierten, das ihnen andere verlockende und erschreckende Ereignisse zu versprechen schien. Hätten sie nicht zu den Gründern der Molkerei gehört, hätte der bucklige Schäfer sicher nicht diesen frischen, weichen, noch ungesalzenen Käse hervorgeholt, wegen dessen unvergleichlichem, sich nie mehr wiederholenden Aroma ich scheinbar das Vordach, den Duft

von Heu, die lebhaft redenden Leute und diesen Sommerregen, der nicht aufhören wollte, in Erinnerung behalten habe.

Am Tisch in Tante Janas Zimmer schienen sich die Männer in zwei Gruppen geteilt zu haben. Sie saßen einander gegenüber, mein Vater und Opa Ilija erklärten, wie die zukünftige landwirtschaftliche Kooperative aussehen würde, über die schon so lange gesprochen wurde. Die beiden haben wahrscheinlich das Beispiel von Slatina und Letnica angeführt. In einem dieser Dörfer bei Lovetsch wurde schon vor dem Krieg eine Landwirtschaftskooperative gegründet. Die anderen Männer hatten etwas von den sowjetischen Kolchosen gehört, sie kommentierten ihre Worte scheinbar voller besorgtem Interesse und Misstrauen. Wenn ich daran denke, was zwei-drei Jahre später geschah, dann müsste Onkel Neno am skeptischsten von allen gewesen sein. In einem Moment, und zwar, als die Frauen dampfende Teller mit Braten und Leber auf den Tisch stellten, reichlich garniert mit Zwiebeln und rotem Paprika, schickte Opa Ilija Nejkov einen großen Schluck Wein durch seinen Hals mit Rhomben aus tiefen Falten und sagte zu meinem Vater: „Nikoltscho, ist ja schon gut, wir tun den Boden und das Vieh zusammen und machen die Kooperative, aber was soll mit diesen guten Sachen werden?“ Und er zeigte auf den Esstisch. „Und was, wenn man im Winter nicht einmal mehr ein Schwein zum Schlachten hat und seine Leute nicht mehr einladen kann, wozu soll man dann noch leben?“ Seine Worte wurden mit stürmischem Stimmengewirr aufgenommen und mein Vater sagte lachend: „Hey, was sollte das denn, jetzt hast du mich verraten, Opa Ilija.“

Wahrscheinlich gelang es ihm, Opa Ilijas Zweifel zu zerstreuen. Er konnte einen gut überzeugen. Aber auch, wenn es ihm nicht gelungen sein sollte, hätten sich die Dinge in die eingeschlagene Richtung entwickelt.

42.

Natürlich hätten sie auch zu Fuß kommen können, der Flecken Bozhilica liegt nur 400–500 Meter hinter den letzten Häusern des Dorfes, aber sie kamen mit dem Lastwagen Kotscho. Wer die auf der Pritsche waren, weiß ich nicht mehr, vielleicht die Leute vom Arbeiterjugendverband. (In jenem Herbst des Jahres 1949 bekam der Verband einen anderen, schwerer auszusprechenden Namen). Kotscho, die Verkörperung des technischen Fortschritts, war ganz mit Fahnen und Plakaten geschmückt. Wir, die übrigen Teilnehmer des großen Ereignisses, erwarteten die Ankunft des Lastwagens am oberen, dem Dorf am nächsten gelegenen Eck des Fleckens Bozhilica. Die Schule, Mitglieder der neu gegründeten LPG, Angestellte der Dorfverwaltung, die Musik, Besitzer der Felder in diesem Teil von Bozhilica, wo der Boden genossenschaftlich bearbeitet werden sollte, der Dorfnarr und Neugierige aus dem unteren Kiez.

Wahrscheinlich wurden Reden gehalten. Über diesen Tag, an dem wir mit Fahnen und Plakaten ausziehen und die Felder einebnen sollten, wurde seit Jahren gesprochen. Sicher gab es auch Musik. Wozu glänzten sonst die Instrumente mit ihrem gelben Messing in der Novembersonne. Ich erinnere mich nur, dass mein Vater eine Hacke nahm und sie in den Boden schlug. Seltsamerweise war er allein. Die anderen schauten zu. Wahrscheinlich hatte sie kurz davor angefangen zu fluchen. Unsere Nachbarin Mita aus dem Geschlecht der Trakalii. Und alle ringsum haben ihre Worte gehört, als mein Vater den ersten Spatenstich machte, weil sie da schon die Stimme hob. Nicht, dass ich nicht stärkere Flüche gehört hätte. Die Frauen aus Paulikaner Kaminische können ihre Worte so meisterhaft verknüpfen, wie die Männer Sex und Drohung in ihren kurzen, kräftigen Flüchen verbinden. „Wer meine Feldraine anrührt, soll sich setzen und nie mehr aufstehen!“, mit so etwas hat Mita vielleicht angefangen. Und dann: „Wer

meinen Feldrain anrührt, soll in den Dornen hängenbleiben, Wermut und Pisse trinken! Sein Liebstes und Teuerstes soll sterben und sein Grab im Erdboden versinken! Wer meinen Feldrain anrührt!“ Mein Vater hatte die Hacke schon einige Male eingeschlagen, alles in allem ungeschickt, obwohl seine Lehrerhände in seinem damals sechsunddreißigjährigen Leben nicht nur einmal mit einem Pflug oder einer Hacke in Berührung gekommen waren. Da folgten die anderen Worte von Mita: „Wie ihr uns jetzt beschneidet, soll man euch auch zerstückeln!“

Es ging wirklich ums Abschneiden, weil von dem ganzen und ziemlich großen und nach Süden zum Balkengebirge geneigten Massiv am Flecken Bozhilica ein großes Stück für die LPG abgeschnitten wurde. Die dort gelegenen Felder der Trakalii sowie auch der Boden anderer, die Beteiligung an der LPG ablehnender Leute wurde genommen und sie bekamen dafür Felder vom Land der Genossenschaftsbauern. Dieser wahrscheinlich in eine juristische Form des Prinzips der revolutionär-diktatorischen Rechtsprechung gehüllte Tausch musste, selbst dort, wo man sich bemühte, eine möglichst gerechte Lösung in Bezug auf die Lage und die Bodenkategorie zu finden, wirklich tief in die Seelen der mit dem Land aus altem Familienbesitz verwurzelten Eigentümer geschnitten haben. Mita war zu der Zeit in einem Alter, in dem man nicht mehr in einem Jugendverband ist. Aber da sie unsere Nachbarin war, kann ich mich scheinbar gut erinnern, dass sie auf diesen ersten Kundgebungen immer da stand, wo die roten Fahnen waren. Ihr Bruder, viel jünger als sie, kam an diesem Tag jedenfalls mit dem mit roten Fahnen geschmückten Kotscho. Ich erinnere mich an sein gelb angelaufenes Gesicht, mit einer Hacke in den Händen hörte er die Flüche seiner Schwester. Etwas weiter neben ihr, am Ende des Feldrains, schaute ihr Vater, Opa Marin, finster wie der anstehende Monat Dezember, schweigend auf die Leute,

die sich auf seinem Feld angesammelt hatten, und nur von Zeit zu Zeit, wahrscheinlich ohne es zu merken, fasste er an den Griff des Messers, das in seinem Gürtel steckte. Es gab noch eine unbewegliche Beobachtergestalt an diesem Tag am Flecken Bozhilica. Meine Oma Dimitra. Am Abend, vielleicht auch an einem anderen Tag in diesem Herbst, hörte ich, wie sie zu meinem Vater sagte: „Nikoltscho, das ist nicht gut, was ihr da macht.“

43.

Seltsam war die Zusammensetzung dieser ersten landwirtschaftlichen Genossenschaft. Bezeichnend dafür ist schon die Tatsache, dass als erster Vorsitzender ein Schneider gewählt wurde. Die Schneider im Dorf Kaminische waren, in einer dort damals nicht gebräuchlichen Sprache ausgedrückt, linksorientiert. Wie die Zimmerer hatten sie auch ihre Kooperative. Wenn sie der neuen Produktionsgenossenschaft ihr Land gaben, rechneten sie anscheinend damit, dass sie dadurch die Notwendigkeit loswürden, das Handwerk mit der Landwirtschaft zu verbinden. Unter den etwa 50 Eingeschriebenen waren ärmere oder etwas vermögendere Leute – die Mehrheit davon Parteimitglieder. Eingeschrieben für die Kooperative hatte sich auch der Barbier Michal Zarigradski.

Er hatte das Selbstbewusstsein eines Intellektuellen, mied den typischen Paulikaner Dialekt, ging schlampig und leger, aber unbedingt in städtischer Bekleidung herum, verachtete die körperliche Arbeit und die öffentlichen Versammlungen. Schon nach jenem Georgstag, als er auf unseren Maulbeerbaum geklettert war, um seine Früchte zu genießen und unsere Gespräche zu belauschen, war er von irgendeinem anderen Baum runtergefallen und hatte sich das Kreuz verrenkt. Deswegen schritt er langsam und bedächtig über die Straßen in seinen auf die bloßen Füße angezogenen

Gummiopanken. Seine Augen stierten immer auf die Erde, da die trüben Gewässer, die bei heftigem Regen die steilen Straßen des Dorfes hinabflossen, allerlei Trödelkram hinterließen: mal einen verrosteten Nagel, mal ein von einem Pferdekarren herabgefallenes Eisen, mal einen Knopf, oder eine verlorene Halskettenperle. Er sammelte all dies und hortete es in einem für fremde Leute unzugänglichen Raum in seinem Haus. Es hatte sich herumgesprochen, dass er neben dem unnützen Trödelkram, dessen Anordnung dem Ähnlichkeitsprinzip unterlag, dort auch Sammlungen von Rasiermessern, Rasierapparaten, alten Uhren und von sehr alten Ikonen angelegt hatte. In Anbetracht der sektantisch-häretischen Vergangenheit des Dorfes dürften diese Ikonen nicht älter als 250 Jahre sein, da hier vor Ort etwa vor soviel Jahren die Orthodoxie wiederhergestellt wurde. Man sprach auch von verstecktem Gold und anderen geheimnisvollen Dingen am Hof des Michal Zarigradski. Ich denke, dass dort irgendwo auch das Haus oder die Scheune gewesen sein muss, wo die Paulikaner ihre häretischen Bräuche zelebriert haben, nachdem sie von der Pest verfolgt, ihren alten Wohnort am Klosterbrunnen verlassen und ein Versteck am Fuße der langen weißen Felsen gefunden hatten. Ich habe einen weiteren Grund, diesen Ort als eine Art Opferstelle zu betrachten, nämlich weil der Spitzname unserer Nachbarn – jener, deren Hof sich zwischen dem unsrigen und dem von Michal befindet – „die Popen“ ist. In ihrem Haus, das weiß ich schon mit Sicherheit, haben die Trauungen stattgefunden, noch bevor Opa Stojko eine Kirche im Hof des ehemaligen Bejs errichtet hat. Aus dem Geschlecht dieser Popen sind der Tradition nach die Geistlichen des Dorfes hervorgegangen und irgendwo am Anfang dieser wahrscheinlich im 17. Jahrhundert beginnenden Tradition steht vielleicht jener religiöse Anführer der Paulikaner, den im Jahre 1666 der Ochrider Erzbischof Francesco Soimirovic mit List zum Katholizismus bekehrt hat.

Bei allem Widerstand, den ich in mir fühle, kann ich meinen Verdacht nicht verbergen, dass der Michal Zarigradski der letzte missförmig karikierte, aber doch gewissermaßen authentische Vertreter des paulikanischen Glaubens gewesen ist. Vor allem durch seinen unglaublichen Konservatismus und seinen trotzigsten Widerwillen gegen die Angleichung an die anderen. Alle schlachten ein Schwein um Weihnachten herum, im Dezember oder im Januar, nur Michal, wenn er es überhaupt für nötig hielt, ein solches Tier zu züchten, wartete wie ein von geheimnisvollen Erwägungen bewegter Staatsmann mit dieser Exekution ab. Der Frühling brach schon aus, die Sommerhitze nahte, das abgehungerte Schwein flitzte zwischen dem Zarigradski Hof und dem Elstertal hin und her, suchte an den Hecken und dem Holunder was zu fressen, plumpste verzweifelt in eine Lache, wälzte sich dreckig und Zähne fletschend daraus und stürmte in einem Anfall von Optimismus nach Hause, in der dunklen Ahnung, dass es auch irgendwelche Rechte hat. Vielleicht in der Hoffnung, dass ihm endlich etwas zustoßen wird: entweder dass es gefüttert oder geschlachtet wird. Es kam ein neuer Winter und eine weitere Begnadigung. "Untier, Untierchen, Ekelchen" – mit solchen Zärtlichkeiten umwarb Michal seine Schweine. Es ging das Gerücht, dass eines davon sieben Jahre gelebt habe. Seine Zähne seien schon lang und krumm gewachsen, wie bei einem Keiler, sein Körper sei auch lang und ausgegelt gewesen, bis es an Altersschwäche gestorben sei.

Der Zarigradski Hof war der Lieblingsspielplatz in unserem Elsterbachkiez. Er war sehr groß und mit einer zur Straße hin niedergerissenen Mauer. Mit wenig Phantasie verwandelte sich die reiche Vegetation in ihm in einen tropischen Dschungel, die an den Holundern vorbeiflitzende Henne in eine unbekannte Bestie, der Rücken des unruhig grunzenden Ferkels aus der Nachbarschaft in den Rumpf eines gereizten Nashorns; die Schlangen und Eidechsen bekamen

schnell die Maße vorsintflutlicher Untiere. Michal selbst war von vorn herein so etwas wie ein von den Anfällen der Zivilisation bedrohter Indianer. Manchmal schaute er friedlich von seiner mit hohem Mais verwachsenen Veranda, manchmal schrie er uns an und dann beschossen wir ihn unter wildem Geschrei mit unseren Hanfstängelpfeilen, an deren Ende ein Nagel oder ein schwarzer Dorn befestigt war.

Einmal im Jahr wurde in der Mitte des Zarigradski Hofes gedroschen. Michal wollte sein Korn nicht mit dem Traktor und der Dreschmaschine wie die anderen dreschen, und während die Leute ihre Garben am Dorfrand aufstapelten, holte er seine Garben auf den Hof. Er drosch mit dem Dreschschlitten, wie man es am Anfang des Jahrhunderts getan hat. Dieses Holzgerät, eingespannt mit zwei Kühen, bewegte sich in konzentrischen Kreisen auf den Wellen des im Hof zerstreuten Weizens, und wir Kinder aus den benachbarten Häusern, einschließlich der beiden von Michal, fuhren darauf. Der Dreschschlitten sollte schwer sein, deswegen wurde unsere Teilnahme wohlwollend angenommen. Neben den Kühen stand Michals Frau, schwarz, laut und im Gegensatz zu ihm sehr tüchtig, und trieb sie mit einem Stock an. Michal selbst stellte sich vorne vor die Rinder und hatte sich die Last aufgebürdet, sie zu führen. Einerseits wollte er in der Augusthitze nicht zu schnell gehen, andererseits aber musste er mit ihnen Schritt halten, da die eine von den Kühen bockig war und er unheimliche Angst davor hatte, dass sie ihm trotz des Joches mit dem Horn ins Kreuz stoßen würde. Nachdem er vom Baum gefallen war, trug er unter seinem städtischen Rock immer einen dicken baumwollenen Gürtel um das Kreuz gebunden. Wenn sich jemand Michals Gesicht während dieser ihm widerwärtigen landwirtschaftlichen Beschäftigung vorstellen möchte, soll er sich an den leidend halbgeöffneten Mund der von Schlangen umwundenen Hauptfigur der Laokoon-Gruppe erinnern, oder an die Mär-

tyrergestalten unter dem Dornenkranz in den Kreuzigungsgemälden der Renaissancemeister, oder – noch einfacher und nicht so gotteslästerlich – an die Theatermaske, welche die Tragödie als dramatisches Genre darstellt.

Abends setzte sich Michal Zarigradski auf seine Veranda und spielte auf einer Hornflöte. Lange spielte er, aber ich weiß nicht, was es für Melodien waren. Sie klangen jedenfalls unbekannt, anders als die damals üblichen, es könnten auch seine eigenen Improvisationen gewesen sein. Seine Veranda war in Dunkelheit gehüllt und obwohl das Dorf seit den 30-er Jahren elektrifiziert war, benutzte Michal immer noch die Petroleumlampe. Erst Ende der 50-er rief er einen Elektriker, aber er lehnte es ab, sich einen Radioempfänger installieren zu lassen. Ein letzter nichtkonformistischer Gestus. Diese lauten, ununterbrochen knackenden Lautsprecher des Geräts wurden vom Dorfgemeinderat installiert und sendeten neben dem Programm des Nationalfunks örtliche Nachrichten. Sie wurden eingeführt, um die politische Propaganda quasi auf einer Einbahnstraße zu verbreiten. Und das entsprach Michals Geschmack keineswegs, weil er prinzipiell zu allem Nein sagte. Die Stimme des Funks erreichte seine Barbierstube sowieso vom Radioempfänger, das wie eine verrostete Maiglöckchenblüte am Strommasten vor dem Gemeinderat hing, und die weiteren Informationen bekam Michal von seinen Kunden. Seine Kommentare hat er immer mit düsteren apokalyptischen Prophezeiungen ergänzt, die sich mit der Zeit als längst nicht so phantastisch erwiesen.

Es gab noch eine seltsame Gestalt in der neu gebildeten Genossenschaft. Mein Opa Dotscho mit dem Spitznamen Tatendrang. Dem Charakter nach war er das völlige Gegenteil von dem beschaulichen und phlegmatischen Michal Zarigradski. Sein Eintritt in die Genossenschaft war allem Anschein nach einfach eine rechtzeitige Kapitulation vor der Macht der Umstände. Sein Wald, um die 100 Dekar groß, war schon nationalisiert worden, die Sägerei und das landwirt-

schaftliche Inventar (der Traktor und die beiden Dreschmaschinen) ebenfalls. Jahrelang hatte er seinen Boden unter Halbpacht gegeben. Einige Bauern mit wenig Land gaben ihm die Hälfte des Ertrags (eine typische Form der Ausbeutung in jenen Jahren, so die Worte meines Vaters.) Einer von ihnen war schon in die Genossenschaft eingetreten, die anderen kamen zwei-drei Jahre später zur Zeit der Ausweitung zu einer Massenbewegung. Dass es soweit kommen würde, hatte Opa Dotscho mit seinem scharfen Verstand schon früh gesehen. Er hatte sich wohl kaum darauf verlassen, dass er viel Rente für die Bewirtschaftung seiner Ländereien bekommen würde, weil er, wie sich später herausstellte, einen großen Teil davon verheimlicht hatte. In der Deklaration, die zu seiner Mitgliedserklärung gehörte, figurierte weniger als die Hälfte seines Landes, das später in seinen notariellen Akten gefunden wurde. Die Rente wurde übrigens schon Anfang der fünfziger Jahre abgeschafft. Nach Abstimmung in der Hauptversammlung, wo die Leute, die mit viel Land in die Genossenschaft eingetreten waren, natürlich die Minderheit darstellten. Opa Dotscho machte sich daran, das wenige Land, das ihm zur privaten Nutzung geblieben war, zu bearbeiten. Ich habe einmal meine Mutter gefragt, ob er in seinem ganzen Leben (er starb im Alter von 77 Jahren) überhaupt einmal gegangen sei, um für die Genossenschaft zu arbeiten. „Einen Tag“, sagte sie. „Da war ein Brigadier – Nikola, der wollte unbedingt, dass seine Brigade die Auszeichnung „Brigade der sozialistischen Arbeit“ bekam, du weißt doch, damals gab es doch Wettbewerb. Nikola holte alle alten Männer und Frauen aus dem unteren Kiez zur Ernte. Deinen Großvater auch, mit einer Sichel. Hinterher fuhren wir mit dem Lastwagen sogar nach Südbulgarien, nach Plovdiv zur Messe. Das war die Belohnung.“ „Ist Opa Dotscho mitgekommen nach Plovdiv?“ „Ach was! Wo er die Genossenschaft doch nicht mochte. Wie sollte er da mitkommen.“

44.

Ein Zug voller Männer. Keine einzige Frau, kein alter Mann, keine alte Frau. Und kein einziges Kind. Nur ich an einem der Fenster des vollen Waggons. Bei mir sitzt mein Vater. Bahnhof Pleven. Die Fassade des Gebäudes ist mit rotem und schwarzem Stoff verhüllt. In der Mitte das Porträt von Georgi Dimitrov. Solche Trauerzüge wie unserer fuhren aus dem ganzen Land nach Sofia. Dort würde die Beerdigung sein. Über den plötzlich Verstorbenen, der im Radio, in den Zeitungen und in der Schule aus irgendeinem Grund wie in den Indianerromanen als Führer bezeichnet wurde, wusste ich etwas aus einem Buch mit Fotografien. „Dimitrov vor dem faschistischen Gericht“. Ein junger, großer und wohl schöner Mann (er hatte nichts gemein mit dem Porträt des alten Mannes, das bei uns in allen Klassenzimmern hing) hatte sich über ein vielleicht zehnmal kleineres Männlein gebeugt. (Das Wort „Fotomontage“ kannte ich noch nicht.) Das Männlein ist von hinten zu sehen, es ist dick, mit Reiterhosen und Stiefeln und hat die Arme in die Hüften gestützt. „Sie fürchten meine Fragen, Herr Ministerpräsident.“ Das soll Georgi Dimitrov vor dem Gericht in Leipzig zu Göring gesagt haben. So steht es unter dem Foto. Mein Vater las diese Worte mit Vergnügen und sichtbarem Stolz vor. Er las noch mehr vor. An dem Abend, als er das neu erschienene Buch mit nach Hause brachte. Jetzt hatte er mich als, streng genommen, illegitimes Mitglied der vielköpfigen Delegation von Kommunisten aus dem Umkreis von Lovetsch, die zur Trauerfeier fuhr, mitgenommen.

Ich kann mich nicht erinnern, dass die Stimmung im Zug von Trauer überschattet gewesen wäre. Die Männer waren laut, trieben alle möglichen Scherze, einer stieg an einem Bahnhof aus, um sich Wasser zu holen, und wäre fast dort geblieben. Sie machten sich über ihn lustig und kommentierten und imitierten lange, wie er dem abfahrenden Zug panisch

hinterhergerannt war. Eine Erinnerung an den häufigen Gebrauch der Anrede „Genosse“ ist mir geblieben, und an die ungemütliche, angespannte Atmosphäre und Grobheit, die ich auch aus späteren Zeiten in der Kaserne kenne und die wohl überall dort herrscht, wo Männer unter sich sind.

Dass in diesem besonderen Zug keine Frauen waren, lässt sich wahrscheinlich damit erklären, dass die Übernachtungsmöglichkeiten in Sofia hart waren, unter Feldbedingungen wie Lager in Schulen, Wohnheimen oder sonst wo. Meinen Vater und mich betraf das nicht. Wir würden bei Onkel Marko schlafen, im Haus der Verwandten, wo wir auch gewohnt hatten, als wir den Lastwagen Kotscho kauften.

In unserem Sonderzug war auch eine Art Kommandant. Ein großer, magerer Mann mit grauem Haar. Er hieß Kirtschev. Ständig war er in den Abteilen und Korridoren unterwegs und gab irgendwelche Anweisungen.

Langsam, sehr langsam zogen wir durch die Sofioter Straßen. Unsere Kolonne blieb etwa fünfhundert Meter vor der Universität hängen, an jenem breiten, häufig umbenannten Boulevard, an dem damals der Eingang zum Zoologischen Garten lag, einige Stunden saßen wir dort fest. Der Sarkophag mit dem bleichen, stark angestrahlten und scheinbar stark gepuderten Toten stand in einem Saal der Volksversammlung. Als ich dort hinkam, überraschte mich am meisten die Musik, sie prägte sich mir am stärksten ein. Ich bin mir nicht sicher, aber ich glaube, dass es der letzte Satz von Beethovens Siebter Symphonie war. Wer diese Musik gespielt hat, weiß ich nicht, woher sie kam, erinnere ich mich nicht. Aber solche starken und reinen Klänge kamen zum ersten Mal an mein Ohr. Es war etwas ganz anderes als das, was aus dem Kasten des knackenden Siemens-Geräts in unserem kleinen Zimmer zu Hause kam.

Mein Vater hatte mich sicherlich aus erzieherischen Gründen mit zu diesem Trauerakt im Juni 1949 genommen.

Für ihn war Georgi Dimitrov der Held aus Leipzig. Von seiner nicht sehr heroischen Kapitulation vor dem stalinistischen Despotismus und seiner Teilnahme an den Repressionen gegen einen Teil der kommunistischen Immigration in der Sowjetunion konnte er in jenen Jahren nichts gewusst haben. Er wusste aber mit Sicherheit von Georgi Dimitrovs wichtiger Rolle in der gewaltsamen Auseinandersetzung mit der Opposition im Jahr 1947, aber trotz seiner Neigung zum objektiven Analysieren hat er seine Zweifel unter dem Einfluss der allmächtigen Fetische „Klassenkampf“ und „revolutionäre Diktatur“ unterdrückt.

Wie bei jeder menschlichen Tätigkeit entsprechen auch bei der Erziehung die Resultate manchmal nicht den Absichten. Ich bekam Halsschmerzen. So war es mir auch ergangen, als ich das erste Mal nach Sofia kam, die Mandeln waren meine schwache Stelle. Die kinderlose, jähzornige und in ihren Launen schwer einschätzbare Tante hat wohl keine ernsthaften Absichten geäußert, sich mit mir zu beschäftigen, außerdem wird ihre Energie ganz von einer weiteren Runde des endlosen tragikomischen Zweikampfs des Ehepaars absorbiert gewesen sein. Mein Vater entschied, dass es am vernünftigsten war, mich sofort nach Hause zurückzubringen. Es stellte sich jedoch heraus, dass das nicht so einfach möglich war. Die Zeit, die für den Aufenthalt unserer Gruppe in der Hauptstadt vorgesehen war, war noch nicht abgelaufen. Vielleicht, weil die symbolische Beerdigung, also die Bestattung des einbalsamierten Führers in dem neugebauten Mausoleum, noch bevorstand. Sie brachten mich zu diesem Wunderwerk des hochproduktiven Baus, damit ich es sah. Um einen großen gemauerten Würfel liefen Leute wie Ameisen eilig aneinander vorbei. An derselben Stelle hatte ich zuvor die Statue der Republik gesehen. Eine große, weiße Frau mit großen Brüsten, die ihr Schwert bedrohlich in Richtung des Zarenhofs schwang.

Ich bekam immer stärkere Halsschmerzen. „Genosse Kirtschev, ein krankes Kind...“, sagte mein Vater mit fast flehentlichlicher Stimme. „Ich kann dich nicht gehen lassen!“, antwortete Kommandant Kirtschev mürrisch.

Diese zwei, bis heute unvergessenen Sätze scheinen in meinem Gedächtnis die tiefste Spur von meiner frühen Pilgerreise in die Hauptstadt hinterlassen zu haben. Nie zuvor hatte ich meinen Vater um etwas bitten gehört. (Übrigens erinnere ich mich auch nicht an ein späteres Mal.) In der Schule, aber auch zu Hause war mein Vater eine strenge Respektperson. In seinem Unterricht war es immer mucksmäuschenstill, an seinem Direktorenzimmer schlichen alle auf Zehenspitzen vorbei. Jetzt wollte er etwas von diesem Kirtschev, zudem mit einer demütigen, nie zuvor von mir gehörten Stimme, und Kirtschev sagte ihm einfach „nein“.

Es fiel mir nicht schwer zu verstehen, dass der Kommandant nicht nach seinem eigenen Willen handelte. Er und mein Vater und alle aus unserem Sonderzug waren einer allmächtigen, keinen Widerspruch duldenden Kraft unterworfen. Die Worte, in die sich diese Respekt, aber nicht unbedingt Sympathie einflößende Vorstellung von Macht hüllte, schwirrten überall umher: „Partei“, „Zentralkomitee“, „Parteidisziplin“.

Alles endete damit, dass mein Vater ein Stück Brot und eine Flasche kaltes Sofioter Wasser in seine Ledertasche für die Schule steckte, mir ein Tuch um den Hals band und wir beide in einen Zug nach Lovetsch stiegen. Ob sein Vorgehen irgendwelche Konsequenzen für ihn gehabt hat, weiß ich nicht.

Seit die Felder eingeebnet wurden, hielt er sich fast nicht mehr zu Hause auf. Nach der Schule nahm er an irgendwelchen endlosen Versammlungen und Sitzungen teil, mal im Dorfgemeinschaftshaus, mal in dem Gebäude, in dem die Post und das Büro der neugebildeten LPG untergebracht waren. Er hatte angefangen, eine Fotografie, ein Doppelporträt

von ihm und meiner Mutter, aufgenommen am Vorabend ihrer Hochzeit, abzumalen, wahrscheinlich mit Kreide auf einem großen, weißen Pappkarton. Das Porträt blieb unvollendet wie die Einbände der Bücher. Eines Abends kam er sehr spät nach Hause und redete irgendwie seltsam. Im Bett hörte ich das Gespräch zwischen ihm und meiner Mutter und hatte einerseits das Gefühl, dass er es ist, andererseits war er es nicht. Nach einer Sitzung war er mit den anderen in die Dorfgaststätte gegangen. (Jetzt wurde sie „Horemag“ genannt, eine in der Zeit gebildete Abkürzung für Hotel, Restaurant und Magazin, d.h. Geschäft, obwohl in der Nähe der Gaststätte kein Geschäft war, von einem Hotel ganz zu schweigen.) Meiner Mutter schien das unzusammenhängende und, im Unterschied zu sonst, geschwätzige Geplauder meines Vaters an diesem Abend angenehm unterhaltsam zu sein. Ihre Liebe hatte schließlich in den Jahren begonnen, als er ein fanatischer Vorsitzender des Abstinenzlervereins war.

45.

Ich weiß nicht, wo ein Kind außerhalb elektronischer Spiele, Videos und der einsamen Kommunikation mit dem Internet heute in der mit Autos verstopften und ihrer Sportplätze beraubten Stadt etwas erleben kann. Gerade die Stadt, weil in den hauptsächlich von alten Leuten bewohnten Dörfern fast keine Kinder sind. Im Ende der 40-er und zu Beginn der 50-er Jahre dicht bevölkerten Kaminische lief das Leben mit spontan entstehenden Sujets und von keinem Szenaristen abhängiger Elektronik. Es war gar nicht nötig, mich vor einen Bildschirm zu stellen und auf Tasten zu drücken, um die Helden einer 'action' mit schwer voraussehbarem Ende anzuschauen. Da fahre ich mit den Skiern den steilen Hang des Gipfelfelsen herunter. Der Gipfelfelsen ist der nächstgelegene Hügel beim Dorf, wo man schön hinuntersausen kann. Meine Skier sind in der dörflichen Sägerei gemacht

worden, mit zwei Lederriemen werden sie an meinen Schuhen aus Pressgummi befestigt. Sogar, wenn mir jemand gezeigt hat, wie man mit Skiern bremst, kann ich es unmöglich tun, weil das, was ich unter meinen Füßen habe, eher langen Holzlatschen ähnelt und schwer zu steuern ist. Die einzige Möglichkeit, nicht über dem Dornengestrüpp im Tiefen Tal hinzufliegen, ist, mich im letzten Moment auf den Hintern fallen zu lassen, und dann, während ich meine hölzerne Ausrüstung zusammensuche, wozu auch zwei Hirtenstäbe, genannt Skiestöcker, gehören, aufzupassen, dass niemand von der Schar, die von oben hinuntergesaust kommt und „Bahn frei“ ruft, über mich hinüberstürzt. Ich schüttele den Schnee von meinen Kleidern und höre einen Schrei. Fünzig Meter von unserer Rutschbahn läuft eine Frau über die Treppe des gegenüberliegenden Hauses. Die Treppe verbindet den Hof mit der Holzveranda. Auf der Veranda läuft Opa Peter Stojnov, bärtig und struppig, hin und her, unten kommt auf die gleiche Weise sein Sohn Ivan angelaufen. Die beiden schlagen mit Äxten aufeinander ein. Beide sind von Geburt an verschroben. Mit Opa Peters Namen ist eine finstere Geschichte verbunden. Als Sohn eines reichen Mannes wurde er mit dem schönsten Mädchen des Dorfes verheiratet. Er brachte sie schnell ins Grab, er wurde von neuem verheiratet, mit der, die jetzt die Treppe rauf und runter lief. Ivan ist ihr Sohn, eine unverbesserte Kopie seines Vaters, eine Strafe für die verwerfliche Berechnung der Herrenschicht. Worüber er jetzt mit Opa Peter streitet, weiß niemand. Die Äxte sind zwei. Bei jedem Ausholen glänzt eine von ihnen in der Wintersonne und landet mal in den Latten und Balken der Veranda, mal unten auf der Erde. Und jedes Ausholen ist von drohenden Schreien begleitet: „Leck mich am Arsch, leck!“ Die Mutter läuft die Treppe an den aufblitzenden Äxten vorbei nach oben, und ich weiß nicht, wen sie gerade zur Vernunft bringen will. Beide sind gleichermaßen verrückt und rasend.

Einen Zweikampf zu beobachten, der tödlich enden kann, ist natürlich ein Erlebnis, aber noch aufregender ist es, bei etwas mitzumachen, wonach man selber mit Kränzen und Musik und bei der in Trauer schweigenden Anerkennung der Mitschüler und Mitschülerinnen zu den blauen Friedhofspforten getragen wird. Mein Cousin Nikolaj hatte entdeckt, dass man mit den Drähten an den Hochspannungsleitungen ein interessantes Experiment machen konnte. Die Hochspannungsleitung ging durch das Gelände am Ende des langen weißen Felsens. Solange wir in den unteren Schulklassen waren, gingen wir in den ersten Frühlingstagen dorthin, um Schneeglöckchen, Krokusse und Veilchen zu pflücken. Später wurde dieses unschuldige Vergnügen uninteressant für uns. Ich war in der ersten oder zweiten Mittelstufenklasse, als Nikolaj uns von seiner Entdeckung erzählte. Er nahm einen langen, trockenen Rohrkolben (ich weiß nicht, wo er in dieser felsigen Gegend Rohrkolben aufgetrieben hatte) und berührte damit die Drähte. Sofort fing er an zu zittern und zu lachen. Wir dachten, dass er uns etwas vormachte, bis wir es selbst probierten. Am ersten Tag waren wir zwei-drei Jungen, am zweiten und dritten waren wir ein ganzes Dutzend. Mir scheint, dass außer der starken Vibration, die durch den ganzen Körper ging, auch ein Knacken aus den Drähten und den Rohrkolben kam. Die Lektionen in Physik über die Gesetze der Elektrizität standen uns zu der Zeit noch bevor, aber trotzdem hatten wir wohl eine gewisse Vorstellung von guten und schlechten Leitern. Es ist immerhin gut, dass es in diesen Frühlingstagen nicht regnete, weil ich bis heute nicht weiß, wie feucht ein Rohrkolben sein muss, um die Geduld des Hochleistungsstroms zum Reißen zu bringen.

Mein Cousin Nikolaj hat übrigens nur sieben-acht Jahre den Tod gesucht. Er fand ihn in der Kaserne. Er prallte mit dem Motorrad frontal gegen eine Wand. Der Motor soll die absolute Höchstgeschwindigkeit gehabt haben.

Neben den Spielen in Zarigradskis Hof, auf den Straßen, in den Wäldern und Feldern um das Dorf herum beschäftigte ich mich auch gern allein. Der große Zitronenbaum zum Beispiel konnte unermesslich groß werden wie die Erdkugel. An seinen Ästen entwickelten sich Kriegshandlungen. Von mir auf Papier gezeichnete und dann mit der Schere ausgeschnittene Soldaten und Offiziere, Indianer und Neger, Flieger, Matrosen, Piraten und alle möglichen anderen Räuber begaben sich in komplizierte Verstrickungen, Fabeln entspannen sich. In der schwarzen, feuchten Erde im Kübel unter dem Baum musste ich manchmal einen Papiersoldaten beerdigen, der wegen der dramatischen Operationen auf den Zweigen und Blättern keinen Kopf mehr hatte. Während ich „Tsushima“ von Novikov-Priboj las, war ich ganz auf der Welle von Seeschlachten. Auf dem Bretterboden an den Spinnrädern und Wollkörben meiner Mutter brannten Geschwader japanischer und russischer Papierschiffchen, Oma Donka schlug panisch mit dem Stock auf sie ein und rief, dass ich das Haus anzünden würde. Ich brauchte keine mechanischen oder elektronischen Geräte. Eine gewebte Decke, die vor der Scheune lag, nahm leicht das Relief von Nordamerika mit all seinen Prärien, Canyons und felsigen Gebirgen an. Aus den Schoten der zum Trocknen hingelegten Bohnen sprangen ganze Hände voll Kerne. Von der Natur mit allen möglichen Farben und unzähligen Farbkombinationen versehen, von blendend weiß über rot, rötlich, gelb, bunt bis zu schwarz glänzend gaben sie wunderbar die bunte Bevölkerung des mit Möglichkeiten für endlose Abenteuer lockenden Kontinents. Die weißen Eindringlinge stießen in Territorien aller möglichen Indianerstämme vor, es kam zu Bündnissen und hinterhältigen Überfällen, Schlachten wurden geführt. Vom Ende der Decke, dort, wo der Ozean anfang, kamen die glänzendschwarzen afrikanischen Sklaven. Der Personalisierungsbedarf der Teilnehmer an den spontan auf-

tauchenden Sujets ließ sich leicht ausfüllen mit den Karten des Spiels „Schwarzer Peter“. Hier gab es einen ganzen Satz mit Zeichnungen von Männern und Frauen, wobei zu jeder Karte das Gegenstück aus dem anderen Geschlecht gehörte: Karte mit Reiter – Karte mit Reiterin, Karte mit Jäger – Karte mit Jägerin. Köche, Chauffeure, Tänzer, Clowns und was nicht noch alles. Die Vielfalt bot Möglichkeiten zu komplizierten Beziehungen. Zum Verlieben und zur Untreue. Ich habe übrigens den Mann in Erinnerung behalten, der uns das Kartenspiel „Schwarzer Peter“ geschenkt hat. Am Stadtpark von Lovetsch ging mein Vater mit mir und meiner Schwester in eine Buchhandlung. Es muss bald nach 1947 gewesen sein, weil der Verkäufer gleichzeitig auch der Eigentümer der Buchhandlung war. In den späteren Zeiten wurde das unmöglich. Der Mann war anscheinend ein alter und sehr guter Freund von meinem Vater, weil er sich so sehr über uns freute, dass es ungewöhnlich war. Mit zunehmender Begeisterung lief er zwischen den Bücherregalen und meiner Schwester und mir hin und her und drückte uns Zeichenblöcke und Buntstifte, Fotoalben und Kinderbücher in die Hand, das Kartenspiel „Schwarzer Peter“ und zum Schluss, gerade als mein Vater schon sehr hartnäckig versuchte, ihn zu beschwichtigen, das allerschönste: ein großes, dickes Buch mit einer Zeichnung von einem in Felle gekleideten Mann auf dem Einband: Robinson Crusoe. Das schönste an diesem Einband war der Himmel. Blau wie die Veilchen auf dem Flecken Kitschurat im Frühling. Über gelben Palmen.

46.

Da war ein älterer Junge mit dem Namen Petko, aber alle nannten ihn „Gergo“. Seinen neuen Namen bekam er, nachdem er im Dorfgemeinschaftshaus bei einer Abendveranstaltung eine komische Geschichte erzählte, die er irgendwo gehört hatte. Es ging um einen Gergo, der mit seiner Frau

das Dorf verlassen hatte, um Sofia zu sehen. Das Komische kam von der Naivität, mit der die beiden verschrockenen und unwissenden Bauern ihre Erlebnisse auf dem Weg in die Stadt wiedergaben. Anstatt Zug sagten sie „Zwerg“ und statt Tunnel „Loch“. Am Lagerfeuer im Pionierlager im Dorf Slivek stand ein anderer Junge aus Paulikaner Kaminische, ein entfernter Vetter von mir, auf und erzählte die gleiche komische Geschichte. Er erzählte sie meiner Meinung nach nicht gut genug, jedenfalls nicht so komisch wie Petko im Dorfgemeinschaftshaus, aber seine Darbietung hatte großen Erfolg. Mein Vetter wurde der Held des Abends, am nächsten Tag lief er schon mit einem anderen Namen durch das Lager. Auch er ein Gergo. Und jetzt bin ich mir nicht ganz sicher, ob nur deshalb, weil ich dachte, dass das Komische viel besser herauskommen kann, oder weil sich einfach menschlicher Neid in mir gemeldet hat, aber zehn Tage später, wieder an einem Lagerfeuer, stand ich auf und trug den ersten Satz der oft gehörten Geschichte vor. „Als unser Gergo beschlossen hatte, dass wir nach Sofia fahren...“ Meine Worte wurden einstimmig unzufrieden von den Kindern und vielleicht auch Erwachsenen aufgenommen, ein vor mir sitzender älterer Junge packte meine Hose und zog sie herunter, es war natürlich eine Uniformhose, mit Gummi, und er sagte: „Setz dich!“

Ich bin dankbar für diese unvergessliche Scham nach der spontanen, kindlichen Reaktion. Seitdem weiß ich, wenn man nicht wirklich etwas Neues und wirklich Eigenes zu sagen hat, schweigt man besser.

Ich denke, dass ich nichts Sinnvolleres auf diesem Pionierlager, das zu allem Überfluss auch noch „Schulungslager“ hieß, gelernt habe. Die Schulung bestand darin, dass uns gezeigt wurde, wie Versammlungen abgehalten werden (später wurde der Begriff „Appell“ eingeführt), feierliche Kontrollen, das Begrüßen und Verabschieden der Fahne, alle möglichen Rapporte, all die Rituale, die, wie ich später erstaunt feststell-

te, eine nachlässige und unpräzise Aneignung dessen waren, was mit deutscher Pedanterie in der Hitlerjugend eingeübt wurde. Rote Halstücher hatten wir noch nicht, wir bekamen sie erst später. Ich war schon in der sechsten Klasse, als wir nach langen Proben auf dem Schulhof, aufgestellt in Reih und Glied, einen feierlichen Schwur ablegten, dass wir der Sache des Sozialismus dienen wollten. Das Kinderlager in Slivek war nur 5–6 Kilometer von Kaminishte entfernt, aber wegen der Anhöhe, Hissar genannt, konnte man das Dorf nicht sehen. Ich sah zu, wie sich die Vögel über die Weiden am Ossam in den Himmel erhoben, sie drehten nach Osten ab und kreisten hoch über einer kaum sichtbaren kleinen Holzpyramide, die als trianguläres Zeichen diente. Ohne sich um Trompeten und Flöten, strenge Stimmen von Betreuern, Tadel, Frühsport, Chorsingen und Marschieren zu kümmern, flogen sie dann in aller Ruhe dorthin, wo am Fuße des langen weißen Felsens die von niemandem kontrollierten Spiele, die Bücher und mein geliebter Hund waren...

Als das Ende dieses nie enden wollenden Turnus endlich in greifbare Nähe rückte, kamen meine Mutter und meine Schwester mich in Slivek besuchen. Einen Esel hatten sie mit einem Beutel Birnen und einem Bündel mit Keksen, Banica und verschiedenen anderen Sachen zum Essen beladen. Obwohl sie nur eineinhalb Jahre älter war als ich, war meine Schwester erstaunlich in die Höhe geschossen, anscheinend war sie schon in die Pubertät gekommen. Aus Freude, mich zu sehen, fasste sie mich an den Fußgelenken und hob mich in die Luft, den Kopf über der Erde. Wir setzten uns zum Mittagessen in ein Akazienwäldchen in der Nähe des Lagers. Am Nachmittag rutschte ich jedoch auf einem mit glitschigen Wasserpflanzen bedeckten Stein im Ossam aus, fiel ins Wasser und verstauchte mir das rechte Handgelenk. Ob der Lagerarzt von jenem alten Mann in Paulikaner Kaminishte gehört hatte, der Gebrochenes und Verstauchtes wieder zu-

rechtrücken konnte, oder einfach keine Lust hatte, sich mit mir zu beschäftigen, weiß ich nicht, aber ich bekam überraschenderweise die Erlaubnis, nach Hause zu gehen. Minuten später machten wir drei und das mit meinem spärlichen Gepäck beladene Langohr uns auf den Weg am Hissar hinauf.

Wenn ich Beschreibungen der ersten Gefühle von in die Freiheit entlassenen Kriegsgefangenen oder Häftlingen lese, sehe ich immer den Weg vorbei am Hissar und am Gottesfeld und den fröhlich nach Hause trappelnden Esel vor mir.

47.

Die Laienschauspielerei in Paulikaner Kaminische hat Lenin wohl kaum Sorgen bereitet, als er seinen berühmten Satz „Von allen Künsten ist die Filmkunst für uns am wichtigsten“ formulierte, aber die Anwendung dieses Satzes als Direktive wirkte sich sehr schlecht auf sie aus. Zu Beginn der 50-er Jahre verdeckte die weiße Leinwand den Vorhang der Bühne im Dorfgemeinschaftshaus und machte sie zu etwas Veraltetem und Unnützem. Wer würde sich in der Zeit der optimistisch knatternden Attacke der Traktoren auf die gerade eingeebneten genossenschaftlichen Felder noch mit dem Lamentieren des reichen Geizkragens Zlatil (ein Kulak aus klassenspezifischer Sicht) oder den Liebesqualen der städtischen Spießler Najden, Milkana und Zhivko beschäftigen wollen. Zusammen mit den in den 30-er Jahren gedrehten Filmen wie „Traktoristen“ und „Tschapaev“ wurden immer neue gezeigt, von denen die über den Krieg am beliebtesten waren. Dass das Dorfgemeinschaftshaus nur über ein Filmvorführgerät verfügte und jede Projektion 7–8 Mal unterbrochen wurde, um das Band zu wechseln, ließ die emotionale Beteiligung im Saal nicht abkühlen. Im Gegenteil, die Unterbrechungen, oftmals an der interessantesten Stelle, erhöhten die Anspannung. Unter den Zuschauern brach jedes Mal enttäuschtes Stimmengewirr aus, aber sie ließen

geduldig den Mechaniker seine Arbeit beim Spulenwechseln erledigen. In dieser Zeit gaben sie ihre Kommentare ab, tauschten Meinungen aus, äußerten Vermutungen, was weiter geschehen würde. Als Meisterleistungen der Literatur galten Ende der 40-er Jahre die sowjetischen Romane „Die junge Garde“ von Alexander Fadeev und „Erzählung vom wahren Menschen“ von Boris Polevoj, deshalb warteten die, die sie lasen, gespannt auf ihre Verfilmung. Aus „Der wahre Mensch“, habe ich den Flieger Alexej Meresjjev, der wie Jack Londons Held aus „Liebe zum Leben“ mit eingefrorenen Beinen durch die verschneiten russischen Wälder kriecht und dann seine La-5 mit Prothesen steuert und die deutschen Junkers wie Birnen vom Himmel holt, in Erinnerung behalten. Die Filmversion war sicher viel hilfloser. Von „Die junge Garde“ ist mir nur das Ende im Gedächtnis geblieben, die Hinrichtung der von der Gestapo gequälten Jungen und Mädchen aus der südrussischen Stadt Krasnodon, das Hemd ihres Anführers, Oleg Koschewoi, zerrissen und mit Blut durchtränkt. Dem heutigen Zuschauer kommen diese Bilder mit ihrem Pathos ganz bestimmt wie eine komische Theaterdekoration vor, solche Exekutionen gab es in diesen Filmen im Übermaß, mit ihnen verbindet sich auch die Etymologie der gutmütig-ironischen Phrase „Schießen Sie, Scheusale!“. Was die Sorgen der Moskauer Literaturpäpste angeht, dass das treue Parteimitglied Fadeev in seinem Roman die Führungsrolle der Partei unterschätzt hätte, – sie ist nie bis nach Paulikaner Kaminische vorgedrungen und hat niemandem den Schlaf geraubt.

Es gab jedoch auch einen wenig bekannten Film mit dem Titel „Der Sekretär des Stadtbezirkskomitees“, der für die damaligen leidenschaftlichen Kinofans in Kaminische zum „Kultfilm“ wurde. Über Jahre sagte jeder, der ein weiteres neues kinematographisches Werk der Filmkunst loben wollte, dass es „genau so“ oder „fast“ wie „Der Sekretär des Stadt-

bezirkskomitees“ sei. Die Schöpfer dieses Films hatten trotz des so parteipolitisch klingenden Titels einfach versäumt, ihn mit ideologischen Beschwörungen und damals im sowjetischen Kino so beliebten Naturbildern zu verstopfen. Geblieben war die dynamische Struktur des Action-Films: ein schlau und hinterlistig in die Partisanenabteilung eingeschleuster deutscher Agent, ein Mord nach dem anderen, dynamische Geschehnisse hinter Lafetten, ein auf die anrückende deutsche Infanterie schießendes schweres Maschinengewehr. Am nächsten Tag nach der Filmvorführung hörte ich Onkel Gentscho aus unserem Kiez, der zu der Zeit Angestellter im Gemeinderat war, wie er sagte: „Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen.“ Hinterher sprach er so viel über den Film, dass er sich einen Spitznamen einhandelte: „Bezirkskomitee“. Dabei kannten wir ihn als besonders skeptischen Menschen, der sofort alles verspottete. Dieses Filmerlebnis veränderte seinen Charakter als Spötter nicht, zeigte aber, dass Lenin wirklich etwas von Propaganda verstanden hat.

„Aufzeichnungen eines Partisanen“ von P. Ignatov, „Wolokolamsker Chaussee“ von A. Bek, der Sammelband mit Kriegserzählungen „Stalins Stamm“ – das sind nur einige wenige der vielen Bücher, mit denen ich mir in diesen Jahren die Augen verdarb. Irgendwo fiel mir jedoch ein dicker, unaufgeschnittener Band der „Ilias“ in die Hände. Für einige Wochen blies mir Homer alle Panzer, Minen, Schützengräben, Flugzeuge, Fallschirmspringer, Saboteure und Spione aus dem Kopf. An ihre Stelle traten die olympischen Götter mit ihrer unendlich vielgestaltigen Umgebung von Achäern mit Kupferpanzern und Pferde besänftigenden Trojanern. Meine ersten Versuche einige Jahre später, Gedichte zu schreiben, waren alle in Hexametern. Der blinde Sänger, dessen Geburtsstadt zu sein, sieben altgriechische Städte behauptet hatten, hatte mir seinen Rhythmus ordentlich eingehämmert.

Klassiker wurden in diesen Jahren überhaupt nicht wertgeschätzt. Da war zwei Klassen über mir ein Junge namens

Radojko, groß, mager, sehr lockig und deshalb mit dem Spitznamen „Der Lockige“. Ich stehe einmal mit diesem Radojko und noch einigen anderen Jungen auf dem Platz vor der Gemeinde. Aus dem am Holzmasten aufgehängten Lautsprecher ertönt das Programm der Sofioter Theater. Das letzte, was uns in diesem Moment hätte interessieren können. Und auf einmal verkündet Radojko besorgt und finster: „Was für einen Blödsinn die im Nationaltheater spielen. „Romeo und Julia“!“

Der arme Nikolaj Liliev, der zu der Zeit gnadenhalber immer noch die Position des Chefdramaturgen an der ersten bulgarischen Bühne innehatte. Wie schuldbewusst hätte sich sein weißer Kopf gesenkt, der so viele beharrliche Aufrufe zu einem parteipolitisch orientierten Repertoire und zur Schaffung des Bildes des neuen, positiven Helden unserer Gegenwart (was ja sogar bis nach Paulikaner Kaminische vorgegangen war) ertragen hatte, wenn er die Einschätzung von Radojko, dem Lockigen, gehört hätte.

48.

Er kam in Michal Zarigradskis Barbierstube geflogen, als wäre der Teufel hinter ihm her, setzte sich auf einen Stuhl, dann stand er auf, ging hinaus, kam wieder zurück, setzte sich wieder, stand wieder auf. Es war ein Bauer namens Stanjo mit dünnem Hals und weit aufgerissenen Augen. „Kommst du zum Rasieren oder kommst du nicht zum Rasieren?“, fragte Zarigradski verwundert. – „Werden wohl eintreten. Kann doch nirgends mehr hingehen, werden wohl eintreten.“ – „Wo wirst du eintreten?“, Michal vermied es, im paulikanischen Dialekt zu sprechen. Er stand aufrecht, mit angefeuchtem Pinsel und einem Stück Rasierseife in der Hand. „In die LPG. Man wird wohl eintreten. Kann doch sonst nirgendwo hingehen. Werden schon eintreten.“

Und Stanjo ging wieder hinaus. Dieser nervöse Mann, der seinen Platz nicht finden konnte, ist meine erste Erinnerung an jene Zeit der massenhaften Zwangskollektivierung, die unter dem Namen „Massovizacija“, in die Geschichte der kollektiven Landwirtschaft in Bulgarien einging. Hinterher, als Michal Zarigradski mir mit einem kleinen Apparat die Haare schnitt, erzählte Stanjo etwas von einer Versammlung, die am vorhergehenden Abend im Dorfgemeinschaftshaus stattgefunden hatte. Am meisten machte er sich wohl Sorgen wegen seiner zwei Kinder, beide waren Schüler in den oberen Klassen im Gymnasium. Von allen in den bulgarischen Dörfern angewendeten Methoden zur massenhaften Kollektivierung der Landwirtschaft wurde in Paulikaner Kaminische anscheinend am meisten der Druck durch die junge Generation benutzt. Die Jungen und Mädchen im Schüler- und Studentenalter hatten nicht mehr die gleiche existentielle Angst vor dem Verlust des väterlichen Bodens wie die Älteren. Die Gymnasiasten waren zahlreich. Das berühmte Streben der Bulgaren, ihren Kindern eine gute Ausbildung zu geben, damit ihnen andere Möglichkeiten außer der schweren und unproduktiven landwirtschaftlichen Arbeit offenstanden, war auch hier lebendig. In den Schulen wurden ständig die Vorteile der mechanisierten Großlandwirtschaft propagiert, sodass die Teilnehmer der Jugend-Agitprop im Allgemeinen mit aufrichtigem Enthusiasmus ihre Lieder gesungen und ihre Losungen skandiert haben. Die elterliche Angst, das Kind könnte isoliert werden, hat das ihrige beigetragen. Das Gespenst der schlechten Benotung, das ihm den Weg zur gewünschten Ausbildung, und von dort in die warme Amtsstube verspernte, war nicht weniger bedrohlich als etwa die Möglichkeit einer schweren Erkrankung. Das in vielen Büchern und Filmen über die Verbreitung der kooperativen Landwirtschaft vorhandene Klischee, dass die widerspenstigen Bauern, die sich weigerten, Mitglieder der

Kooperative zu werden, in Fässern den Berg hinuntergerollt wurden, kann bei der Beschreibung dieses Prozesses in Paulikaner Kaminische nicht verwendet werden. Einige Personen kamen jedoch ins Lager (damals war stets von „Gefängnis“ die Rede). Darunter waren mein Onkel Neno und sein Sohn Goran. Das geschah zu Beginn des Frühjahrs des Jahres 1951 während der sogenannten April-Unruhen.

Die sprachliche Drangsalierung war nicht nur das annehmbarere, sondern auch das effektivere Mittel als physische Gewalt. Jeden Abend zogen Grüppchen von Jungen und Mädchen lachend, scherzend und den Leuten etwas zurufend durch die Dorfstraßen. Sie hielten an höher gelegenen Plätzen an den Kreuzungen, sangen Lieder und skandierten. Dann gingen sie von Tor zu Tor, wie es früher am Lazarustag üblich war, bevor die massive atheistische Propaganda begonnen hatte. Mit dem einen Unterschied, dass jetzt einige Tore übersprungen wurden. Dort, wo Mitglieder der Produktionsgenossenschaft wohnten. Vor den anderen wurde zum Beispiel so skandiert: „Baj Ni-ko-la, schrei-be dich bei der L-P-G ein!“ Das Haus antwortete normalerweise mit Schweigen, ein Hund fing an zu bellen, mit Sicherheit konnte man manchmal einen Mann schimpfen oder eine Frau fluchen hören. Von einem alten Mann wurde erzählt, der später erklärt hatte, was ihn dazu gezwungen hätte, der LPG beizutreten. Die hartnäckigeren Bauern wurden andauernd in den Gemeinderat gerufen und mussten sich lange propagandistische Monologe anhören. „Abends ziehe ich mir gerade die Opanken aus“, so erzählte Opa Koljo, „und da kommt Enjo.“ (Enjo war der Amtsbote.) „Nikola, sie rufen dich in den Gemeinderat.“ – „Warum rufen sie mich?“ – „Weiß ich nicht, sie rufen dich.“

Wer nicht gesehen hat, wie man Opanken an- und auszieht, kann sich kaum vorstellen, was für ein Verdruss es für einen von der Arbeit erschöpften Mann ist, Gamaschen zu

wickeln, die langen, oft gerissenen Schnüre durch die kleinen Löcher in der dünnen Schweinsledersohle zu stecken, sie zu kreuzen und zu wickeln. Die allabendliche Schikane mit dem Aus- und Anziehen der Opanken war wohl nur der letzte Anstoß, der besagten Opa Koljo dazu gebracht hat, mit der Hand zu winken und den Antrag zu unterschreiben. Entscheidend war die in den Einwohnern von Paulikaner Kaminische tief verwurzelte Überzeugung, dass man sich nie von den Menschen absondern darf. Der erste Durchbruch war also schon erreicht. Dazu beigetragen hat wohl der angeborne Hass gegen materielle Ungleichheit, dessen Ursprung schon in der frühen paulikanischen Häresie lag. Die kommunistischen Ideen sind in Paulikaner Kaminische offensichtlich leichter durchgedrungen. Im benachbarten Kazatschevo beispielsweise wurde erst fast ein ganzes Jahrzehnt später, vor Anbruch der 60-er, eine landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft gebildet.

Im Herbst 1950 krochen die Kettentraktoren über den terrassenförmigen Hang auf der Rückseite des Gottesfeldes, wo vorher schon mit verschiedenen Hacken die Felldraine umgegraben und die Felder, so weit es ging, eingeebnet worden waren. Opa Dotschos großer Weinberg, einsam in seiner Mitte gelegen, soll ihre Bahnen gestört haben, die Furchen sollen nicht lang genug gewesen sein. Deshalb beschloss der Verwaltungsrat der Genossenschaft, dass er ausgerodet werden sollte.

49.

In einem felsigen Gelände spielten wir „Ausspähen“. An einer halb vertrockneten Hainbuche mitten zwischen Dornestrüpp und Steinen war eine Fahne aufgehängt – ein Stück Stoff, vermutlich ein rotes Pioniertuch. Ein Stück dahinter waren die Verteidiger stationiert, die Angreifer hielten sich versteckt und krochen von der gegenüberliegenden Seite

nach vorn. Der Name von jedem, der entdeckt wurde, wurde ausgerufen, der Richter, der auf einem erhöhten Platz stand, schloss ihn aus dem Spiel aus. Wenn ein Angreifer es schaffte, sich bis auf eine vorher verabredete Entfernung zu nähern, hatte er das Recht, hervorzuspringen und in einem bestimmten Zeitintervall die Flagge herunterzureißen. Einmal zog mich Radojko, der Lockige, zur Seite (wir gehörten beide zu den Angreifern) und flüsterte: „Heute Abend versammeln wir uns an der Mühle.“ „Wer versammelt sich da?“ „Du wirst sehen. Bei Sonnenuntergang kommst du zur Mühle.“ Und er bückte sich mit seinem langen Körper, zwängte sich ungeschickt zwischen zwei Dornensträucher, stützte sich mit den Ellbogen ab und kroch vorwärts. „Zuerst müssen wir einen Eid ablegen“, sagte Radojko am Abend, „und danach denken wir uns illegale Namen aus.“ Für sich hatte er sich schon einen Namen ausgedacht: Oleg. So hieß der Anführer der illegalen Organisation im Roman „Die junge Garde“ von Alexander Fadeev. Unsere Organisation sollte „Rote Flagge“ heißen. Der Eid stand mit grüner Tinte auf einem grünlichen Blatt aus einem Notizbuch geschrieben. Darunter setzten wir, die an der Nordseite der Mühle versammelten fünfzehn Jungen, im Licht einer elektrischen Laterne unsere Unterschriften. Hier der Text dieses Schwurs ohne stilistische und orthografische Korrekturen:

„Ich (Auslassungspunkte) schwöre im Namen des Volkes und der BKP angesichts des zugespitzten Klassenkampfes und der verzweifelten wütenden Widerstände des Feindes, meinem Volk treu der BKP dem Genossen Tschervenkov und dem Genossen Stalin zu dienen. Ich werde die von der Partei gestellten Aufgaben mit Würde und Stolz erfüllen. Ich werde einen grimmigen Kampf gegen den Klassenfeind gegen die neuen Kriegshetzer mit Stalin voran zum Sieg führen. Wenn ich die Satzung der Organisation „R. Fl.“ und den Eid verletze, soll ich mit dem niederträchtigen Namen Volksverräter bezeichnet und von meinen Genossen grausam bestraft werden.“

Was hatte diesen 13-jährigen Dorfjungen dazu gebracht, einen solchen, geradezu blutrünstigen Text zu verfassen, den wir, ohne weiter nachzudenken, unterschrieben? Sein Vater war ein ruhiger, parteiloser Mann. In der Schule galt Radojko als Dichter, seine lyrischen Versuche versteckte er aber immer. Er las außerordentlich viel, man muss annehmen, dass er auch nicht auswählte. Letztendlich las er meistens das, was sich mit möglichst großem Umfang auftreiben ließ. Unter den vielen sowjetischen Kinderbüchern war eins mit der Überschrift „Timur und sein Trupp“. Darin wurde von einer Pioniergruppe erzählt, die zu einer romantisch-konspirativen Organisation zusammengeschlossen war. Sie führten verschiedene lobenswerte Aktionen durch und halfen alten und kranken Menschen, aber zuallererst den Nahestehenden der eingezogenen Rotarmisten. Ich glaube, dass es vor unserer an der Dorfmühle gegründeten „Roten Flagge“, wiederum nach einer Idee von Radojko, eine geheime Timur-Initiative in der Schule gab. Wie massiv muss Anfang der 50-er Jahre die Parteipropaganda gewesen sein, dass sie auf diese Weise Literatur und Wirklichkeit in der Fantasie eines Jungen durcheinanderbrachte, der seine Kinderspiele noch nicht ausgespielt hatte? Denn die Inszenierung von Fadeevs Roman war nicht damit zu Ende, dass wir uns Namen der Junggardisten aus der Liste auf den letzten Seiten aussuchten. (Ich zum Beispiel taufte mich „Anatolij“.) Radojko sorgte auch weiterhin dafür, dass wir dem Sujet des Romans folgten. Dort trat gegen Ende eine andere Gestalt namens Stachovitsch in den Vordergrund, der bei der Gestapo war. Bereits auf unserer zweiten oder dritten Versammlung erklärte Radojko einen von uns, sein Name war Minko, zum Verräter und sagte, dass wir ihn Stachovitsch nennen sollten. Der arme Minko, der nicht zu den Bücherliebhabern gehörte und den Roman mit Sicherheit nicht gelesen hatte. Jedenfalls verstand er nicht, aus welcher fixen, literarischen Idee heraus es sich

nun für ihn ergab, diese Rolle zu übernehmen. Mit Tränen in den Augen erklärte er, dass er nichts verraten habe. Radojko blieb unerbittlich. Er wiederholte, Minko habe einem Jungen, der nicht zu unserer Gruppe gehörte, von unserer Konspiration erzählt, ein oder zwei seiner Mitschüler (sie waren in der obersten Mittelstufenklasse) unterstützten ihn und die grausame Strafe kam. Auf dem grünen Blatt aus dem Notizbuch schrieb Radojko hinter Minkos Name das Pseudonym Stachovitsch und in Klammern den Beinamen „Verräter“. Zu unseren Versammlungen wurde er nicht mehr eingeladen und obwohl er so tat, als ob es ihm egal sei, hat er sicher sehr gelitten wegen der Geschichte. Dabei verbarg sich hinter dem Ganzen, außer den literarisch-dramaturgischen Fantasien von Radojko, einfach Rivalität. Minko war ein lebhafter Junge mit Gefühl für Humor und Selbstironie, Eigenschaften, mit denen er leicht Radojkos Führerrolle in unserer Gruppe, die sich so toderntesten Aufgaben stellte, hätte untergraben können.

Nacht. Sterne. Hundegebell. Bewaffnet mit einem Eimer Kalk und einem Malerpinsel schleichen wir die steilen Dorfstraßen hinauf. Außer der Kerngruppe mit drei Jungen, wozu ich auch gehörte, weil ich Buchstaben schön aufmalen konnte, bewegte sich etwa hundert Meter vor und hinter uns die Wache. Für den Fall, dass von irgendwoher jemand auftaucht, haben wir Signale verabredet, wonach wir uns in den Holunderbüschen verstecken. Schließlich kommen wir aus dem oberen Kiez und steigen unten an den Felsen. Zwei Leute halten mich, damit ich weiter hochreiche, ein dritter hält den Eimer hoch über seinen Kopf. Auf den rauen, vom Mond schwach beleuchteten, aber tagsüber von weit her sichtbaren Felsvorsprung schreibe ich das Wort „Friede“. Die Aktion verläuft erfolgreich, dem amerikanischen Imperialismus wird ein überraschender Schlag versetzt, kein einziger von den neuen Kriegshetzern schafft es, zu reagieren. In der nächsten

Nacht ist der Kalkeimer durch einen Kessel ersetzt, voll mit einem aus Mehl zubereiteten Klebstoff. Aus einem ganzen Stapel Schulhefte haben wir die Seiten gerissen und mit fein geschnitzten und in Tinte getauchten Holzgriffeln Losungen geschrieben: „Hände weg von Korea!“, „Ein Gruß den Kämpfern für den Frieden!“, „Es lebe Kim Ir Sen!“, „Es lebe Mao Tse Tung!“, „Ein Gruß an das chinesische Volk!“, „Schande über den blutrünstigen Tito!“, „Es lebe der große Stalin!“. An jedes Tor und an jeden Strommasten waren Losungen geklebt. Am Anfang schauten sie die Leute verwundert an. Dann hörten sie auf, sie überhaupt zu bemerken.

Und doch können wir nicht mit dem Klassenfeind in Berührung kommen. Überhaupt ist die einzige Konfliktsituation, in die wir manchmal geraten, wenn jemand nachts merkt, dass wir Losungen unter seine Fenster kleben. Eine Frau schreit von der Veranda herunter, dass sie uns einen Kessel mit kochendem Wasser über den Kopf gießen werde. Die Leute haben allen Grund, wachsam zu sein. Während wir unsere Losungen mit weißer Kalklösung schreiben, beschmieren andere, ebenfalls nachts und auch konspirativ, die Häuser mit schwarzer Farbe. Und diese Aufschriften sind nicht propagandistisch, sondern aggressiv anprangernd: „Kulak“ oder „Hier wohnt ein Volksfeind!“. Wo diese Buchstaben hinkommen, entscheidet wahrscheinlich die weise und allgegenwärtige Partei, wer genau sie schreibt, wissen wir nicht. Dass die Dose mit schwarzer Farbe im Klub der DSNM (so heißt nach Georgi Dimitrovs Tod der kommunistische Jugendverband) aufbewahrt wird, vermuten wir. Fast alle Jugendlichen aus dem Dorf sind Mitglied in dieser Organisation, darunter auch Söhne und Töchter von vom Volksgericht Verurteilten. Einige wenige bleiben jedoch außen vor und sie können nichts anderes sein als Feinde.

Meine Verwunderung, dass es auch kluge Menschen geben kann, die sich nicht über die ungeduldig erwartete

und so großes Glück versprechende Sonne des Sozialismus freuen, hatte zuallererst mit den ersten Wahlen nach dem Neunten September zu tun, als ich einen sehr merkwürdigen Stimmzettel sah. Es war im Jahr 1946, ein Referendum wurde durchgeführt, ob es in Bulgarien eine Republik oder eine Monarchie geben solle. Zu Hause waren viele Stimmzettel von beiden Sorten, daraus machte ich mir Flieger und Schiffe. Die Stimmzettel für die Republik waren schöner, in einer Ecke war ein Streifen mit den drei Farben unserer Nationalflagge gedruckt. Die anderen waren einfach kleine weiße Rechtecke, Farben gab es keine, in der Mitte stand nur mit schwarzen Buchstaben geschrieben „für die Monarchie“. Möglicherweise war ich bei der Auszählung dabei (dass ich bei der Auszählung der nächsten Wahlen dabei war, weiß ich ganz sicher). Jemand zeigte einen Stimmzettel mit einer Trikolore in der Ecke, aber die Worte „für die Volksrepublik“ waren darauf durchgestrichen und über ihnen stand mit Tinte geschrieben (aber nicht in schwarzer Farbe) „für den Zarismus“. Durch die Wahlpropaganda, durch die Spruchbänder und Karikaturen klang das Wort Monarchie schon wie etwas Schmutziges, fast wie Faschismus. Das selten gehörte „Zarismus“ trug dagegen wegen seiner Wurzel, die die Vorstellung von Palästen, Kronen und Kutschen assoziierte, einen goldenen Glanz. Der unbekannte Wähler hatte es vorgezogen, einen ungültigen Stimmzettel abzugeben, dafür aber war die von ihm gewünschte Regierungsform nicht der traditionellen Dekoration der Nationalflagge beraubt. Bei anderen Wahlen (es war etwas später, zur Großen Nationalversammlung) wurden die Stimmen in einem mit Menschen überfüllten Klassenzimmer ausgezählt. In der Mitte standen die Vertreter der verschiedenen Parteien um einen großen Tisch herum und schauten eifersüchtig danach, wie die Haufen mit Stimmzetteln vor ihren Rivalen wuchsen. „Ich glaube, ich habe dich erreicht“, sagte einmal einer von ihnen zu Oma

Donkas Bruder Vasil Veltschovski und zeigte auf den Stapel orangener Wahlzettel vor sich. – „Guck lieber danach, dass du die roten erreichst!“, antwortete ihm Opa Vasil schroff. Später begriff ich, dass er auch von der Bauernpartei war, aber von einem anderen, mit der roten Farbe auf Kriegsfuß stehenden Flügel dieser Partei. Am Neunten September hatte er die große Kundgebung vor der Gemeindeverwaltung eröffnet. Anfang der fünfziger, drei oder vier Jahre nach den Wahlen mit den bunten Stimmzetteln, tauchten aber auch an seinem weißen, schon von meinem Urgroßvater Stojno gebauten Haus die schwarzen Buchstaben auf: „Volksfeind“.

Bei späteren Wahlen sah ich einmal einen Zettel, der aus den Umschlägen genommen worden war. Die Worte, die auf dem Zettel standen, hatten meinen Vater offenbar tief getroffen, weil er ihn nach der Auszählung zu seinen wichtigsten Unterlagen gelegt hatte, die er in unserem kleinen Zimmer neben dem Radio aufbewahrte. An einige dieser Worte kann ich mich noch erinnern. Die ersten waren: „Ich stimme gegen...“ Das, wogegen die Person gestimmt hatte, nannte sie „finsternes Mittelalter“ und „Feudalismus“. Aus dem Geschichtsbuch aus der Mittelstufe kannte ich ungefähr den Sinn dieser Begriffe und war verwundert, dass sie auf so etwas Wunderbares wie den kommenden Sozialismus bezogen werden konnten. Ich glaubte den Worten nicht, habe sie aber auch nicht vergessen. Wie hätte ich sie auch vergessen können, weil mich viele Dinge, wie die in den nächsten Jahrzehnten auftauchenden Standesprivilegien, die Allmacht der lokalen Parteigrößen oder die anachronistische Einführung der Leibeigenschaft durch das System der Zuzugsgenehmigungen, allzu oft daran erinnert haben. Wo der unbekannte Wähler die Worte gehört hatte, weiß ich nicht. Es war vielleicht ein Widerhall auf in den vorhergehenden Jahren gehörte Reden der Opposition oder auf eine ausländische Radiosendung. Weil Literatur mit antitotalitärem Inhalt in

Paulikaner Kaminische wohl kaum zugänglich war. Dieser Zettel hat die damaligen Wahlergebnisse in keinsten Weise verändert, die nach 1947 unaufhaltsam auf 99% zugunsten der Regierungspartei zusteueren. In meinem Bewusstsein hat er jedoch eine Spur hinterlassen als eine Illustration der Brechtschen Worte aus dem „Leben des Galilei“ – wie wichtig es manchmal ist, dass ein Mensch aufsteht und „Nein“ sagt.

Im Jahr 1950 hat sich der skeptische und praktische Brecht im östlichen Teil Deutschlands damit beschäftigt, seine österreichische Staatsbürgerschaft zu regeln. Die Staatsoper probte „Das Verhör des Lukullus“ nach seinem Text und er ahnte wahrscheinlich noch nicht, dass er ihn infolge ideologischer Anschuldigungen wegen eines radikalen Pazifismus bald im Geist der stalinistischen Unterscheidung zwischen Angriffs- und Verteidigungskrieg würde ändern müssen. Wir dagegen von unserer „Roten Flagge“, unwissend und pathetisch, immer im Versteck, unbekannt vor wem, priesen den ewig in Militäruniform gekleideten Friedenskämpfer, wenn wir nachts mit Kalklösung an die Mauern im Dorf schrieben „Stalin bedeutet Frieden!“

50.

Schließlich kam der Feind aus seinem rätselhaften Hinterhalt. In meinem Geheimfach (es bestand aus zwei übereinanderliegenden Steinplatten, auf die eine hatte ich kaum sichtbar den Buchstaben A geschrieben) fand ich eine Nachricht, gekritzelt in Radojkos schräger Schrift: „Heute Nacht führen wir eine wichtige Aktion durch. Oleg.“

Am Abend lagen wir im Gras auf dem von der Dunkelheit verschluckten Kirchhof und warteten darauf, dass ein hinterhältiger Saboteur auftauchte. In der Mitte des Hofes, etwa zwanzig Meter vom Eingang der Kirche entfernt, lag das Grab des Partisanen Todor Tabakov. Darüber erhob sich

eine Holzpyramide mit einem Sowjetstern aus Sperrholz oben auf der Spitze. Es stellte sich heraus, dass jemand in der letzten Zeit ein paar Mal den Sowjetstern abgebrochen und an einen unbekanntem Ort gebracht hatte. Die Zimmerleute hatten wiederum einen neuen ausgesägt, jetzt mussten wir lauern, welches faschistische Scheusal kommen und ihn abreißen würde.

Ich konnte mich an die feierliche Neubestattung des Partisanen-Schusters in ein neues Grab vor 5–6 Jahren mit Fackeln und Salutschuss des Militärzugs in den Himmel erinnern. Mir war nicht in den Sinn gekommen, dass ein Kirchhof nicht der geeignetste Ort für ein Partisanengrab ist. Der Kommentar von einem Verwandten aus Veltschovs Familie ist mir aber im Gedächtnis geblieben, nämlich dass es ungesetzlich ist, den Zaun von einem fremden Grabmal wegzunehmen. Weil unmittelbar an der Nordseite der Kirche schon seit langem zwei Gräber waren. Das eine von meinen Urgroßvater Stojno, das andere von einem früheren Geistlichen im Dorf. Als Tabakovs Genossen die rote Pyramide auf sein neues Grab stellten, dachten sie wahrscheinlich, dass es nicht gerecht ist, wenn sie so unglücklich in der Mitte des Hofes in die Luft ragt, wo doch die beiden Steinkreuze mit hohen Eisenzäunen geschützt waren. Flink haben sie die Eisenstäbe auf dem Grab des Geistlichen abgebaut und damit die Pyramide eingezäunt. Opa Stojnos Grab haben sie nicht angerührt, zwar waren einige seiner Schwiegersöhne gerade ins Gefängnis gekommen, aber ein Sohn war Mitglied des Bauernbundes und einige Enkel in der Vaterländischen Front.

Wir, die wir auf dem Kirchhof im Gras lagen, bewachten außer dem Gedenken an den ermordeten Schuster faktisch auch das Ergebnis dieser frühen, grotesk sinnlosen Enteignung.

Die Nacht war vorgerückt – kein Saboteur.

Wir hielten uns hier nicht lange versteckt, so angespannt neugierig wir am Anfang auch waren. Einer sagte etwas Ko-

misches, ein ansteckendes Gekicher folgte. Radojko machte ärgerlich „Pst!“ Dann schliefen welche ein. Obwohl Sommer war und das Dorf sich spät zur Ruhe begab, mussten wir nach Hause gehen, wenn die Lieder von den Spinnstubenabenden verstummen. Radojko und sein bester Freund Rusko blieben jedoch bis spät nach Mitternacht. Am nächsten Tag hatten sie rote Augen. Sie waren die Kühe ihrer Väter hüten gegangen, die Tiere liefen den ganzen Tag unruhig umher, sodass sie sich nicht hinlegen konnten. Aber sie kamen wieder zum Kirchhof.

Nichts geschah. Der Feind war schlau. Oder hatte Glück. Wir auch. Weil keiner von uns wusste, was Belene bedeutet. Und was anderes hätte den erwarten können, der es wagte, einen Sowjetstern aus Sperrholz abzureißen. Wenn das überhaupt eine bewusste Handlung war und nicht einfach ein Streich von irgendwelchen Lausbuben aus dem Kiez.

In Radojkos Kopf war jedoch ein neuer Plan herangereift. Um Mitternacht herum würden wir auf das Dach der Kirche klettern und von dort zwei rote Sowjetsterne auf die beiden Kuppeln und auf die beiden Eisenkreuze stülpen. Sie sollten jeweils aus zwei parallelen Sperrholzplatten angefertigt werden, sodass die Kreuze darin verschwinden konnten. Wer die Sowjetsterne ausarbeiten sollte, war noch unklar. Es war auch nicht klar, wie wir hochklettern sollten. An der Kirche wuchsen zwar zwei sehr große Pflaumenbäume, aber ihre äußeren, sehr dünnen Zweigenden reichten nicht bis an die Dachplatten.

Ich war nicht besonders begeistert von Radojkos Plan. Das Kirchengebäude gefiel mir irgendwie. Als ich in der zweiten Klasse war, hatte uns die Lehrerin Blagovesta die Aufgabe gestellt, Sterne zu zeichnen. Mir erschien es langweilig, gekreuzte gelbe Striche auf ein weißes Blatt zu kritzeln, wie es alle machten. Deshalb stellte ich das Dach der Kirche mit den beiden Kuppeln dar und darüber einen Sternenhimmel. Es

wurde eine schöne Zeichnung, obwohl ich erst in den letzten Minuten der Stunde damit begann und sie fertig stellte, als es schon geklingelt hatte und alle nach draußen gegangen waren. Schon vorher, als mein Vater noch Lehrer in Vasiljovo war, führte mich Oma Dimitra in die Kirche. Der Altar war mit wunderbaren Ikonen ausgemalt, aus dem Mund des Popen kamen seltsame, nie gehörte, aber interessante Worte. Ich bog den Hals zurück und blickte nach oben, wo uns aus der großen Kuppel der weißbärtige, liebe Gott, in dessen Haus wir gekommen waren, beobachten musste.

Aus Radojkos Plan wurde nichts. Er blies ihn ab mit einem finster gemurmelten „sie lassen uns nicht“ und wollte scheinbar nicht mehr dazu sagen. Um die Sowjetsterne in der Sägerei machen zu lassen, hatte er sich wohl an den Ratsvorsitzenden Stojscho Panev oder meinen Vater gewandt und einer von ihnen oder beide hatten ihm gesagt, wir sollten mit dem Blödsinn aufhören. Obwohl er weiterhin Direktor der Schule blieb, wurde mein Vater zu der Zeit zum Sekretär einer der beiden Parteiorganisationen im Dorf gewählt, die zur kürzlich gegründeten LPG gehörte. Mit dem früheren politischen Gefangenen Stoitscho Panev, ein Schneider von Beruf, teilte er am Anfang noch seine politische Position und sie verteidigten sich vor den Angriffen des Betschka und seiner Gruppe, bald kam es zwischen beiden jedoch zum Bruch, wovon ich nur beiläufig etwas mitbekam, Einzelheiten erfuhr ich erst viel später, als ich vergilbte, auf einer alten Schreibmaschine getippte und von Mäusen angefressene Protokolle durchblättert. Zu der ersten großen Auseinandersetzung kam es, als ein politisches Zeugnis für Canko Vasilev geschrieben werden musste, einem wegen oppositioneller Tätigkeit ausgeschlossenen Architekturstudenten. Nach seiner Rückkehr aus Sofia, soll sich Canko zu Hause eingeschlossen haben. Als seine Mutter nicht mehr mit ansehen konnte, wie er sich quälte, kaufte sie ihm ein Päckchen Zigaretten und sagte

zu ihm: „Warum steckst du dir nicht eine an?“ Er steckte sich eine an, dann noch eine und nachdem er ein paar Wochen geraucht hatte, meldete er sich bei der nationalen Jugendbrigade an. Als er von dort zurückkam, wollte er Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation DSNM werden, aber er soll abgelehnt worden sein. Den Mädchen soll man sogar eingeredet haben, sich nicht allzu viel mit ihm abzugeben. Canko nahm weiterhin an allen Arbeitseinheiten, die im Dorf organisiert wurden, teil, fehlte bei keiner offenen Versammlung. Seine Eltern, ehemalige Mitglieder der Vaterländischen Front, dann von der oppositionellen Bauernpartei von Nikola Petkov, wollten sogar bei der Vorbereitung der Wahlen im Herbst 1949 mitwirken, aber es wurde abgelehnt. Und genau da tauchte an der Wand des alten Herrenhauses von meinem Urgroßvater Stojno, das sie bewohnten, weil Canko Opa Stojnos Enkel war, die Aufschrift „Volksfeind!“ auf.

Auf einer Sitzung des Parteikomitees im Winter 1950 schlug mein Vater vor, dem ausgeschlossenen Studenten eine Möglichkeit zu geben „sich zu bessern“ (so steht es im Protokoll), indem man ihm eine rehabilitierende Beurteilung schrieb. Alle wussten, dass der aus einer armen Familie stammende Nikola Svitkov keinerlei Sympathien für seine Verwandten von Veltschovs Seite hegte und diese ihm genauso feindselig gegenüberstanden. Vielleicht haben seine Worte über das Recht auf eine Chance genau deshalb überzeugend geklungen, sodass ihn fünf Männer in der Sitzung unterstützten. Jedoch zwei, der Vorsitzende des Gemeinderates, Stojtscho Panev, und ein Angestellter der Genossenschaft, ein Nachbar von Canko, waren dagegen. Schließlich erklärten auch sie sich einverstanden, die rehabilitierende Beurteilung ging heraus. Stojtscho ärgerte sich jedoch über seine Nachgiebigkeit. Eine Woche später kamen zwei Mitarbeiter aus dem Kreiskomitee der Partei. Eine neue Sitzung. Einziger Tagungspunkt: Revision des schon gefassten Ent-

schlusses. Aufstampfen mit dem Fuß. Schläge mit der Faust auf den Tisch. Eine neue Beurteilung. Canko Vasilev konnte seine Ausbildung erst nach 1956 im Zuge der ersten Liberalisierung fortsetzen. Zu Beginn der 80-er Jahre arbeitete er als Chefarchitekt der Stadt Lovetsch. Der Geist seiner Mutter, die ihm ein Päckchen Zigaretten gekauft hatte, kann wenigstens in einer Hinsicht ruhig sein. Obwohl ihr Sohn im Alter von 65 Jahren an Krebs gestorben ist, war es kein Lungenkrebs.

Mit was für einem guten Gefühl würde ich schreiben, dass mein Vater in jenen Jahren mit ungewöhnlicher Scharfsicht die Trugbilder und die Gefahr moralischer Vernichtung in den Hindernissen seiner Zeit erkannt hat. Dass er immer „nein“ sagte, wenn er Bedenken hatte. Dass er Argumente fand und so ganz allein gegen alle aufstand, die als seine Gesinnungsgenossen galten. Wenn ich mir die einführenden Abschnitte seiner Berichte von den verschiedensten, damals so zahlreichen Versammlungen und Sitzungen angucke, sehe ich, dass sie voller Stereotypen über den sich verstärkenden Klassenkampf sind. Als Parteisekretär war er verpflichtet, Beurteilungen für alle möglichen Kaderstellen und Staatsorgane zu schreiben, wenn sie von ihm verlangt wurden, darunter auch über einige Personen in Kaminische, die ins Gefängnis oder ins Lager gekommen waren. Mit einem von ihnen habe ich Anfang der 90-er Jahre gesprochen. Als ich mich im Erdgeschoss von unserem Haus in Kaminische rasierte, hörte ich seine Stimme. Er war gekommen, um bei meiner Mutter eine Säge oder etwas in der Art zu holen oder zurückzubringen. Es stellte sich heraus, dass das ein Vorwand war. Er hätte in der Zeitung, die er regelmäßig bekam, ein Interview gelesen und dann gehört, dass ich gekommen sei, deshalb hätte er mich sehen wollen. Er hatte seine antikommunistischen Ansichten nicht geändert, aber er sprach nicht mit jenem übertriebenen Hass über die Vergangenheit, der für die vielen Mitläufer charakteristisch ist,

die sich zur Überraschung aller plötzlich als ärgste Gegner des plötzlich zusammengebrochenen Regimes erwiesen. Über die von meinem Vater unterschriebene Charakteristik, die man ihm damals im Lager zum Lesen gegeben hatte, sagte er: „Er hat geschrieben, wie er dachte.“ Und fügte hinzu, dass er auch nicht ausgelassen hätte, was auf der anderen Seite ins Gewicht fallen und seine Situation etwas erleichtern konnte. Er kam während seines Militärdienstes ins Lager. Wegen irgendeiner Losung, die er ganz naiv mit einem Brief an einen Gesinnungsgenossen aus der oppositionellen Jugendorganisation des Bauernverbandes, der ebenfalls Soldat war, geschickt hatte, um sie auch in dessen Einheit zu verbreiten.

Sein Name war Todor Kotschev. Ich sagte ihm nicht, – dazu gab es auch keinen Grund – dass er meine kindliche Seele früher sehr aufgewühlt hatte. Wegen der Matrosenuniform, die er trug.

Zu Beginn der 50-er Jahre dauerte der Kriegsdienst bei der Flotte noch vier Jahre. Todor war in seinen Ferien gekommen und ich sah die Bluse mit dem blauen, viereckigen, auf den Rücken fallenden Kragen, seine weiten Hosen und die Uniformmütze mit der Aufschrift „Kriegsflotte“, die ich eines Tages so gern tragen wollte. Ich konnte das Wort „Matrose“ nicht ohne freudige Erregung lesen, hören oder aussprechen, und einer, dem das große Glück widerfahren war, eben das zu sein (einmal sah ich einen anderen in Lovetsch), erschien mir wie ein Halbgott, der mit seinen Schritten den langweiligen Straßen auf Erden die Ehre erwiesen hatte. Ja, aber genau da sagte jemand, dass Todor Kotschev ein Feind sei.

Wieder spielt die Musik auf dem Platz. Viel Volk tummelt sich hier. Das, was hinterher Migration genannt wurde, hatte noch nicht begonnen. Unter den bunten Kopftüchern, Hüten, Kappen und Schirmmützen waren auch viele Uniformmützen zu sehen. Da waren grünliche, rote, ein paar blaue

und nur eine dunkelgrüne. Außerordentlich viele 20–30-Jährige aus Paulikaner Kaminische waren an Militärschulen oder hatten sie schon abgeschlossen. Es waren so viele, dass unser Dorf in der Umgebung ironisch Offiziershausen genannt wurde. Und unter allen, wegen des Festes zum Reigentanz gekommenen Uniformen war nur eine Matrosenuniform. Als die Musikanten zu spielen angingen, kam Bewegung auf, vom Platz an der Post vorbei zum Dorfgemeinschaftshaus. Todor Kotschev ging in einer Gruppe mit Canko Vasilev und Valko, dem Sohn des einstigen Polizisten Ilija Valkov. Das war natürlich ein offensichtlicher Beweis, dass er zu den Feinden gehörte. Und trotzdem kam es mir sehr unwahrscheinlich vor, dass jemand, der Matrosenkleidung trug, sich nachts im Kirchhof auf den Boden werfen und über das Gras kriechen würde, um den Sowjetstern aus Sperrholz vom Grab des Partisanen Todor Tabakov zu holen.

51.

Karten vom Dorf haben wir erstellt. Darauf sind die Häuser, Straßen und Wege eingezeichnet, vor allem aber die Strommasten, weil wir daran unsere Spruchbänder geklebt haben. Radojko hatte kein besonderes Interesse an dieser Beschäftigung. Peter Stoev aus dem oberen Kiez fand jedoch großes Vergnügen daran. Er zeichnete alles mit Buntstift, beschriftete es mit geheimnisvollen Chiffren und erstellte eine Legende dazu. Meine Karten umfassten einen Teil vom oberen Kiez, ich zeichnete sie auf Reispapier. Ich fand es im Bibliotheksschrank meines Vaters. Einmal hatte ich gesehen, dass die Landvermesser ihre Zeichnungen auf solchem Papier anfertigten. Außer mit den Karten beschäftigte sich Peter Stoev auch mit irgendwelchen Heften, in denen auf jeder Seite bunte, symmetrische Figuren wie Spiegelbilder in einem Kaleidoskop waren. Jeden Tag veränderte und ergänzte er etwas an den Figuren, keinem verriet er, was sie

bedeuteten. Nur Radojko tat so, als ob er Bescheid wüsste. Peter Stoev war zwei Jahre älter als ich und ging schon auf die Fabriksschule in Lovetsch. Er erklärte immer, dass keine Gewalt auf Erden ihn dazu bringen könnte, uns zu sagen, was in der Fabrik in Lovetsch produziert werde, das war ein außerordentlich wichtiges Staatsgeheimnis.

Direkt am Kirchhof entdeckten wir etwas Rätselhaftes. Auf dem Steinplattendach der niedrigen, aber sehr langen Scheune von meinem Urgroßvater Stojno legte ständig jemand einen geheimnisvollen Steinhaufen neu aus. Die Steine waren offenbar Stücke einer zerbrochenen Platte, sie hatten gleich hohe, parallele Flächen, sodass der Unbekannte alle möglichen und bestimmt etwas bedeutenden Figuren anordnen konnte. Und in diesem ständig seine Form ändernden Häufchen steckte immer ein Stöckchen.

Die Erklärung, dass das ein Lausbubenstreich aus dem Kiez war, klang so beleidigend prosaisch, dass sie überhaupt nicht diskutiert wurde. Auf die Idee, einer von uns könnte einen selbstironischen Einfall gehabt haben, sind wir leider noch nicht gekommen. Da blieb nur eine Möglichkeit: eine Diversanten-Spionage-Chiffre. Wir zeichneten die Figuren in ein Heft und hielten jede Veränderung fest. Jeden Tag stiegen wir über einen Pflaumenbaum im Kirchhof auf das Dach der langen, niedrigen Scheune. Wenn sich viele Zeichnungen angesammelt hätten, würden wir den Schlüssel zur Chiffre finden. Das Steinhäufchen hörte jedoch bald auf, sich zu verändern. Und da wir in der Zwischenzeit schon recht viele Zeichnungen gesammelt hatten, ging Radojko mit dem Heft zum Vorsitzenden des Gemeinderates, Stojscho Panev, um ihm zu zeigen, wie die amerikanischen Diversanten auf dem Dach der Kulaken-Scheune Kontakt mit den lokalen Feinden halten. Er kam ganz blass und verschwitzt, mit aufgerissenen Augen zurück. Sofort stürzte er sich auf ein sauberes Heft, riss Blätter heraus, verlangte Tinte. „Sofort Losungen!“, sagte

Radojko zu mir, zu Rusko und zu Peter Stoev. Er tauchte den Griffel ins Tintenfass und fing an, ganz außer sich, auf dem weißen Blatt herumzukritzeln. „Ej, da kann man doch nichts lesen!“, rief Rusko, als in der unteren rechten Ecke das finale Ausrufungszeichen auftauchte. Radojko zog seine Buchstaben sowieso immer in alle Richtungen, jetzt gerieten sie aber völlig unleserlich, weil er am ganzen Körper vor Erregung zitterte und nicht zur Ruhe kam. Das erste Blatt war zerknittert, der Griffel flog über das zweite. Wir lasen das Geschriebene: „Nein, Feinde, ihr werdet uns nicht besiegen!“ Das ergoss Radojko auf das Papier und erst da beruhigte er sich ein wenig, aber sofort griff er nach einem dritten Blatt.

Mit der Zeit stellte sich heraus, dass der Vorsitzende Stojtscho dem Heft mit unseren schönen Zeichnungen überhaupt keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Und zu Radojko soll er wütend gesagt haben, dass wir nichts tun würden, und in dieser Zeit täten dafür die Kulaken, was ihnen einfiel. An einer Haustür oben im Dorf erschien eine mit Kreide geschriebene feindliche Losung.

Am selben Abend sitzen wir im Dunkeln, nah beim Elstertalbrunnen, von wo sich eine Bachsenke durch den unteren Teil des Dorfes zieht. Es riecht nach zertretenem Gestrüpp, am schärfsten ist der Geruch des Holunders. Durch die Zweige der Bäume sind die fernen Lichter elektrischer Glühbirnen zu sehen, der Verkehr zwischen dem Patz und dem Dorfgemeinschaftshaus ist noch nicht zur Ruhe gekommen, die jungen Männer bringen ihre Mädchen noch nicht nach Hause. Wir sind 7–8 Jungen und warten noch auf zwei andere. Unser Signal ist, eine Melodie aus dem Film „Traktoren“ mit dem Mund zu pfeifen. Wenn es ertönt, sollten wir mit einem Naturlaut antworten, etwa mit Froschquaken, aber da wir, wie immer, wieder nicht genau wissen, was wir verabredet haben, pfeift einer einfach nach den Nachzüglern Rusko und Peter Stoev, und sie kommen zu uns. Die Feinde

haben natürlich auch ihr Signal, es ist sehr wichtig, es genau herauszukriegen. Peter Stoev behauptet, dass ihm die Sache völlig klar sei, aber, verschlossen wie immer, will er uns seine Entdeckung nicht verraten. Radojko bleibt hartnäckig. „Wenn ich es pfeife“, sagt Peter, „kommen hier mindestens zehn Leute angelaufen. Aus allen vier Richtungen.“ Auf beiden Seiten der Talsenke liegen wirklich einige Häuser mit der schwarzen Aufschrift „Kulak! Volksfeind!“ Von hinten, nicht sehr weit vom Brunnen, sind Lachen und Lieder von jungen Leuten auf der Straße zu hören. Und unten bei den Weiden plätschert still das Wasser vom Elstertal. „Pfeif es!“, befiehlt Radojko kategorisch. Nachdem der Vorsitzende des Gemeinderates ihn so ausgeschimpft hat, ist er ständig angespannt und platzt schier vor einer nicht klar ausgerichteten Entschlossenheit. Peter Stoev steigt auf einen der Steine, die den Brunnen einfassen und mit hohem Holunder überwuchert sind. In der Dunkelheit sehen wir seine hochgewachsene, dünne Figur, nach einer langen, sehr langen Pause pfeift er schließlich und endlich mit dem Mund das feindliche Signal. Dann springt er plötzlich herunter und versteckt sich bei uns.

Grillen. Steine. Wasserplätschern. Vom Dorfgemeinschaftshaus her singt jemand „Mitternacht rückt näher“, ein beliebtes Lied bei den Spinnstubenabenden. Und nirgendwo taucht ein Feind auf.

Später begriff ich, dass die Melodie, die Peter Stoev an jenem Abend gepfiffen hatte, die von „Yankee Doodle“ war. In den fünfziger Jahren konnte man sie nur in der Radiosendung „Voice of America“ hören.

Ich bekam einen Brief von meinem Vater. Am Anfang des Sommers war er auf einen 45-tägigen Lehrgang nach Sofia gefahren. Schon vor seiner Abreise hatte er ein-zweimal mit mir geschimpft, dass ich so spät nach Hause kam. Jetzt hatte meine Mutter sich in einem Brief bei ihm beklagt, ich würde mich nachts herumtreiben, und er schrieb mir mit großen,

gleichmäßigen und nur hier und da schwer lesbaren Buchstaben, ich solle mir nicht einbilden, dass meine Clique etwas Sinnvolles tun würde und wie wichtig es für meine Gesundheit sei, früh ins Bett zu gehen. Ich konnte jedoch nicht einfach so den Schwur vergessen, den ich auf dem grünen Blatt unterschrieben hatte, und kam weiterhin erst zu später Stunde nach Hause, wenn meine Mutter, müde von der Arbeit, schon hätte schlafen müssen, es wegen mir aber nicht konnte. Ein paar Mal tanzte ein dünner Maulbeerzweig zu später Stunde auf meinem Hintern. Davon erzählte ich den anderen Konspirateuren aber nichts.

Das Ende der geheimen antiimperialistischen Organisation „Rote Flagge“ war völlig ruhmlos. Die jungen Männer, die ihre Mädchen abends, wenn es auf der Straße ruhig wurde, nach Hause brachten, um sie im Dunkeln an den Mauern zu betasten, hatten bemerkt, dass immer irgendwelche grünen Jungen angelaufen kamen und sich dann in den Gassen versteckten. Einer war zu der Überzeugung gelangt, dass diese Grünschnäbel im Auftrag eifersüchtiger Nebenbuhler beobachten und berichten, wer mit welcher geht und was sie treiben.

Da war ein Angel, er hatte kürzlich die Landwirtschaftsschule abgeschlossen. Als Schüler ging er mit einer keck über das Ohr geschobenen Schirmmütze mit grüner Kokarde, Monogramm und verwegen zur Stirn eingedrehtem Mützenschirm. Er galt als einer der größten Liebhaber im Dorf. Zur Zeit der Abendspaziergänge zog Angel Radojko und Rusko auf die Seite und nach einem kurzen Verhör, bei dem die beiden heldenhaft schwiegen, verpasste er ihnen jeweils zwei Ohrfeigen. Die poetische Seele von unserem Oleg Koschewoi hat diese Watschen, so verdient und unverdient sie auch waren, wahrscheinlich schwer verkräftet. Kurz danach, im September, kamen er und noch einige Jungen, die gerade die örtliche Schule abgeschlossen hatten, nach Lovetsch auf das Gymnasium und die Tätigkeit der Gruppe schief ein.

Grotesk-dramatisch entwickelten sich auch die weiteren Beziehungen zwischen Radojko und jenem Minko, dem er wegen des Szenariums von Alexander Fadeev die Rolle des Verräters Stachovitsch aufgedrängt hatte. Nachdem er einige Jahre ins Gymnasium gegangen war und seinen Wehrdienst bei den Panzertruppen absolviert hatte, wurde Minko Traktorist in Kaminische, später dann Rechnungsführer in der Maschinen-Traktoren-Station Lovetsch. Fröhlich, scharfsinnig und redegewandt, wie er war, machte er sich bald einen Namen als einer, der sich bei den damaligen Regierungskreisen um die massenpolitische Arbeit verdient gemacht hatte. Dann kam der Komsomol, hinterher eine Parteischule. Irgendwie bekam er auch ein Diplom als Jurist.

In den siebziger Jahren nahm Minko-Stachovitsch einen ziemlich wichtigen Posten in der Nomenklatur der Kreisverwaltung ein. Er saß, dick geworden, zufrieden, manchmal mit nicht ganz zugeknöpftem Hosenstall im Direktorenzimmer, organisierte sich Treffen mit jungen Frauen, die sich um eine Wohnung bewarben und jonglierte voller Leichtigkeit die schablonenhaften Phrasen der Partei. Und Radojko-Koschewoi – er hatte es zum Brigadier und stellvertretenden Vorsitzenden von einer der kleinsten Unterabteilungen des Agrar-Industrie-Komplex gebracht – musste oft vor ihm grade stehen und Erklärungen abgeben, zum Beispiel dafür, dass die Zwetschgen aus irgendeinem Obstgarten nicht rechtzeitig ins Konservenkombinat geliefert worden waren.

52.

Auszug aus dem Bericht der Parteiorganisation an der LPG Paulikaner Kaminische von 1950, Abschnitt „Organisation der Arbeit“:

Nach der massiven Ausweitung der Produktionsgenossenschaften wurden insgesamt 12 Brigaden für Ackerbau, eine für Viehzucht und eine für Kalkbrennerei formiert oder insgesamt 14

Brigaden, an deren Spitze 8 Kommunisten standen, ausreichend, um mit der ihnen aufgetragenen Arbeit zurechtzukommen. Nicht alle waren jedoch mit einem klaren genossenschaftlichen Bewusstsein bewaffnet und unterschieden sich in nichts von den Unzufriedenen, außer dass sie mutiger waren, offen das zu verkünden, was der Feind heimlich durchzuführen versuchte. Solcher Art sind die Fälle bei der Übergabe von lebendem und totem Inventar. Sie wurden Vermittler defätistischer Stimmungen. „Es ist nicht richtig, jetzt das Vieh zu übergeben. Füttern wir es über den Winter, im Frühjahr werden wir es dann übergeben. Viel Futter wird von den Mitgliedern verlangt. Wir beuten sie aus.“ und so weiter. Das ist „Panikmacherei“, die schlechteste Position, in die nicht wenige Brigadiere zurückfielen. Lenin sagt: „Panikmacherei ist ein Feind der Planmäßigkeit. Solche Menschen sind nicht fähig, eine Schlacht mit dem Klassenfeind zu führen, zu leiten und anzugreifen, sie sind Fesseln in der Arbeit der Organisation.“

Als allgemeine Schwäche der Brigadiere lässt sich anführen, dass sie die Arbeitseinsätze der Genossenschaftsbauern unregelmäßig durchführten, damit letztere sich in jedem Augenblick klar machen konnten, wie viel sie erarbeitet hatten. Obwohl es für jede landwirtschaftliche Arbeit aufgestellte Normen gab, spielte bei der Abrechnung der Arbeitstage die schädliche und gefährliche Gleichmacherei eine große Rolle. Die einzelnen Brigaden und einzelnen Glieder arbeiteten, die Arbeit wurde insgesamt errechnet und gleichmäßig unter den Teilnehmern verteilt. Die Brigadiere haben nicht genug zur Umerziehung der Genossenschaftsbauern durch ihre ständige Anwesenheit unter ihnen getan. An Tagen schwerer Arbeit, Hacken, Ernte u. a., saßen sie gewöhnlich unter einem Baum und „erledigten“ den ganzen Tag ihren Arbeitseinsatz. Angesichts des kooperativen Bewusstseins und der Vorstellungen der Genossenschaftsbauern von der Führung der gemeinsamen Arbeit, anezogen von ihren Vorfahren, die in der Vergangenheit nach Rumänien arbeiten gegangen waren, und durch die Tätigkeit des Feindes, verärgerte diese Arbeitsmethode die Arbeiter.

53.

Sie sollen sich an der Kreuzung mit den weißen Steinen, von wo die Straße ins Elstertal abgeht, getroffen haben. Meine Mutter kam mit der Hacke vom Feld, mein Vater kam gerade von Zuhause und führte die Ziege Rosa an einem Strick hinter sich her. „Wo willst du mit der Ziege hin, Nikola!“, rief meine Mutter. – „Wo sie hingehört“, antwortete mein Vater. „Lass sie ihnen, lass sie ihnen, sollen deine Kinder keinen Tropfen Milch mehr zu trinken haben? Lass ihnen die Ziege!“ Sie ging unter Tränen nach Hause, er zog Rosa weiter zur LPG.

54.

Zweiter Auszug aus dem Bericht:

So lief es auch bei den Viehzüchtern. Jedem Viehhüter wurde eine bestimmte Anzahl Rinder und Schafe zugeordnet, ohne vorher zu klären, ob er mit der ihm übertragenen Aufgabe zurechtkommen wird. Im oberen Genossenschaftshof sind 39 Pferde und 64 Rinder und keiner weiß konkret, für welches Tier er verantwortlich ist. Als Antwort auf die dem Genossen Marin Hinkov gestellte Frage, für welche Kühe er zuständig sei, deutete er auf den ganzen Stall und sagte: „Wir alle sind für das ganze Vieh verantwortlich.“ Und beeilte sich zu sagen, dass es so besser sei, weil sonst gewetteifert würde, „wer sein Vieh besser füttert, und es würde zu Futterdiebstählen kommen“. In dieser Situation gibt es keinen Wetteifer. Die Viehhüter stehen auf ihrem Posten wie vor einem leblosen Leichnam nach ausgeübtem Anschlag und warten das Ende der Autopsie ab, um nach Hause zu gehen. Dass nicht mit dem Futter gespart und keine Rationen eingehalten werden, macht niemandem etwas aus. Bei einer solchen Organisation der Arbeit kann von Wettbewerb und Bezahlung über die Norm hinaus keine Rede sein.

55.

Da ich ein schlechter Esser war, fiel mir überhaupt nicht auf, dass wir keine Milch hatten. Dass die Ziege nicht mehr zu Hause war, bereitete mir Kummer. Ich war an sie gewöhnt wie an einen schweigsamen und eigensinnigen Freund. Manchmal hatte man mich in die Nähe des Dorfes geschickt, um sie zu weiden. Während sie ihren rostfarbenen, stark aufgeblähten Bauch mit Blättern füllte, lag ich im Gras und las ein Buch. Einmal, es war am Anfang der Pubertät, als ich meinen Blick auf jene rötliche Stelle unter ihrem erhobenen Schwanz heftete, kam mir ein seltsamer Gedanke. Der für mich zuständige Schutzengel, der sich hinterher nicht immer als so wachsam erwies, bewahrte mich jedoch vor sodomistischen Praktiken.

56.

Abschnitt „Bildungsarbeit“:

Im Dorf wurden zwei Politschulen eingerichtet – eine einjährige und eine zweijährige, außerdem zwei allgemeinbildende Schulen mit fünf Lesegruppen. An der landwirtschaftlichen Genossenschaft gibt es einen agrotechnischen Zirkel, der regelmäßig Schulungsveranstaltungen durchführt. 6 Dorfversammlungen zur Klärung verschiedener wirtschaftlicher Fragen fanden statt. 3 Kundgebungen fanden statt – anlässlich des Ersten Mai, des Neunten September und Zweiten Friedenskongresses. 32 Agitprop wurden zu verschiedenen Gelegenheiten ausgetragen, allein über den Funk 18 Agitprop und Sendungen. 32 Instruktionen für die Agitgruppe und 161 Versammlungen in Kiezen und Brigaden zur Klärung verschiedener aktueller Fragen. Zu verschiedenen Anlässen wurden 1468 Plakate, Aufrufe und Informationsblätter geschrieben, aufgehängt und verteilt.

57.

Hinter diesen offenbar übermäßig ernst genommenen statistischen Angaben stehen lokale Parteiaktivisten, die sich abends auf den Dorfstraßen zeigen und nach einer Liste Einladungen zu einer weiteren Veranstaltung austragen, auf den Stühlen im Dorfgemeinschaftshaus einnickende Leute vor der monotonen Geräuschkulisse der langweiligen Vorträge, strickende und spinnende Frauen, denen eine Lehrerin aus einem sowjetischen Kolchoseroman vorliest. Ein Mann mit hängender Zunge und Bleistift in der Faust müsste auftauchen, der sich nicht sicher ist, ob er den Kampf gegen die ersten drei Buchstaben seines Namens fortsetzen soll, damit man ihn als des Lesens und Schreibens kundig erklärt, oder einen kräftigen Fluch ablassen und schlafen gehen soll. Hinter den Ziffern stehen die mit Pinsel und einem Eimer Kalklösung durch die Gassen laufenden Kinder, Jungen und Mädchen, die auf der Pritsche des Lastwagen Kotscho singen und kichern auf dem Weg zu einer Agitprop in einem Nachbardorf. Hinter den Ziffern leuchtet auch die ätherische Hoffnung auf den famosen neuen Menschen mit seinem neuen Bewusstsein. Das Bewusstsein dessen jedoch, der den Holzwagen in seinem Hof nicht mehr sehen und die widerkäuende Kuh nicht mehr hören konnte, war einzig von atavistischer Angst erfüllt. Der Angst vor Hunger.

Am 19. März 1951 wird die berühmte Anordnung des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei „Anlässlich der Entstellungen der Partei- und Regierungspolitik“ erlassen. Als Opferlamm wurden das Kreiskomitee von Kula und die Parteiorganisation im Dorf Jablanica ausgewählt. Sie werden gebrandmarkt als offensichtlichste Beispiele für *„die Verletzung des Prinzips der Freiwilligkeit bei der Kollektivierung der werktätigen Bauern, Verletzung der volksdemokratischen Gesetzlichkeit, eine unmenschlich bürokratische Beziehung zu den Bedürfnissen der Bauern, ungesetzmäßige Verhaftungen,*

grobes Verhalten, Verhängung rechtswidriger Strafen“. Ziel der Aktion war, die zentralen Parteiorganisationen als rein und unschuldig hinzustellen und die Schuld an den Verletzungen ganz auf gewissenlose und übereifrige Lokalpolitiker zu schieben. Das demagogische Element in diesem Erlass führte bald zu einem Bumerangeffekt. Gerüchte kamen nach Paulikaner Kaminische, dass in vielen Dörfern in der Umgebung eine Auflösung der Genossenschaften begonnen habe. Das bezog sich sogar auch auf das Dorf Slatina, wo die Koope-
rativbewegung schon vor 1944 gegründet worden war. Eine Anordnung zur Auflösung der LPGs käme vom Parteiführer Valko Tschervenkov selbst, hier und da wären die lokalen Politiker aber dickköpfig und erfüllten sie nicht. Nach dem massenhaften Einreichen von Anträgen auf Eintritt in die LPG im Jahr 1950 begann jetzt ein massenhaftes Einreichen von Anträgen für den Austritt. Die Geschehnisse im Frühjahr 1951 wurden in den nächsten Jahren als „April-Unruhen“ bezeichnet, dann wurden sie von Radio, Büchern und Zeitungen einfach verschwiegen.

Es hieß, jemand habe die Glocke geschlagen. Ich habe sie nicht gehört, ich hörte nur jenes so spezifisch besorgnisanische Stimmengewirr, das ich von einem kürzlich miterlebten Brand in Erinnerung hatte. Als ich die Tür an unserem Hoftor öffnete, sah ich meine Mutter, wie sie ihr Tuch festhielt, um in Richtung Elstertal zu laufen. „Sie zerstören die Genossenschaft!“, rief jemand von der Kreuzung mit den weißen Steinen.

In der Schublade eines Bücherschranks war ein doppelschneidiges Messer, das man, hätte es nicht wie ein Spielzeug ausgesehen, auch Dolch nennen könnte. Sein Griff hatte scharfe Metallkanten, bei leichtem Druck schnitt es tief in die Handfläche. Die beiden Klingen waren dafür so stumpf, dass sie ihren Namen nicht verdienten. Das Einzige, wozu man sie gebrauchen konnte, war zum Bücher Aufschneiden.

Die Spitze war nicht ganz grade, ich weiß nicht, aus welchem Material die Legierung war. Das eine Mal, wo ich mich erinnern kann, dass dieses Ding unser Haus verlassen hat, war in der Eigenschaft als Theaterrequisit für das Stück „Strahil, der schreckliche Heiduck“, eine Aufführung vom Frauenverein des Dorfes, in der meine Lehrerin Blagovesta Veltschovska die Titelrolle spielte. Jetzt tauchte ich atemlos und mit der besagten Waffe unter dem Strickhemd an der Stelle auf, von wo das laute Stimmengewirr kam.

Insgesamt ähnelte das Ganze einer Hochzeit, in der Etappe, wenn beide Familien sich gegeneinander aufbauen und um das Banner ringen. Das Banner ist ein langer Stock mit einem angebundenen weißen Tuch und einem roten Apfel oben aufgespießt. Wenn das Hochzeitsgetümmel seinen Höhepunkt erreicht hat, packen sich die stärksten von der Seite der Braut und von der Seite des Bräutigams ein Ende und es beginnt ein heftiges Ziehen, an dem sich alle mit Brüllen, Schreien, Lachen und manchmal auch Weinen beteiligen, nur die Schaulustigen von der Straße oder den Nachbarhöfen nicht. Der Ehrgeiz, sich gegen die neuen Verwandten durchzusetzen, ist so groß, dass man in diesem Moment alles vergisst. Einmal habe ich gesehen, wie ein Kind, ein Junge in meinem Alter, versuchte, aus dem Epizentrum des wütenden Hin- und Hergererre der Menschenmenge herauszukommen. Der graue, in neuen Stiefelhosen steckende Hintern von einem Hochzeitsgast, der ein Ende des Banners ergriffen hatte, drückte ihn so auf die Treppensteine, dass der Mund des Jungen sofort vor Weinen aufgerissen war, das niemand hören konnte, während ihn der Hintern weiter drückte und einen ganzen Tränenstrom aus seinen Augen trieb. Jetzt gab es kein Banner und beide Gruppen zogen nicht in verschiedene Richtungen, sondern gingen aufeinander los. Aber auf den Mauern zu beiden Seiten der Straße, die zur Genossenschaft führte, waren wieder viele Schaulustige.

An der Spitze der Angreifer gab es viele Frauen. Später stellte sich heraus, dass das in gewissem Sinn eine absichtliche, wenn auch naive Taktik derer war, die ihr Eigentum zurückhaben wollten. Was die Frauen taten, als nach dem patriarchalen Verständnis einfacher gestrickter und entsprechend verantwortungsloserer Teil der Menschheit, ließ sich leichter rechtfertigen. Weil den neuen, jetzt unsicher gewordenen Genossenschaftsbauern eingeredet worden war, dass der Griff nach allem, was vorher privates und jetzt allgemeines Eigentum war, nun schon als Gesetzesübertretung angesehen werde. Sie hatten Anträge zum Austritt aus der LPG gestellt, damit wurde ihnen aber nicht sofort ihr Land, Vieh und Inventar zurückgegeben. Man soll ihnen erklärt haben, dass dies nach einer bestimmten Vorgehensweise geschehen müsse, damit die Arbeit der Anderen nicht beeinträchtigt werde. Gleichzeitig wurde eine panische Kampagne zum Rückzug der Anträge geführt. Die Natur ließ sich jedoch weder von groß angelegten parteiideologischen Strategien noch von kleinen, listigen Schachzügen beeindrucken. Es war Monat April und die Erde, noch feucht vom gerade getauten Schnee, wartete, dass man mit ihr das tat, was um diese Zeit immer getan wurde. Die Schneide einer Pflugschar und Maissamen mussten in sie eindringen. Und die, die eine atavistische Angst und Scham vor der Missachtung dieser Erwartung empfanden, waren schon extrem entnervt.

Die Straße zwischen den beiden Mauern hatte sich mit ihnen gefüllt. So drängten sie zur Genossenschaft und riefen: „Gebt uns die Kühe! Gebt uns die Kühe, damit wir den Boden bestellen!“ In der Menge liefen einige Männer mit vor Anspannung rot angelaufenen Gesichtern immer hin und her und brüllten: „Schlag dich nach vorn! Schlag dich nach vorn, bleib nicht stehen! Dränge vorwärts!“ Am hartnäckigsten von allen war mein Onkel Neno. Seine Mütze hatte er irgendwo verloren, sein rotes, spitznasiges Gesicht und sein dünner

Hals, wie von einer besonderen Sorte Hähne, waren schweißüberströmt. Sein blonder Sohn Goran muss in der vorderen Gruppe der Angreifer gewesen sein, dort, wo die Frauen ohrenbetäubend krakeelten und fluchten. Dort müssen auch Tante Jana, Papas Schwester und Gorans Stiefmutter gewesen sein, weil sie und meine Mutter sich in einem Augenblick feindlich gegenüberstanden hatten. Ob sie die Arme verschränkt hatten, wie einige von den Angreifern und den Verteidigern, weiß ich nicht, jedenfalls führten sie eine Schlacht mit Worten gegeneinander. Es macht Sinn, dies festzuhalten, weil während der Jahre, als die beiden zusammen in unserem alten Haus am Felsen wohnten, sie sich kein einziges Mal gestritten haben. Zusammen gruben und ernteten sie auf dem Feld, zusammen kümmerten sie sich um mich und meine Schwester. „Verschwinde, verschwinde, hier gehörst du nicht hin!“, rief meine Mutter. „Ich habe es satt!“, schrie meine sanfte Tante Jana. Das „Satthaben“ bezog sich auf die LPG. „Wo bist du, Nikola, wo bist du!“, rief meine Mutter rhetorisch, „und sieh dir an, mit was für Leuten deine schöne Schwester losgezogen ist, die Genossenschaft zu zerstören!“ – „Ich werde sie zerstören!“, rief Tante Jana noch lauter.

Mein Vater war nicht da. Er war schon am Morgen zu einer Konferenz in die Stadt gefahren. Möglicherweise hatte man deshalb genau diesen Tag für die Aktion gewählt, die in den vorhergehenden Wochen in einigen Dörfern der Umgebung übrigens erfolgreich verlaufen war. Dort waren die Leute in die Genossenschaft gegangen, hatten ihr Vieh in den Gemeinschaftsställen losgebunden und nach Hause geführt.

Von der Stelle, an der ich stand und zuguckte – das war die Mauer vor dem kürzlich errichteten und noch nicht gedeckten zweistöckigen Gebäude der Sanitätsstelle – sah ich Panko Schabanski, eben jenen Chauffeur, mit dem wir nach Sofia gefahren waren, um den Lastwagen zu kaufen. Panko war jetzt der neue Vorsitzende des Gemeinderats. Er

war auf die Stelle von Stojtscho Panev gewählt worden, der es geschafft hatte, dem Dreck von Paulikaner Kaminische zu entkommen. Der zwei Meter lange, großköpfige Panko stand auf der gegenüberliegenden Mauer und versuchte, die krakeelenden Leute vor seinen Füßen zu überschreien. „Wir haben Anträge gestellt, dass wir austreten, gebt uns unsere Kühe!“, das war unten am lautesten zu hören. „Es hat alles seine Ordnung, Genossen! Versteht doch, es hat alles seine Ordnung!“, antwortete Panko. Mit so einem weißen Gesicht, als hätten die Bremsen des Lastwagens gerade versagt und er flöge jetzt mit einer Ladefläche voller Leute in die Schluchten über dem Ossam. Trotzdem huschte ein Lächeln um seinen Mund, aber seine rechte Hand drückte die ganze Zeit den Griff einer halb aus der Hose gezogenen Pistole. Außer ihm waren mindestens noch zwei bewaffnete Männer vor der Sanitätsstelle. Der eine war der Wärter der Genossenschaft, ein alter Mann mit über die Schulter gehängtem Gewehr – wahrscheinlich von den Feldhütern der früheren Gemeinde, und noch einer, aber er war nicht aus Kaminische. Ein sehr großer, spargeldünner Mann mit einem ganz kleinen Kopf. Ich erinnere mich an ihn wegen seiner äußeren Erscheinung, Jahre später stellte sich heraus, dass er der Vater eines Mitschülers aus dem Gymnasium und Schneider von Beruf war. Der Dünne mit dem kleinen Kopf hatte auch ein Gewehr über der Schulter und versuchte, offensichtlich ohne Erfolg, gegen eine verschwitzte, rot angelaufene und außerordentlich schrill krakeelende Frau anzureden. Einmal spuckte sie ihn im Wortgehegel absichtlich oder ohne es zu wollen an, er wischte sich das Gesicht ab und hob wohl ein Bein, um sie zu treten. Außer ihm standen noch ein-zwei unbekannte Männer an der Mauer. Wie auch der Schneider waren sie eingezogen worden, um die Lage in den unruhigen Dörfern zu stabilisieren, Kommunisten aus Lovetsch oder eingesetzte Parteipropagandisten.

Wortgefechte wie das zwischen dem Mann aus Lovetsch mit dem Gewehr und der spuckenden Frau wurden in dem Menschengewimmel an vielen Stellen geführt. Aber die Rufe „Schlag dich nach vorn! Bleib nicht stehen!“ schienen weniger zu werden. Am lautesten war einmal die Stimme von Opa Todor Weißkittel zu hören. Der Alte befand sich auf eigenem Territorium, sein Haus lag neben der Genossenschaft. Er stand hinter dem Zaun vor seiner Scheune, ohne sich unter die Angreifer zu mischen. Opa Todor winkte bedrohlich zu seiner Enkelin Krastina herüber, die bei den Verteidigern war. Wer sich sonst noch den Weg zur Genossenschaft bahnte, konnte ich von der Mauer, auf der ich stand, nicht sehen, die Anzahl derer, die einfach zuschauten, ohne sich einzumischen, war jedenfalls ziemlich groß. Ich habe Onkel Nenos Gesicht in diesen Minuten in Erinnerung behalten. Immer noch wütend, aber auch verzweifelt, dass der anfängliche Sturm auf den Stall, wo die Kühe darauf warteten, losgebunden zu werden, an Kraft verlor.

Jetzt kann ich nicht sagen, ob der Miliz-Chef mit einem kleinen Geländewagen oder einem normalen Auto kam. Ein paar grüne Uniformen tauchten von hinten auf, wo die Leute, die die Genossenschaft stürmten, nicht mehr so dicht standen. Auf die Rufe, sie hätten einen Antrag gestellt und wollten ihr Vieh zurück, soll er geantwortet haben (ich habe ihn nicht gehört), dass sie in ihrem Recht seien, es jetzt aber besser wäre, wenn alle auf den Platz gingen und sich dort über das weitere Vorgehen einigen würden. Auf einmal gingen wirklich alle zum Platz. Er liegt 300–400 Meter von der Genossenschaft entfernt. Wahrscheinlich waren sie eher von den Uniformen verschreckt als überzeugt, dass alles ein gutes Ende nehmen würde. Es wurde jedoch keine Versammlung auf dem Platz durchgeführt. Der Chef stieg auf die hohe Treppe vor der alten Gemeinde (jetzt hieß sie Dorfrat) und ordnete an, alle sollten nach Hause gehen. „Woher ein jeder gekommen ist!“, so erklärte der uniformierte Chef.

Noch am selben Tag wurden Onkel Neno und sein Sohn Goran verhaftet. Onkel Neno wurde zu drei, Goran zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

58.

Ich weiß nicht, ob meine Oma Dimitra für ihren Schwiegersohn im Gefängnis gebetet hat. Obwohl sie die Ehe zwischen Tante Jana und dem kinderreichen Witwer zuerst nicht gutgeheißen hatte, nehme ich an, dass sie jetzt seinen Namen erwähnte, wenn sie sich vor der Ikone in dem halbdunklen Nordzimmer verneigte. Die von Opa Ilija am Vorabend des Balkankrieges geschnittene Ikonostase hing dort an der Ostwand. An der Nordwand stand unter dem engen, mit Eisenstäben vergitterten Fenster der ehemaligen Kneipe die Truhe. Dort bewahrte Oma Dimitra die Kleider auf, die sie für ihre Beerdigung vorbereitet hatte: ein mit Bändern besetzter Sukman, Gürtelschnallen, ein Kopftuch, eine weiße Bluse. In dieser Truhe versteckte sie auch ihre Ersparnisse von der Witwenrente für den bei Çhataldzha gefallenen Opa Ilija. Ich weiß, dass sie manchmal, zum Beispiel als mein Vater das Radio kaufen wollte, etwas von diesem Geld herausholte. Eines Tages jedoch, es war ein sehr schwarzer Tag für sie, musste sie alles hervorziehen. 1952 wurde wieder einmal eine Währungsreform durchgeführt. Die Regierung hatte offenbar das Ziel, die Finanzkraft des Staates zu erhöhen. Mehr oder weniger wurden alle dadurch geschädigt, besonders hart aber traf es die, die ihr Geld nicht auf ein Bankkonto eingezahlt hatten. Der Wert der neuen Währung im Vergleich zum Wert der alten, unter Matratzen und in Kopfkissen gehorteten war im Verhältnis 1:100. Oma Dimitra hielt das nun sinnlos gewordene Tuch mit der größten Summe, die sie in ihrem Leben gespart hatte, in der Hand, weinte und fluchte.

Die geheimnisvolle Zurückgezogenheit des kleinen Zimmerchens mit der Ikonostase der Heiligen Gottesmutter

wurde übrigens schon 1949 zerstört. In dem Jahr mauerten wir das Ziegelsteinhaus auf, von dem mein Vater glaubte, dass es am besten an das Gebäude mit dem tiefen Keller und der Etage, die Ende der 30-er Jahre von Opa Dotscho als Kneipe genutzt wurde, angehängt werden sollte. Die Tür, die das alte Gebäude mit der Zementtreppe des neuen verband, war in die Ostwand von eben jenem kleinen Zimmerchen gebrochen, links von der Ikone. Zuerst hatte der Architekt ein Projekt für ein Haus am Ende des Grundstücks gezeichnet, dort, wo der Garten mit Opa Dotschos Bienenstöcken war. Die Verwirklichung des Projekts sollte unsere finanziellen Möglichkeiten aber weit übersteigen, deshalb hatte mein Vater die Idee zu einem anderen Haus, das das alte Gebäude einbezog. In einem Sommer beschäftigten wir uns mit der Ziegelherstellung und dem Heranschaffen von Bäumen aus den gegenüberliegenden Wäldern. Außer den Handwerkern und den anderen Arbeitern, denen bezahlt wurde, halfen auch Nachbarn und Verwandte mit, Nachbarschaftshilfe in schweren Zeiten. Das neue Haus hatte einen Raum im Erdgeschoss für eine Küche und zwei Zimmer im oberen Geschoss. 1949 zogen wir ein, es blieb noch einige Jahre unverputzt, die endgültige Fertigstellung zog sich noch Jahrzehnte hin.

Oma Dimitra blieb in einem der Schachtelzimmer, in die die frühere Kneipe durch Zwischenwände unterteilt war, nur im Winter kam sie in die Küche im Erdgeschoss des neuen Gebäudes. Ihr eigenartiger, trotziger Charakter änderte sich nicht. Opa Dotscho und Oma Donka gegenüber zeigte sie eine zurückhaltende Unfreundlichkeit. Sie konnte sich nicht damit abfinden, dass sie ihr eigenes Haus unter dem Felsen oben verlassen und auf einen anderen Hof umziehen musste. Obwohl mein Vater vor allem an ihr schweres Leben als Witwe gedacht haben mag, als er die Vorteile der maschinellen Großlandwirtschaft über den grünen Klee lobte, blieb Oma Dimitra misstrauisch gegenüber der Produktionsgenossen-

schaft. Für sie war das ein gemeinsames Unternehmen, in dem jeder herumpfuschte. Über diese Arbeitsweise kannte sie alle möglichen Sprichwörter wie „Viele Köche verderben den Brei“ oder „Halb Haus, halbe Hölle“. Obwohl sie nie zu den Versammlungen im Dorfgemeinschaftshaus oder den Kundgebungen auf dem Platz ging, war ihr das Gerede der Leute zu Ohren gekommen, dass Nikola Svitkov sich gestern Abend wieder heiser geschrien und für diese verrückte Idee agitiert hätte, die das Dorf wie ein Unheil überkommen hatte und nur einem Lehrerhirn entspringen konnte. Ein-zwei Mal hörte ich sie, wie sie auf meinen Vater nach seinen ewigen, bis Mitternacht dauernden Sitzungen gewartet hatte und besorgt klagte: „Bestimmt will dich jemand umbringen, Nikola. Irgendeiner dreht durch und bringt dich um.“ Er reagierte entweder mit Schweigen oder einem kurzen, verärgerten: „Geh schlafen! Leg dich hin und schlaf!“

Meine Mutter ging jeden Tag in die Genossenschaft und Oma Dimitra hütete unsere einhornige Kuh Bozhana. Trotz ihres zahm klingenden Namens, war diese Bozhana kein bisschen zahm. Ein Horn hatte sie vor meinen Augen als junge Kalbe im Kampf mit einer knochigen, kräftigen Gegnerin verloren. Dadurch war das Einspannen schwierig, aber wahrscheinlich hatten sie sie – und nicht ihre Schwester – zur privaten Nutzung behalten, weil sie mehr Milch gab.

Die Monate zwischen Juni, als ich die siebte und damit letzte Klasse der örtlichen Schule abschloss, und September waren mein pantheistischer Sommer. Aus irgendwelchen Gründen wurde ich und nicht Oma Dimitra sehr oft geschickt, die Kuh zu hüten. Ich tat mich manchmal mit anderen Jungen zusammen, unsere Geselligkeit dauerte aber meist nicht lange. Es reichte, wenn eine Kuh ihren Kopf vom Boden hob und den Schwanz nach oben knickte. Das hieß, dass eine Hornisse aufgetaucht war. Die Panik übertrug sich sofort auf die anderen Tiere. Und alle stürzten davon, wie

es ihnen einfiel. Dann musste jeder von uns bergauf-bergab durch Wälder und Buschwerk laufen, über Brombeer-gestrüpp stolpern, immer hinter der toll gewordenen Kuh hinterher. Denn wenn eine der Kühe allein blieb, konnte sie, wenn sie sich beruhigt hatte, in fremde Felder oder Gärten gehen. Sie konnte sich irgendwo nach Herzenslust mit Luzerne vollfressen. Dann würde sich ihr Bauch aufblähen, der Tierarzt müsste ihn durchstoßen, damit irgendwelche Gase von dort entweichen konnten, und niemand konnte wissen, wie die Operation ausgehen würde.

Wenn sie allein war, war Bozhana weniger wild. Ich mochte den Flecken Bankovoto gern, in der Nähe der Wärterbrücke. Stundenlang konnte ich an dem Bergbach sitzen und beobachten, was für ein Leben es im Wasser und rundherum gab. Ein Tierchen brach zur Reise auf in der, im Vergleich zu dem kleinen Schiffchen seines Körpers, unermesslichen Weite des Wassertümpels. Über den Grund kroch ein Krebs, langsam wie ein Einsiedler-Philosoph, und beeilte sich, gelangweilt von der Banalität der Welt, sich in die Dunkelheit seiner Behausung zurückzuziehen. Über der Wasseroberfläche standen Libellen, unbeweglich wie Hubschrauber, und wenn sie ihre Beobachtungen abgeschlossen hatten, flogen sie weiter, um den nächsten Tümpel zu erforschen. In den Bäumen gaben Vögel, die nicht wussten, dass bald Flugzeuge über Bankovoto und anderen Flecken ringsum tödliche Pulver der modernen Agrotechnik ausstreuen würden, seelenruhige, lautstarke Geräusche der Sorglosigkeit von sich. Um die Mittagszeit lag Bozhana gewöhnlich wiederkäugend im Schatten, ich saß an einer der Quellen und zog das Essen aus meinem Beutel. Brot, ein Stück Käse, eine Zwiebel, eine Tomate, eine Gurke. In dem Beutel waren auch meine Bücher.

In der Schulbibliothek war lange alles ausgelesen, auch in der Bücherei im Dorfgemeinschaftshaus gab es nicht mehr viel. Als ich nach einem dicken, fest eingebundenen Buch griff,

schüttelte der Vorsitzende des Dorfgemeinschaftshauses (er war ein aus irgendwelchen Gründen vorzeitig entlassener Offizier, der gleichzeitig auch in der Bibliothek Dienst tat) missbilligend den Kopf: „Das liegt eine Zeit bei dir zu Hause und dann bringst du es zurück.“ Es war „Anna Karenina“. Der Mann irrte sich. Ich verschlang den Roman von Tolstoj. Mit sehr viel größerer Begeisterung las ich jedoch die vier Bände von „Der stille Don“. Am meisten faszinierte mich der dritte Band, wir hatten ihn zu Hause. Der Anfang der 40-er Jahre in demokratischeren Zeiten erschienene Roman von Scholochov war inkriminiert. Mein Vater hatte das Buch in den Mauern unseres alten Hauses versteckt. Der schwarze Einband und ein Teil der Seiten waren von Mäusen angefressen.

Einmal während meiner einsamen Tage in den Wäldern und Weideauen am Bankovoto begann mich eine immer stärker werdende Unruhe umzutreiben. Sie schien wieder von den Büchern zu kommen. Alle diese nach dem Krieg geschriebenen sowjetischen und bulgarischen Romane über Kavaliere goldener Sterne, Partisanen und Revolutionäre, Flieger und Panzersoldaten, Arbeiter und Kolchosebauern, Erbauer neuer Städte in der Taiga vergrätzten nur meine Leselust und ließen ein unklares Gefühl von Unbefriedigtsein zurück. Weit hinter der triangulären Pyramide auf dem Gipfel Hissar, hinter dem weißen Band des Ossam und hinter den Balkanhöhen waren Bibliotheken mit allen möglichen Büchern. Und viele andere Dinge gab es dort. Kinos, Theater und Sportplätze zum Beispiel, wo meine Altersgenossen ihre Zeit auf andere Art ausfüllten. Der Natur, die mich in all ihrer Schönheit umgab, war meine Gegenwart und Zukunft genauso gleichgültig wie die einhörnige Kuh Bozhana.

Hier reifte an einem meiner einsamen Tage auf Wiesen und Weiden eine Entscheidung in meinem Kopf.

Immer, wenn ich am Ende des letzten Schuljahres gefragt wurde, wo ich nach der siebten Klasse weiterlernen

möchte, sagte ich „in Lovetsch, im Gymnasium“. Weil zwei abgeschlossene Gymnasialklassen verlangt wurden, damit man in die Militärflottenschule in Varna eintreten konnte. In Lovetsch war jedoch vor zwei oder drei Jahren in den Gebäuden des aufgelösten amerikanischen Mädchencolleges ein Fremdsprachengymnasium gegründet worden. Im vorletzten Jahr hatte sich meine Schwester dort beworben, wurde aber nicht angenommen. Man schlug ihr stattdessen vor, zwischen den Gymnasien in Sofia und Varna zu wählen, wo man Russisch lernen konnte. Obwohl es für mich nichts mit der erfolglosen Bewerbung zu tun hatte, wollte ich nichts vom Fremdsprachengymnasium hören. Es sah für mich wie ein typischer Ort für Mädchen aus, und ich wollte mich weiterhin in Matrosenuniform an Bord eines Schiffes sehen. Mein Vater versuchte mir zu erklären, wie schön es ist, wenn man fremde Sprachen beherrscht, gab mir aber auch zu verstehen, dass er mich nicht zwingen würde, etwas gegen meinen Willen zu tun. Was Opa Dotscho angeht – noch als ich in den unteren Klassen auf der Schule war, riet er mir, Flieger zu werden, wenn ich groß bin. Und das nicht, weil es ein echt männlicher Beruf war, sondern damit ich eines Tages aus Bulgarien „abhauen“ könnte, wie er sich ausdrückte. Am leichtesten ging das seiner Meinung nach mit dem Flugzeug. „Ich will nur, dass du über unser Haus fliegst und mir einen Brief hinunterwirfst. Dann...!“ Und er wies mit der Hand irgendwo nach Südwesten in die weite Welt.

Als in meinem Kopf die Entscheidung reifte, mich trotzdem im Fremdsprachengymnasium zu bewerben, war mein Vater wieder nicht zu Hause. Er war für einen Monat zur Reserve eingezogen worden. Die weißhaarige Lehrerin Glozhenska öffnete mit mir eine Schublade im Lehrerzimmer oder wahrscheinlicher noch im Direktorenzimmer. Dort lagen die Bewerbungsrichtlinien, die an die Schule geschickt worden waren. Glozhenska war übrigens sehr zufrieden mit

meiner Entscheidung und kümmerte sich um mein Zeugnis und die anderen Dokumente, die nach Lovetsch geschickt werden mussten. Mitten im Sommer saß ich mit einem Tintenfläschchen, einem Federhalter und einem Stück Löschpapier, die ich aus dem Dorf mitgebracht hatte, an einer Schulbank, auf der ein ganzer Stapel gestempelter, kariertes Blätter lag. Ich war in die Gruppe der Schulbewerber geraten, die in den Gymnastikraum des ehemaligen amerikanischen Colleges gesetzt wurde. Meine Mitbewerber kamen aus dem ganzen Land, die meisten aus Sofia. Eine blonde Frau mit einer unglaublich roten Nase verlas das Thema der schriftlichen Prüfung „Was uns die Organisation „Kleiner September“ lehrt“. Ich möchte gern glauben, dass meine Altersgenossen, die sich freuten, als die rotnasige Lehrerin diese Banalität vortrug, nicht angenommen wurden, nur dass ich mir nicht ganz sicher bin. Ich gab keinen Laut von mir, denn so ist mein Charakter, und ich kann auch nicht behaupten, dass ich wegen dieser, die Fähigkeiten des Gehirns nicht besonders ansprechenden Formulierung beleidigt gewesen wäre.

In einer heißen Augustnacht arbeitete ich zusammen mit einem Dutzend Mädchen und Jungen in meinem Alter und einigen größeren auf dem Dreschplatz in der Genossenschaft. Unsere Aufgabe war, das aus der Dreschmaschine kommende Stroh mit einer Heugabel wegzuziehen, um es nach hinten zu werfen und dann oben auf einen großen Haufen zu bugsieren, den zwei-drei sachkundige Männer zehn Meter hinter der Maschine errichtet hatten. Der Traktor dröhnte so laut, dass wir schrien, um ihn zu übertönen. Was wir tun mussten, war nicht besonders schwer, es ähnelte eher einem Spiel. Ich stand ganz oben, vielleicht in 4–5 Meter Höhe. Ganz nah beim Meister auf dem Haufen. Einmal habe ich wohl einen Schritt oder zwei zur Seite gemacht, unten hatte jemand etwas sehr Komisches gesagt und die Heugabeln hörten einen Moment lang auf, sich zu bewegen. Dann

tauchten vor meinen Augen ein schwarzer Himmel und viele tanzende Sterne darauf auf. Ich war mit dem Kopf nach unten geflogen, war jedoch wohl nicht lange bewusstlos. Irgendwo oben, vom schwarzen Sternenhimmel her hörte ich die Stimme des Meisters: „Einer ist anscheinend runtergefallen, seht mal nach!“ Dann beugten sich Leute über mich.

Ich lag in dem Nordzimmer der früheren Kneipe von Opa Dotscho, wo es am kältesten war. Meine Schmerzen in Genick und Kreuz wurden schon mit jedem Tag weniger. Es klopfte am Fenster, und der Postbote warf einen Brief durch die Tür. Mir wurde mitgeteilt, dass ich am Fremdsprachengymnasium aufgenommen war.

An die heiße Augustnacht erinnerte ich mich Jahrzehnte später, als mir ein Arzt mit dem Finger etwas auf dem gerade gemachten Röntgenbild zeigte. „Hier haben Sie eine Verengung im Zwischenraum der Wirbel.“ Und er zeigte mir, bei welchen Halswirbeln genau dies der Fall war. Auf meine Frage, ob damit meine so häufigen Kopfschmerzen zu erklären seien, zuckte der Arzt unbestimmt mit den Schultern.

59.

Was für ein Neid wegen der Freiheit, über die meine Freunde verfügten und die sie wahrscheinlich überhaupt nicht zu schätzen wussten, überkam mich, als ich sie unter dem Dach auf der Überdachten Brücke spazieren gehen sah. Es waren drei – Minko, Peter Stoev und noch einer, er war wohl gerade auf das Lovetscher Gymnasium gekommen. Alle drei waren in Uniform. Ich war hoch oben auf der wie eine Festungsmauer über den Ossam ragenden Mauer des ehemaligen amerikanischen Colleges. Die Entfernung zwischen ihnen und mir war nicht mehr als 100–150 Meter Luftlinie, aber wir versuchten gar nicht erst, unsere Stimmen zu hören, zu groß war der Lärm von den Autos und Pferdewagen, die über die Überdachte Brücke fuhren. Wo meine Freunde wohl

hingingen? Ob zur Schulmensa, zum Stadion, zum Basar, wo jetzt die berühmte Lovetscher Messe stattfand, oder in eine ihrer Wohnungen, die sie frei bewohnten und frei verlassen konnten. Ich konnte die hohen Mauern der Internatsfestung nicht verlassen. In die Stadt zu gehen war uns nur einige wenige Stunden erlaubt, mittwochs eine und sonntags drei. Die übrige Zeit war für Deklinationen und Konjugationen bestimmt.

Schon in den ersten Wochen nach meinem Eintritt in die Fremdsprachenschule hängte ich mir einen Kalender über das Bett. Darauf waren alle Tage bis Ende Dezember, wenn wir in die Winterferien entlassen werden würden, mit kleinen Kästchen eingezeichnet. Die Kästchen waren in einer langen, sich windenden Linie angeordnet, etwas zwischen Schlange und Zug. An die Stelle des Kästchens, das dem 30. Dezember entsprach, hatte ich eine Lokomotive mit einer langen Rauchwolke dahinter gezeichnet. Der Kalender erregte bald Aufmerksamkeit nicht nur bei meinen vier Zimmergenossen, sondern auch bei einigen anderen Jungs aus unserer Vorbereitungs-klasse, die auf der Etage wohnten. Jeden Abend vor der Glocke zur Nachtruhe kamen sie an meinem Bett vorbei, und jeder wollte das nächste weiße Kästchen in ein blaues verwandeln. Die meisten meiner Mitschüler waren aus Sofia, aber es kamen auch welche aus Plovdiv, Varna, Razgrad, Berkovica und einer sogar aus dem fernen Gorna Dzhumaja. Warum es nicht einmal mir, dessen Eltern zehn-zwanzig Kilometer von den Mauern des Internats entfernt wohnten, erlaubt war, wenigstens für einen Sonntag nach Hause zu gehen, ist von der heutigen Zeit aus betrachtet etwas schwer zu verstehen. Ein Grund für diese Strenge war wahrscheinlich das methodologische Erfordernis der Intensität beim Erlernen einer fremden Sprache, des sogenannten Eintauchens in eine fremdsprachige Umgebung. Nach einer vom amerikanischen College übernommenen Tradition ging in den oberen

Klassen ein Schlüssel von Hand zu Hand. Er wurde weitergereicht, wenn einer bulgarisch sprach. Wer den Schlüssel am Ende der Woche bekam, musste in der Küche Kartoffeln schälen. Wichtiger war jedoch, dass der Begriff Disziplin überhaupt über allem in der damals einzigen Schule dieser Art schwebte, die konzipiert worden war, um die alten, in jedem Fall mit den Ländern des kapitalistischen Westens verbundenen Colleges zu ersetzen. Lehrer und Erzieher waren überzeugt (oder taten so), dass die strenge Disziplin ein sicheres Gegengift gegen den heimtückischen, ständig kommentierten und verfluchten, überall lauenden bourgeoisen Einfluss war.

Mit der fremden Sprache kam ich weit besser zurecht als mit der fremden Umgebung. Morgens und abends, besonders am Markttag Mittwoch, hörte ich, wie die Pferdekarren durch den Zerschnittenen Felsen klapperten, wo die Straße nach Paulikaner Kaminische verlief, und fühlte mich wie im Gefängnis.

Eines Abends jedoch war das letzte Kästchen in meinem Kalender ausgemalt, und am anderen Tag ging ich mit meinem Koffer über die Überdachte Brücke. Ich hatte keine Geduld, bis in die Nachmittagsstunden zu warten, wenn der Bus durch die Hügel Richtung Tarnovo schaukeln sollte. Ich ging durch die Stadtviertel Varosha und Drastene, an der Ossamschleife Djankos Schwelle vorbei, und obwohl mein Koffer schwer war, blieb ich erst oben, wo der Schotterweg von der Straße abzweigt, stehen, um auszuruhen. Zwei Wege führten nach Paulikaner Kaminische, der eine durch den Ochenschlag, der andere am Klosterbrunnen und jenem hohen Berg mit dem triangulären Zeichen vorbei. Es schneite ein wenig, und Krähen flogen vorbei. Mir klang noch die Stimme von Fritz Böhme in den Ohren, wie von einem Dramenschauspieler, der uns erklärte, dass das Wort Ferien in der deutschen Sprache nur in der Pluralform existiere, und

aus dem Nebel, der die Felsen und die fernen Häuser von Kaminische verbarg, kam Hundegebell. Diese Hunde kümmerten sich nicht die Bohne um Singular und Plural. Ich warf mir den Koffer über die Schulter und lief über den Weg zur Klosterquelle.

Der Zuber mit dem riesigen Zitronenbaum aus Opa Dotschos Zimmer war ins Erdgeschoss gewandert, das nun als Küchenraum für unser noch nicht fertig gestelltes Haus diente. Die Zitronen, groß wie Männerfäuste, leuchteten zwischen seinen dichten Blättern, und die Schalen einiger Zitronen waren in eine Kanne Rotwein versenkt, die in diesen Januartagen ständig auf dem Tisch stand. Zu Hause gingen ständig Leute ein und aus. Zum Teil wegen der Feiertage, aber vor allem, weil bei meinem Vater gewisse Veränderungen eingetreten waren, auf die meine Mutter mit Angst reagierte, und ich mit Erstaunen. Er hatte die Schule endgültig verlassen und war seit einigen Monaten Vorsitzender der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. Obwohl es Winter war, wurde etwas gebaut. Wer nicht geschafft hatte, meinen Vater im Genossenschaftsgebäude zu treffen, kam zu ihm nach Hause. Der Eine beklagte sich besorgt über etwas, der andere lachte unbeschwert.

Einige Male gingen wir zur Jagd. Wir beide mit einem Gewehr. Nur einmal kamen wir mit einem Hasen zurück, aber das Wild und das Schießen darauf interessierten uns eigentlich nicht. Der kleine Fluss, der den sonnigen Südhang des Dorfes von den schattigen, bewaldeten Erhebungen gegenüber trennte, war zugefroren, aber unter dem Eis gluckerte Wasser. An der einen oder anderen sonnigen Stelle, wo die Farbe des Fells mit der von der Sonne gewärmten graubraunen Erde verschmolz, döste sicher ein Hase. Ich konnte seine Augen sehen. Weil dieses Tier sie nicht schließt, wenn es schläft. Das Rascheln des Grases aus dem letzten Jahr vor dem Dornestrüpp und der Klang der kleinen Körnchen in

getrockneten Schoten ist nicht nur für einen Hasenschlaf eine schöne Musik. Ich empfand aber überhaupt kein Bedürfnis, ihn mit einem Schuss aus dem Gewehr zu unterbrechen.

Auf diesen langen Spaziergängen redeten wir miteinander. Über die Dinge, die ihn alltäglich beschäftigten, ihm Sorgen und Ärger machten, verlor mein Vater kein einziges Wort.

An meinem letzten Ferientag begleitete er mich auf der Straße zum Bahnhof im Dorf Kazatschevo. Von dort würde mich der Zug in weniger als zehn Minuten wieder nach Lovetsch bringen. In der Nähe der Popenbrücke trennten wir uns, weil er wegen einer dringenden Angelegenheit schnell umkehren musste. Ich weiß nicht, ob er gerührt war, als er mich mit Mütze und Schulmantel mitten auf der Straße im Schnee stehen sah, oder sich einfach daran erinnerte, dass er auch so ausgesehen hat, als er 14 Jahre alt war, aber nachdem wir uns die Hände zum Abschied gedrückt hatten, kam mein Vater zurück und küsste mich. Seit meinen frühesten Kinderjahren, an die ich mich nicht erinnere, zum ersten und auch letzten Mal in meinem Leben. Schnell, natürlich war es ihm peinlich. Im damals noch ländlichen Bulgarien waren solche Liebkosungen nicht üblich.

60.

Rotgardistischer Sommer. So würde ich die Erntezeit im Dorf nach meinem ersten Schuljahr auf dem Gymnasium nennen. Der Begriff „Rotgardisten“ tauchte in Wirklichkeit erst fünfzehn Jahre später auf und stand im Zusammenhang mit der Vorstellung von exaltierten Gruppen chinesischer Schüler und Jugendlicher, die in ihren Mitteln nicht sehr wählerisch waren und sich mit aggressiven Aktionen zur Durchsetzung der parteipolitischen Linie von Mao übertrafen.

So extrem und grotesk zügellos war das, was wir taten, wirklich nicht, aber letztendlich kann man es kaum auf etwas

anderes zurückführen als auf den Begriff Terror. Der Brigade, bestehend aus 60–70 Schülern, Schülerinnen und Jugendlichen aus dem Dorf, die in den Ferien hier waren, wurde die sogenannte „Anwendung des beispielhaften Statuts“ angeordnet. Das Statut, von der Vollversammlung der Produktionsgenossenschaft angenommen, wurde „beispielhaft“ genannt, sicher weil das die Bezeichnung des Musters war, das wohl zur Erleichterung von einem der zentralen Staatsorgane geschickt worden war. Bei der Abstimmung auf der Vollversammlung wurde es ohne wesentliche Änderungen angenommen, sodass die Bezeichnung „beispielhaft“ weiterhin mit Fug und Recht davor stehen blieb. Nach diesem Statut also hatte jede Familie der Mitglieder der LPG das Recht auf fünf Dekare Land zur privaten Nutzung. Die Leute fanden aber eine Möglichkeit, diese Dekare heimlich zu vergrößern, weil sie Angst hatten, nicht genug aus der genossenschaftlichen Scheune zu bekommen. Es gab undeklariertes Land, brachliegende Felder, die hier und da nicht in die genossenschaftlichen Felder integriert worden waren, manchmal sogar mitten im Wald. Dort hatten die an ständige Arbeit gewöhnten Menschen im Herbst gepflügt und gesät, und jetzt, in den heißen Sommermonaten, reifte das Korn. Da hatte man uns als eine Art Überraschungsangriff hingeschickt. Damit die neuen Genossenschaftler bei ihren Erntebrigaden blieben und um ihnen beizubringen, dass die private Landwirtschaft keine Zukunft hatte, sollte der von ihnen gesäte Weizen, womit sie gegen das beispielhafte Statut verstoßen hatten, abgeräumt und in die Gemeinschaftsscheune gebracht werden.

Bewaffnet mit Sicheln und Hölzern zum Halmraffeln und mit zwei Paar jungen, schnellen Pferden ausgestattet, ernteten wir das Getreide schnell, banden es zu Garben und ohne es zu Hocken zusammensetzen, wie es üblich war, luden wir sie auf die Wagen. Da uns nicht besonders viel

erklärt wurde, waren sich die meisten von uns zuerst nicht darüber im Klaren, was wir genau taten. Das Allerletzte, was unsere vom letzten oder einem neuen Pubertätsschub verwirrten Gehirne beschäftigte, war der Begriff „Musterstatut“. Das einzige, was bei dieser Ernte wirklich anders war als bei den anderen – wie es damals hieß – „hochproduktiven“ Jugendarbeitsaktionen, war, dass der Sekretär der Jugendorganisation, ein schlanker, blauäugiger, hübscher Mann (den sie übrigens später beschuldigten, als Gymnasiast kurz Mitglied der als pro-faschistische eingeschätzten Organisation der Bulgarischen Nationallegion gewesen zu sein) und noch ein 20–25-jähriger Gewehre trugen. Erst als wir uns gerade an ein unter Bäumen gelegenes Feld gemacht hatten und ein schnaufender, vor Wut platzender Mann über einen Waldweg angelaufen kam, begriffen wir, wozu die Gewehre gut waren. Nach diesem nicht mehr jungen Mann kamen zwei, ebenfalls schwer atmende Frauen. Am Anfang schimpften die drei, die zu einer Familie zu gehören schienen, dass wir ihre Arbeit zunichte machten, dann verlegten sie sich aufs Bitten. Unsere zwei Anführer hörten ihnen lächelnd zu, die Waffen setzten sie als schweigendes Gegenargument ein. Da die „ungesetzlich“ eingesäten Felder aber nicht so zahlreich waren (einige Besitzer hatten es geschafft, uns zuvorzukommen und sie selbst abzuernten), wurden wir bald zu den Älteren zum Arbeiten geschickt.

Auf einer Wiese mit großen Bäumen zwischen den Weizenfeldern war ein Agitstützpunkt mit einer roten Flagge. Der Agitstützpunkt stellte eine Art Deckenzelt dar, die Flagge flatterte oben an einer Ulme. Innen gab es einen Tisch, einen Plattenspieler, eine Schreibmaschine, Papier und Zeitungen. Wenn es nicht zur Arbeit eingespannt war, weidete das gelbbraune Pferd Zhitomir, Kornfried. Seine Aufgabe war, in einem im Wagenkasten befestigten Fass Wasser zu fahren. Ein paar Tage wurde ich mit noch einem Jungen geschickt, das Fass zu füllen und es vom Brunnen bei der Wärterbrücke

herzufahren. Im Vergleich zum Ernten war das eine leichtere Arbeit. Dann gaben wir sie einem Mann, der stark humpelte, unter seinem Hosenbein aus festem Wollstoff hörte man das Aufschnappen und Einklicken einer einfachen Prothese. Wenn ich den gelbbraunen Pferderücken betrachtete, dachte ich mir, dass er diesen Kornnamen wegen seiner Farbe bekommen hatte. In den Beschreibungen der großen Schlachten im Zweiten Weltkrieg las ich jedoch, dass bei der russischen Stadt Zhitomir besonders schwere Kämpfe zwischen Russen und Deutschen geführt worden waren. Der Name Zhitomir war im Sommer 1943 wahrscheinlich ständig im Radio zu hören und in der Kneipe, wo der Besitzer der trächtigen Stute, vermutlich fuhr er gebrannten Kalk, sein Schnäpschen trank und die Politik kommentierte.

Eine unglaubliche Stimme hatte Bonka, Kirtschos Frau, aus dem Abschnitt, in dem auch meine Mutter erntete. Wenn sie von den Weizenfeldern zwischen den Dörfern Kakrina und Presjaka erschallte, war es, als wäre ein starker Lautsprecher an einer der hohen Eichen auf dem Berg Schatrovez angebracht worden, der sie so wiedergab, dass sie sogar noch unten im Popental zu hören war. (Dort, wo vor einigen Jahrhunderten der von den Paulikanern ermordete katholische Dominus vergraben war, und in finsternen, unterspülten Stellen am Ufer jene schwarzen Krebse mit weit aufgerissenen Augen lebten, die mich nachts noch manchmal im Schlaf zusammenzucken ließen.) Und bis zum schattigen Bogen der Wärterbrücke. Wovon erzählten diese Lieder? Wohl von dem Gleichen, wovon schon die Lieder aus der Zeit erzählten, als jener finstere und bärtige Freiheitskämpfer in einer Kneipe in Bukarest saß, heimgesucht von wehmütigen Erinnerungen an Schnitterinnen aus seiner Kindheit in Kalofer. Die Mühsal des Wanderarbeiters, unerwiderte Liebe, gewaltsamer oder freiwilliger Übertritt zu einem anderen Glauben, schnell vergehende Jugend.

Es wurde per Hand geerntet, Maschinen gab es noch nicht. Die große Migration hatte noch nicht begonnen und die Brigaden versammelten viele Leute. Wie den Menschen wohl zumute war, wenn sie auf das genossenschaftliche Land, auf dem es keine Feldraine mehr gab, zur Arbeit gingen? Dem heutigen Städter, der sich an Klischees über die Vergangenheit (die nach der geistreichen Formulierung von Stanislav Stratiev in Bulgarien immer schwarz ist, die Zukunft dagegen hell) satt gehört hat, wird es bei dieser Fragestellung wahrscheinlich vorkommen, als hörte er Peitschenknallen, Stöhnen und Rasseln von Sklavenketten. Die Worte, Klänge und Bilder, die mir aus dieser doch recht lang zurückliegenden Zeit in Erinnerung geblieben sind, veranlassen mich zu dem Gedanken, dass die Menschen in den ersten Jahren der genossenschaftlichen Arbeitsweise mit der gleichen besorgten Gewissenhaftigkeit aufs Feld gegangen sind wie vorher auch, eben wie sie sie von ihren Vorfahren, die diesen steinigen, aber eigenen Boden beackert hatten, geerbt haben. Gras drohte die hilflosen Maisstängel zu ersticken, und es musste geschnitten und mit der Hacke untergegraben werden, der Hagel ankündigende Donner über dem genossenschaftlichen Weizen weckte die gleiche atavistische Angst. Den meisten Menschen in Kaminische war die Arbeit in großen Gruppen auf weiten Flächen im Übrigen nicht wirklich fremd. Wenn nicht sie selbst, waren doch ihre Eltern oder Großeltern nach Rumänien gegangen, um bei den dortigen Großgrundbesitzern etwas Geld dazuzuverdienen. Nach dem, was man aus jener Zeit gehört hatte oder erinnerte, wurde das Organisationstalent der heutigen Brigadiere und Arbeitsgruppenleiter beurteilt. Ich hatte gehört, wie einer der Brigadiere, offensichtlich verliebt in eine Frau aus unserem unteren Kiez, ausgelacht wurde, weil er angeordnet hatte, dass sie als Pflüger mit dem Pflug arbeiten sollte, und zum Führen der Ochsen hatte er einen der Männer aus der

Brigade geschickt. Pflügen war prinzipiell Männerarbeit, und das Führen des Viehs vor dem Pflug eine leichtere Arbeit für Frauen. Für das Pflügen wurde aber ein höherer Arbeitseinsatz berechnet, und das war nach den Spöttern aus dem Kiez die Überlegung der beiden Verliebten. Er blieb morgens lange an der Tür seiner verheirateten Erwählten, wer etwas zu meckern hatte, kommentierte, sie hätte angeordnet, wer wo zu welcher Arbeit geschickt würde.

Die aufgehobenen Grenzen zwischen den Ländereien der Familien hatten auch die Grenzen in den menschlichen Beziehungen verschoben und gelockert. Gleich damals, aber auch später kam mir Gerede über Liebesgeschichten zu Ohren, die eher mit gutmütigem Humor oder neidischer Spöttelei als mit vorwurfsvoller Missbilligung kommentiert wurden. Zu einer so schnellen Erschütterung der patriarchalen Moral hat möglicherweise auch die alte, nie ganz entwurzelte, lebensfrohe Freidenkerei der früheren Paulikaner über die zwischengeschlechtlichen Beziehungen beigetragen. Ob bei dieser Ernte oder einer späteren, jedenfalls erzählte man sich mit viel Gelächter von einem Feentanz, ausgeführt von 5–6 Frauen aus unserem unteren Kiez. Sie waren nach der Arbeit zum Baden in einen der Tümpel an den vielen Bächen zwischen den Hängen der bewaldeten Höhen gegangen. Was ihnen durch den Kopf gespukt ist und worüber sie geredet haben, während sie im Wasser waren, wer kann das wissen, aber als sie herauskamen und anfangen, sich anzuziehen, soll Elena, die sehr impulsiv und keineswegs „aufs Maul gefallen“ war, gesagt haben: „Tanzen wir doch einen Reigen!“ Sie werden kaum besonders lange gelacht, gesungen und getanzt haben, da sie nackt und noch nass vom Wasser waren, aber wie immer in solchen Fällen sah sie ein neugieriger Blick. Sie selbst verheimlichten ihr Feenbad aber auch nicht vor den anderen Frauen aus der Arbeitsgruppe. Die meisten von ihnen kamen mit einem Fluch ihrer Männer davon, nur der

Böttcher Ivan, mit dem Spitznamen Bottich, verprügelte seine Fee. Sie war die jüngste und schönste.

Um die kühle Morgenluft ausnutzen zu können, schlief ein Teil der Schnitter nach alter Tradition auf den Feldern. Auch der naive Glaube, dass der sogenannte sozialistische Wettbewerb ein Impuls für die kollektive Arbeit sein kann, war noch lebendig. Mal durch die Parteiaktivisten angezogen, mal wirklich spontan als Resultat der rein menschlichen Veranlagung der noch gesunden und arbeitsamen Menschen, sich gegenseitig zu übertreffen, kam es hier und da zu einem Wettkampf der Arbeitsgruppen und Brigaden. Wenn sie abends vom Feld zurückkamen, blieben die Arbeiter einen Moment vor der Gemeindeverwaltung stehen oder warfen einen Blick über die Schulter auf die hier aufgehängte Anzeigetafel über den Verlauf der Ernte. Solche Anzeigen, oder wie sie auch genannt wurden „humoristischen Diagramme“, gab es in diesen Jahren wahrscheinlich in allen Dörfern in Bulgarien. In dem Sommer war ich ihr Meister in Kaminische. Ich hatte ein Flugzeug, ein Automobil, ein laufendes Pferd, eine Schildkröte und noch andere Tiere und Maschinen gezeichnet. Jeden Tag erschienen über meinen Zeichnungen andere römische Ziffern, die die Nummern der Brigaden angaben. Sicher nicht nur wegen gekränkter künstlerischer Eigenliebe ist mir in Erinnerung geblieben, dass die meisten Leute, todmüde von der Arbeit, einfach gleichgültig an meinen Werken vorbeigegangen sind. Was für sie wirklich ein Impuls für die Arbeit war, war die Ziffer, die die Erfüllung oder Übererfüllung der Norm angab, der sogenannte Arbeitseinsatz, auf dessen Grundlage die Entschädigung in Geld und Produkten errechnet wurde. Die große, schwere und unersättliche Staatsmaschinerie hat jedoch rechtzeitig die notwendigen Maßnahmen ergriffen, damit die Entschädigung maximal gering ausfiel. Nach der massenhaften Kollektivierung war das Einsammeln von Pflichtablieferungen

kein Problem mehr. Noch heute kann man auf den Mauern in einigen menschenleeren bulgarischen Dörfern eine mit Kalk geschriebene Losung sehen: „Das erste Getreide – für den Staat!“ Es gab auch eine andere: „Für den Staat – nur sauberes Getreide!“ Sinn dieser ebenfalls von oben angeordneten Präzisierung war, die Schwindeleien der Produktionsgenossenschaften bei der Ablieferung von nicht vom Unkraut gereinigten Getreide in die staatlichen Speicher zu unterbinden. Im Wirtschaftsgebäude lief während der Druschzeit Tag und Nacht eine Sortiermaschine. Sie trennte die großen Getreidekörner von den kleinen, schwarzen und glänzenden Samenkörnchen der Wicke. An dieser Maschine arbeitete auch unsere Schülerbrigade bis in die späten Nachtstunden. Das einförmige Schaufeln, Herübertragen und Ausschütten der Eimer mit dem Weizen, der Lärm und der Staub ließen diese Tätigkeit weit unangenehmer erscheinen als die Ernte selbst, die als schwerste aller Feldarbeiten galt. Die Losung „Für den Staat – nur sauberes Getreide!“ war jedoch nicht einfach ein gutmütiger Wunsch.

Bedeutend schwerer war die Ernte für die älteren Arbeiter, die noch mit einem hohen Arbeitseinsatz rechneten. An den Tagen, als wir auf dem Feld an der Wärterbrücke mit der Wiese, dem Agitstützpunkt und der roten Flagge arbeiteten, hatten wir uns in der Mittagszeit einmal in den Schatten unter einen Baum gesetzt. Einige versuchten, ein Nickerchen zu halten, aber bald schon gaben sie es auf, weil ein Gymnasiast, der scharfsinnigste von uns, so eine Geschichte erzählte, dass nach jedem zweiten oder dritten Satz lautes Gelächter ausbrach. Das ging so weiter, bis ein Mann, vor Wut rot im Gesicht, aus dem Schatten eines Walnussbaumes in der Nähe hervorstürzte und ihn, ohne groß auf seine Ausdrucksweise zu achten, zum Schweigen brachte. Wir verstummten alle, weil der Mann recht hatte. Eine Arbeitsgruppe der Brigade hatte sich zum Ausruhen unter den Walnussbaum gesetzt.

Die Leute waren vor Sonnenaufgang aufgestanden und hatten den ganzen Vormittag in der kräftezehrenden Hitze gemäht und brauchten wirklich wenigstens eine Stunde Schlaf, bevor sie wieder nach ihren Sicheln griffen.

Der Vorfall wirkte nicht länger als zehn-zwanzig Minuten auf unsere jugendliche Sorglosigkeit. Oft warteten wir auch nicht erst, dass es abends frischer wurde, und bespritzten uns mit Wasser aus dem Bach im Piklinal und machten den Plattenspieler an. Wie sich das grüne Gras auf unserer Tanzfläche wohl mit den sentimental, alten Schlagern von Asparuch Leschnikov aus den 30-er Jahren vertragen hat? Wir hatten nur solche Schallplatten zur Verfügung, neuere Tanzmusik gab es nicht. Jazz war noch kaum bekannt, die Zeit des Rock and Roll und der Beatles war noch nicht gekommen, die grotesk epischen Schlachten gegen die dekadente, westliche Musik hatten noch nicht angefangen. Wenn es so gewesen wäre, hätten wir einen verhältnismäßig jungen Sesselfurzer gut beschäftigt. Er war ein Vertreter des Parteikomitees oder der Parteijugendorganisation im Kreis, der den ganzen Tag auf den Feldern oder am Agitstützpunkt herumstrich und offenbar nichts zu tun hatte. Wahrscheinlich war er als „Instruktor“ entsandt worden, seine Aufgabe war, den Verlauf der „Kampagne“, wie man damals sagte, beim Einbringen der Ernte zu beobachten. Ein Mädchen behauptete, er sehe Pavel Kadotschnikov ähnlich, zu der Zeit der populärste sowjetische Schauspieler, der übrigens die Rolle des Fliegers ohne Beine aus der „Erzählung über den wahren Menschen“ spielte, nur dass der Instruktor eine sehr dunkle Gesichtsfarbe hatte, ganz wie ein Zigeuner. Das Gesicht wäre längst aus meinem Gedächtnis gelöscht, hätte sich nicht einmal bei einem Fest, wohl einer Hochzeit, ein Gespräch ergeben. Es war in den Jahren, als das Thema der Repressionen zwar noch unbehaglich, aber nicht mehr Tabu war. Wir sprachen über eine Frau aus dem unteren Kiez, die für ein Jahr ins Gefängnis gekommen

war, weil sie etwas Beleidigendes über Stalin gesagt haben soll. Sie hätten unter einem Baum im Schatten gesessen und sich ausgeruht, die Frauen aus der Arbeitsgruppe. Und was ist schon dabei, im Gespräch einen Namen zu erwähnen, der in diesen Jahren überall und zu jeder Zeit herumschwirrte. „Aber Stalin ist überhaupt kein richtiger Russe“, soll die Frau gesagt haben, „er ist ein Zigeuner.“ Das Wort „Georgier“ hat ihr wahrscheinlich nichts gesagt. Einige Tage später klopfte Ivan, der Wilde, früh morgens an ihre Tür. Diesen Spitznamen trug ein Milizionär aus demselben Kiez, der vor seinem Dienstantritt in Lovetsch Klarinette bei der Dorfmusik gespielt hatte. „Gehen wir, Tante Rada“, sagte Ivan, der Wilde. Und brachte sie mit ihrem Beutel nach Lovetsch. „Und wie hat die Miliz davon erfahren?“, fragte ich. „Es gab einen Jungen“, antwortete eine der Frauen, mit denen ich am Tisch saß. „So ein schwarzer. Er saß mit uns im Schatten. Und sagte kein Wort.“

Da erinnerte ich mich an Pavel Kadotschnikov.

61.

.....
.....
.....

62.

In den Räumlichkeiten des ehemaligen amerikanischen Mädchencolleges, das jetzt zu einem Fremdsprachengymnasium umgewandelt ist, stehen viele Klaviere. Eines davon ist im Gebäude der ehemaligen protestantischen Kirche, in dem jetzt Klassenzimmer eingerichtet sind. Auf seiner Tastatur bewegt Ivan Beloslavov aus einer der höheren Klassen der französischen Abteilung seine Hände, auf dem Stuhl daneben sitzt Fritz Böhme. Böhme unterrichtet Literatur, seine Lieblingsbeschäftigung ist aber die Musik. Und weil er von der bei Ivan zu beobachtenden, vielleicht ungewöhnlichen kompositorischen Begabung angetan ist, schenkt er ihm bereitwillig einen Teil seiner Freizeit. Er sitzt da, mollig und rosig im Gesicht, im Profil ähnelt er Gerhard Hauptmann, den er uns neulich im Literaturunterricht vermittelte, und ist wieder wie gewöhnlich aufbrausend und mit irgendetwas unzufrieden. Anastasia aus unserer Klasse steht hinter seinem Rücken und übersetzt dem Ivan seine kurzen nervösen Bemerkungen. Der andere unserer deutschen Lehrer, Grünwald, liebt auch die Musik, sein Hobby sind jedoch die Marschlieder. Er mag es, wenn wir in Reih und Glied in die Stadt ins Kino marschieren, neben uns in seinem blauen Hemd mit dem gelben FDJ-Zeichen am Ärmel zu schreiten und mit uns *Bau auf! Bau auf! Bau auf!* zu singen – das Lied, das für die deutsche Schulabteilung emblematisch geworden ist und wegen dessen sich aufdringlich einprägendem, bellendem Refrain uns die Mitschüler aus den französischen und englischen Klassen auf den Arm nehmen. Grünwald ist Mathematiker, aber weil keine anderen muttersprachlichen Lehrer da sind, unterricht-

tet er uns in Geographie. Er setzt den Schwerpunkt ganz besonders auf die ideologisch erzieherische Komponente. Im Unterricht über die Wirtschaft von Großbritannien z. B. kann man von ihm Folgendes hören: „In England ist die Rinderzucht sehr gut entwickelt. Das größte Rindvieh ist Churchill.“

Zu solchen politischen Billigkeiten lässt sich Fritz Böhme nie herab. Obwohl er manchmal bedrohlich jähzornig werden kann, strahlt seine Haltung eine olympische Erhabenheit über das Mittelmäßige und Alltägliche aus. Er hat seine unumstößlichen Gewohnheiten. Zu einer bestimmten Stunde macht er seinen Spaziergang in das Fliederwäldchen auf den gegenüberliegenden Felsen, zu einer bestimmten Stunde geht er in die Laube vor dem Haus, in dem er untergebracht ist, um seine reguläre Pfeife zu rauchen. Man könnte leicht der Eingebung verfallen, dass er in die Lovetscher Provinz direkt aus dem klassischen Weimar gekommen ist, wo er sich täglich bei einer Tasse Kaffee mit Goethe unterhalten hat. Seine Kleidung ist tadellos. Auf seinen braunen, nicht ganz neuen, aber eleganten und sorgfältig geputzten Schuhen kann man kein Staubkörnchen entdecken.

Genau auf die Schuhe der beiden Musikanten sind unsere Augen gerichtet, die paar Gaffer, die sich leise entlang der Wand hineingeschlichen und in die hinteren Schulbänke gesetzt haben. Hinter dem Klavier tut Ivan Beloslavov, als bemerke er unsere lauenden Blicke nicht, die einen Anlass zum Lachen suchen. Er entscheidet sich jedoch, uns zu belohnen, hebt leicht den Fuß an und wir bemerken etwas, was wir ohnehin wissen: dass nämlich unter dem sorgfältig zugeschnürten und ordnungsgemäß schwarz glänzenden Lederschuh keine Sohle ist und sein rechter Fuß, mit dem er ab und zu das Pedal drückt, nackt herausguckt. Wir können jedoch die Reaktion von Fritz Böhme nicht abwarten, von dem jeder weiß, dass er pedantisch darauf achtet, dass jeder Schüler, nicht nur von der deutschen Abteilung, die Schule

mit sauberen und geputzten Schuhen betritt. Nach dem ersten nicht unterdrückten Lacher dreht er sich um und schaut uns wortlos so an, dass wir uns schnellstens an der Wand entlang davonschleichen und in den Hof der ehemaligen Kirche zurückgehen.

Im zweiten oder dritten Jahr in dieser unserer Schule hat Fritz Böhme uns, ganz unerwartet für einen Menschen, der sich so sehr vom demonstrativ orthodoxen Grünwald unterscheidet, ein Gedicht über Lenin zum Auswendiglernen gegeben. Es begann mit dem Satz *Ich habe Lenin tausend Mal gesehen*. Von da an zählte der Autor, oder wie man damals zu sagen pflegte, der lyrische Held, seine symbolischen Begegnungen mit dem großen, vergötterten Revolutionär und Atheisten. Auf den Barrikaden, in den Reihen demonstrierender Arbeiter, auf dem Feld, in den Schützengräben, am Webstuhl... Er führte es nicht bis zur tausendsten Begegnung aus, aber auch die etwa vierzig davon (denn das Gedicht war länger als eine Seite) konnte man sich schwer einprägen und aufzählen.

Ohne das Klassenbuch aufzuschlagen wie es die anderen machten, rief Böhme im Literaturunterricht zuerst meinen Namen. Als erstes sagte ich den Titel (Ich sah Lenin) und zählte drei von den Begegnungen auf. Danach hatte es keinen Sinn, mich weiter zu versuchen. Böhme wartete geduldig ab. Ich sah sein strenges, stilvoll gemeißeltes Gesicht eines nordischen Deutschen. Er ähnelte tatsächlich Gerhard Hauptmann. (Über Hauptmann selbst hatte eine giftig-ironische deutsche Autorin geschrieben, dass er Goethes Großmutter ähnlich sehe.) Es war unmöglich, dass dieser Mensch, der uns so nachhaltig beeindruckend Lessing und Schiller, Beethoven und Schubert unterrichtete, Gefallen an dieser geknechteten, wie eine Gewerkschaftsrede klingenden Pseudopoesie finden konnte. Vielleicht unterzieht er uns absichtlich einer Prüfung. Vielleicht will er wissen, was wir davon halten. Gut, dann werde ich es ihm sagen. Und ich sage:

„Genosse Böhme, das ist kein Gedicht.“
„Was?“
„Das ist kein Gedicht.“
„Hinaus!“, schreit mein Lehrer und weist auf die Tür des Klassenzimmers.

63.

Auch heute weiß ich eigentlich nicht, was dieses mythische Aphrodisiakum, das „spanische Fliege“ genannt wird, genau ist. Zum ersten Mal hörte ich davon von einem älteren Schüler, der in einem der Schlafräume der Jungen einige Burschen aus der Vorbereitungsklasse und der achten Klasse um sich versammelt hatte, die bleich vor Neugierde seinen (natürlich phantastischen) Liebesabenteuern lauschten. Die spanische Fliege sei ein unwiderstehliches, aber auch sehr gefährliches Mittel für sexuelle Erregung. Man nehme sie in Form eines Bonbons. Das Schlimmste sei, wenn man dem Mädchen das Bonbon gebe und danach mit der Situation nicht fertig werde, weil sie dann in so eine Art Tollwut ver falle, und man die Folgen nicht absehen könne. Er selbst habe sich kaum ganz und unversehrt vor der Situation retten können, als er einmal zu diesem äußersten Mittel Zuflucht genommen hätte.

Der Handlungsort solcher atemberaubenden Erzählungen war immer die Hauptstadt. Die Kleinstadt Lovetsch, die ihr städtisches Gepräge durch die anwachsende Migration zunehmend verlor, konnte kaum Räume für aufregende Heimlichkeiten bieten. Ansonsten blieben die aufflackern den Liebesbeziehungen, die gedämpften Explosionen, die verschwiegenen Katastrophen im verschlungenen Geflecht von Wechselbeziehungen, die sich unter den Lehrern, Erziehern und dem ganzen zahlreichen Dienstpersonal abspielten, unseren neugierigen Augen nicht verborgen. Ein Mulatte – Lehrer für französische Literatur – ließ sich von seiner

französischen Frau scheiden und heiratete eine zuckerweiße, halbdeutsche Lehrerin. Zwei junge Erzieher hatten infolge von Liebesrivalitäten eine Prügelei in einem der Räume des städtischen Internats, woraufhin die Ofenrohre über ihre Köpfe stürzten. Ein Lehrer wurde wegen der Verführung einer Schülerin entlassen. Ein durch wachsamen Augen beobachteter Kuss im Pensionatspark zwischen einem Schüler und einer Schülerin aus der zehnten Klasse wurde mit einer Herabsetzung der Betragensnote dotiert. Es liefen Versammlungen, in denen uns bebrillte Lektoren erklärten, dass unter Jugendlichen im Schüleralter keine Liebe möglich sei. Nur Sympathie und nichts weiter. Wachsamkeit, Nüchternheit, eiserne Disziplin – das waren die einfachen Formeln, durch die von ihrer Richtigkeit nicht ganz überzeugte Pädagogen versuchten, die Impulse zu zähmen und zu bändigen, die viel älter als die Pädagogik waren und sich unbekümmert jeglicher Ideologien kundtaten.

In den Sommerferien jedoch gab es keine Spur von Beobachtern und Moralaposteln. In Kaminische galt damals die uralte Regel, dass man nicht im Schatten liegen soll, wenn die anderen arbeiten. Zu Ernte- und Dreschzeiten formierte sich immer eine Schülerbrigade. Das Lied „Vor uns glänzt sonnig das Getreide“ – der unbestrittene Hit jener Jahre, der mit aufdringlicher Wiederholungsfrequenz von allen Seiten zu hören war, war für mich nur die sprachliche Wiedergabe einer tagtäglichen Wirklichkeit. Nur mit dem Unterschied, dass das Getreide selten „vom warmen Regen gebadet“ war, wie es in jenen nicht sehr geschickten Liedversen hieß, sondern eine glühende, stachelige Unermesslichkeit darstellte, die harte Arbeit verlangte.

Die härteste Arbeit dauerte aber nur drei bis vier Wochen und die Ferien waren lang. Lang waren auch die Ferienabende und die Nächte. Im Dorfgemeinschaftshaus spielte manchmal jemand Ziehharmonika und die Jugendlichen

sammelten sich zu Tanzabenden. Während des bis spät in die Abendstunden andauernden „Verkehrs“, wie wir unsere üblichen Abendspaziergänge bezeichneten, ertönten vom Blechschirm des Elektrizitätsbetonpfeilers vor dem Gemeinderat Tangos und Walzer. Das waren Schallplatten, die aus den dreißiger und vierziger Jahren unversehrt geblieben waren und die die für den Rundfunk zuständige Mariola spielen ließ. Keiner von uns, den mit rüstigen Marschliedern aufgewachsenen Jungs und Mädels, hatte von den Comedian Harmonists gehört –jener so berühmten deutschen Gruppe, einer Art Vorläufer der Beatles, die von den antisemitischen Braunhemden zerstreut und zum Vergessen verurteilt worden war. Auch nicht Asparuch Leshnikov, das bulgarische Mitglied dieser Truppe, der zu der Zeit, von der ich berichte, ein darbender Wärter in einem Sofioter Park war, hat gewusst, welche Renaissance seine Schlager in Paulikaner Kaminische erleben. Wir tanzten auf dem Anger unter dem Rundfunk, solange nicht einer von den ungedulden Liebhabern von Mariola sie dazu zwang, endlich den Plattenspieler auszuschalten. Danach konnte man nur zweierlei unternehmen: entweder mit seinesgleichen auf der Bank unter den fallenden Auguststernen sitzen und zuhören, wie jemand Geschichten und Lügengeschichten von sich gibt, oder eines der Mädchen mit nach Hause begleiten. Ich zog öfter das zweite vor.

In einer tagebuchähnlichen Schrift habe ich sie verschlüsselt „Rätsel-Ganka“ genannt. Sie war ein schlankes, weder schönes noch hässliches Mädchen, das irgendeine technische Fachschule besuchte. Sie sang schön. Vielleicht wegen des komischen Kontrastes zwischen der über ihrer Schulter hängenden Sichel, dem typisch auf Bauernart nach vorne gestülpten Kopftuch, welches das Gesicht vor der Sonne schützen sollte, und den leichtsinnig simplen Worten eines städtischen Liedes habe ich mir einen Teil des Textes ge-

merkt. Darin wird der Mann als Objekt einer jäh aufgeflammten Liebe folgenderweise beschrieben: „Enge Hosen, Röhren gleich / Trenchcoat gelb limonenbleich, / hei, das nennt man einen Hecht!“ Mittags, wenn wir im kühlen Nussbaumschatten pennen wollten, spähte ich unter den halbgeschlossenen Lidern auf den auf der Erde ausgestreckten Körper der Rätselhaften. Ihre langen Schenkel waren leicht eingeknickt, zwischen den braungebrannten Waden und dem dunklen Rock schimmerte manchmal ein weißer, von der Sonne nie erblickter Streifen. Ich wartete auf den Anbruch des Abends.

Das Ritual der Nach-Hause-Begleitung hatte gewöhnlich zwei Etappen. Nachdem der sogenannte „Verkehr“ auseinander ging, gingen die Mädchen zu zweit oder zu dritt, selten alleine, nach Hause. Die dauerhaften Beziehungen zeichneten sich schon auf dem Anger und in der Hauptstraße ab. Aus dem übrigbleibenden Vielerlei formierten sich Gruppen und Grüppchen, die mit der weiteren Entfernung vom Zentrum immer kleiner wurden. Es konnte passieren, dass sich zu einem Mädchen zwei oder drei Freier gesellten. Das Problem löste sich konfliktlos, weil sie irgendwann mit dem einen ins Gespräch kam. Die anderen verlangsamten unbekümmert zerstreut ihren Gang und bogen in eine der Gassen ein. Auf der zweiten Etappe fühlte sich das Paar auf sich gestellt und blieb am Holztor oder an der geflochtenen Stallpforte stehen, und es begannen die Gespräche. Da durfte man nicht unbeholfen mit dem Reden sein, ansonsten blieben einem nur die „Gute Nacht“ und das Zuschlagen der Pforte übrig.

Die Rätsel-Ganka war zu meinem Glück gesprächig. Wir blieben gewöhnlich in der dunkelsten Ecke am Zaun, irgendwo in der Mitte zwischen dem Haus und der Scheune, dort, wo das duftende Unkraut bis an unsere Knie reichte und die herabfallenden Äste des Pflaumenbaumes sich mal in ihrem, mal in meinem Haar verfangen. Und während des belanglosen Redeschwails über die Lehrer und die Mitschülerinnen in

der technischen Fachschule oder über die Wortwechsel am Tage auf dem Erntefeld, die uns wenig interessierten, führten unsere Hände ein ganz anderes Gespräch. Während meine sich unbändig unter ihrer Bluse bewegten, hüteten ihre wachsam ein genau umrissenes Territorium. Wenn sie auch den leisesten Versuch einer Grenzüberschreitung erfühlten, krallten sie sich blitzschnell ein, drückten mit erstaunlicher Kraft fest zu und ließen nicht los. Ich hatte den starken Wunsch, meine Jungfräulichkeit loszuwerden, die Rätsel-Ganka hatte aber anscheinend ganz andere Ansichten über ihre eigene. Es war klar, dass die Zaunhecken und der Holunder nicht der geeignete Platz für die Erfüllung meines Wunsches waren. Aber wo konnte man einen anderen Platz zum Alleinsein finden?

Ich hatte einen Freund – Koljo Scharkov aus unserem Elsterbachkiez. Koljo hatte einen sehr scharfen Verstand und war sehr gut in Mathe. Als ich noch in unseren früheren Kinderjahren mit ihm Schach spielte, konnte ich nur selten gewinnen. Barfuß auf den Fliesen an der Schattenseite unseres Hauses, haben wir stundenlang über dem Schachbrett gegessen. Oma Donka, die Bahnhof davon verstand, schaute zu, wie meine Figuren eine nach der anderen vom Brett verschwanden und die von Koljo drauf blieben, und lästerte dann über mich vor den unsrigen zu Hause. Das dritte und vierte Schuljahr verbrachte Koljo in irgendeinem Kindersanatorium zur Vorbeugung von Lungenentzündungen, das man Präventorium nannte. Dort hatte er Umgang mit Kindern, Ärzten und Lehrern aus den größeren Städten, sein gescheiter Kopf hatte dies und jenes aus der größeren Welt, jenseits des verstockten Kaminische kapiert und seither hatte er sich vielleicht angewöhnt, sich über alles mit einem etwas herablassenden Ton zu äußern. Jetzt besuchte Koljo irgendeine technische Fachschule in Pleven. Er verbrachte seine Ferien aber auch bei uns auf dem Lande.

Mit dem Mädchen, das er abends nach Hause begleitete, hatte Koljo die gleichen Probleme wie ich. Da lagen wir eines Tages auf dem heißen Sand am Ossam. Die Entfernung von Kaminische und diesem noch sauberen Fluss beträgt etwa fünf Kilometer, aber wir kommen hierher, um zu baden. Ringsherum ist es ganz still und öde, wir liegen auf dem Rücken, ganz nackt, und während in der Sonne die letzten Tropfen auf unserer Haut verdampfen, reckt sich unsere pulsierende Männlichkeit ungeachtet unseres Willens in die Höhe. „Nur die spanische Fliege wird uns helfen können!“, seufzt Koljo gepeinigt. Ich versuche ihn zu überzeugen, dass die spanische Fliege vielleicht die Bezeichnung eines Präparats ist, das aus wer weiß welchen Chemikalien zusammengesetzt ist, und natürlich keinesfalls so einfach aus der Apotheke geholt werden kann. Er antwortet mit der herablassenden Grimasse eines viel erfahrenen Ladykillers, als wenn er mir nicht selber erzählt hätte, dass der Dolch, der ihm soviel zu schaffen macht, noch von nichts berührt worden ist, außer von den fünf Fingern seiner Hand. Die spanische Fliege ist laut Koljo eine Art, die in den südlichen Regionen Europas gezüchtet wird, vorwiegend auf den Pyrenäen, aber sie sei auch in Bulgarien anzutreffen. Dann gehen wir beide zurück ins Dorf, entlang der Felserhöhungen des Hissar mit dem Triangulärzeichen. Auf den Bäumen in den Weinbergen sind einzelne Pfirsiche zu pflücken. Sie lassen es willig zu, dass wir unsere Zähne in sie hineinbohren, und vom Mund bis in den Hals fließt der süße klebrige Saft. Koljo vertraut mir an, dass man an einem nur ihm bekannten Ort im Felsen über Kaminische in den frühen Morgenstunden eine ungewöhnliche Fliege sehen könne. Die Farbe, die Größe und alles andere entspreche ganz genau der Beschreibung, die ihm jemand in Plevn gegeben habe.

Ein grüner Baum hatte seine Wipfel durch einen Felspalt gucken lassen. Wir näherten uns ihnen am Rande der

über dem Dorf hängenden weißen Kalksteinfelsen und der damit endenden Ebene. Um hierher zu kommen, waren wir schon in den frühen Morgenstunden aufgestanden. Als mir Koljo die grünlichen Fliegen, die tatsächlich um die Blätter herumflogen, zeigte, meinte ich, dass ich nichts Spanisches an ihnen bemerke. Solche Fliegen konnte man meiner Ansicht nach auf jeder gewöhnlichen Kacke sehen. Und diese waren hier nur, weil unten in den Höhlen oft Kadaver von toten Tieren oder Vögeln zu finden waren. Ich kannte den Ort gut, weil er etwa hundert Meter von unserem alten Haus lag. Koljo aber ließ sich nicht beirren, und im Endeffekt steckte jeder von uns je eins von diesen beflatterten, unseren nach ihnen greifenden Händen immer wieder davonfliegenden Pseudoaphrodisiaka in eine extra für den Zweck vorbereitete Streichholzschachtel.

Von unserer Fliegenjagd ist mir aus irgendwelchen Gründen dieser ungewöhnlich frische Sommermorgen im Gedächtnis geblieben, unser altes mit Weinreben verwachsenes, verfallendes Haus unter dem Felsen, der nackte Rücken des Hügels, über den langsam ein Traktor kroch, der weiße Schnee auf dem Gipfel Jumrukschal.

Aus dem gemeinen Plan, den wir für unsere Mädchen ausgeheckt hatten, ist nichts geworden. Koljo Scharkov soll es gelungen sein, beim Küssen seiner Jana einen sorgfältig erlesenen Teil des gefährlichen Inhalts der Streichholzschachtel – ein Flügelchen oder ein Beinchen – auf seiner Zungenspitze zu übertragen. Sie habe das aber sofort ausgespuckt, habe ihren Mund mit dem Handrücken abgewischt und gesagt, dass wahrscheinlich eine Mücke oder so was in ihren Mund geraten sei. Koljo verschluckte sich vor Lachen, als er mir diese Einzelheiten erzählte. Ich meinerseits, nicht aus Klugheit oder Gewissenhaftigkeit, sondern eher aus Ekel, setzte meinen ewig erfolglosen Kampf mit den Händen der Rätsel-Ganka fort.

64.

Zwischen einem der Lautsprecher des örtlichen Radiogeräts und Opa Gantscho Baralijski war es zu einem unlösbaren Konflikt gekommen. Der Lautsprecher hing wie ein Schneeglöckchen an dem Strommasten zehn Meter vom Haus des alten Mannes entfernt und hatte die Aufgabe, den oberen Kiez zu beschallen. Für den unteren war ein anderer zuständig, den die Gemeindeverwaltung aufgehängt hatte. Jeden Morgen, wenn Opa Gantscho seine Schafe vom Hof trieb, dröhnte eine Marschmelodie aus dem Blechschirm. Die Tiere sprangen erschrocken durcheinander und liefen sofort wieder panisch zurück zum Hoftor. Der Alte schwenkte einen Stock, affektiert wie ein Heerführer, der vergebens versuchte, seine Soldaten ins Maschinengewehrfeuer des Gegners zu schicken, und bemühte sich immer wieder, die Schafe dazu zu bringen, die ersten zehn Meter bis zum Strommasten zu überwinden. Sie zockelten zwar gehorsam und gemeinsam los, aber schon nach wenigen Schritten hielten sie den Gesang nicht mehr aus und stürzten genauso gemeinsam „Vorwärts! Vorwärts!“ wieder zurück. Opa Gantscho hatte die Geduld verloren und beschoss den Lautsprecher mit seinem Stock. „Scher dich zum Teufel, verdammtes Blech! Wer hat dich erdacht, dass ich meine Schafe nicht austreiben kann!“ (Opa Gantscho fluchte im Paulikaner Dialekt, von dem nicht nur der Blechlautsprecher, sondern auch die Autoren der zünftigen Märsche kein einziges Wort hätten verstehen können.)

Nur mit Marschmelodien konnten die Arbeitsressourcen des Dorfes jedoch nicht mobilisiert werden. Hier ein Auszug aus einem Beschluss des Verwaltungsrates der LPG, der am 15. Juli 1959 über das Radiogerät verlesen wurde:

- 1.) *Es wird ein fünftägiger Arbeitseinsatz zur Ermittlung der Arbeitsgruppe der besten Qualität in beiden Brigaden jeweils für sich angekündigt, der morgen, 16. Juli*

beginnen und am 20. Juli enden soll. Der Wettbewerb wird in Bezug auf die Anzahl der Teilnehmer in der Arbeitsgruppe und der abgeernteten Fläche geführt. Die Eröffnung soll feierlich stattfinden, wobei jeder Teilnehmer einen Schnaps bekommt. Jeden Tag bekommen die Arbeiter der besten Gruppe einen Schnaps. Am Ende bekommt die Arbeitsgruppe bester Qualität... (Auf der Archivkopie des Dokuments ist die Höhe der Summe nicht angegeben.)

- 2.) Ein eintägiger Wettkampf zur Ermittlung der Arbeitsgruppen bester Qualität in beiden Brigaden ist am 21. Juli durchzuführen.*
- 3.) Am 22. Juli soll ein Wettkampf zur Ermittlung des Bestarbeiters der Ernte durchgeführt werden. Er wird mit... Leva belohnt.*
- 4.) Es sollen Gruppen für beide Brigaden organisiert werden, die die gefährdetsten Wiesenflächen mähen sollen.*
- 5.) Die Organisation der Gruppen mit Jugendlichen, Pionieren und betagten Genossenschaftlern zum Obstpflücken soll verbessert werden.*
- 6.) Zum schnellen Einbringen der Ernte sollen sich alle arbeitsfähigen Menschen beteiligen – Rentner, Schüler u. a. Alle Agitationsmittel sollen genutzt werden, wie das Radiogerät, Bulletins, humoristische Diagramme in Zeitungen u. a., um die Teilnehmer zu loben und die, die abweichen und an der Kampagne nicht teilnehmen, bloßzustellen.*
- 7.) Für die grundlos und ohne Erlaubnis Abweichenden sollen die strengsten statutarischen Maßnahmen ergriffen werden.
An die Arbeit, Genossen, zum schnellen Einbringen der Ernte ohne Verluste.*

Außer dem nach militärischem Befehlston klingenden Punkt 7 ist auch bezeichnend, dass zweimal Schnaps er-

wähnt wird. Dort scheint das Dokument an den Intendantenfrontdienst gerichtet zu sein, der vor dem Angriff der Pflicht nachkommt, die Feldflaschen der Soldaten mit den ihnen zustehenden alkoholischen Mutprozenten aufzufüllen. Dieses Blatt vom Ende der fünfziger Jahre ist mit Sicherheit durch die Hände meines Vaters gegangen, wenn er es nicht sogar ausgegeben hat. Mir scheint, dass er Anfang der fünfziger, so bald nach der Enthaltensamkeitsperiode in seinem Leben, kaum ein Glas Schnaps, an den heißen Erntetagen zudem ein unübliches Getränk, als Element der feierlichen Eröffnung des Wettkampfs akzeptiert hätte. Charakteristisch für diese frühen, an die Zeit der Kollektivierung anschließenden Jahre ist die Erwähnung einer roten Wanderflagge oder eines Lamms, das der ausgezeichneten Brigade oder der Brigade an der bestarbeitenden Dreschmaschine überreicht wurde. Und nicht selten wurde all das mit heute erstaunlichem Ernst aufgenommen. Im Bericht über die Jahresversammlung der Parteiorganisation aus dem Jahr 1954 steht, dass sich die Genossenschaftler aus der sechsten Brigade wegen nicht korrekt ausgeführter Arbeit der Kommission zur Abrechnung des Wettbewerbs beleidigt gefühlt hätten und sich bei der Feier des Neunten September, als das Ergebnis verkündet wurde, geweigert hätten zu manifestieren. Aber selbst auf diesen alten, gelben, mit den Tasten der vorsintflutlichen Schreibmaschine mit ritueller Phraseologie und komisch klingenden Klischees getippten Papieren lässt sich erkennen, dass der Respekt vor der ewigen, sich um Parteibeschlüsse nicht kümmernden Erde immer noch groß genug war, dass man sich bei allen Anstrengungen, sie zu beherrschen, nicht übermäßig viel auf Stimuli wie ein Glas Schnaps am Ende des Erntetages oder einen Lamnbraten nach der Drusch verließ. Was kann man da erst über die Flagge sagen. Schon in diesen frühen Jahren tauchen in den Papieren die Wortverbindungen „materielles Interesse“ und „Bezahlung

gemäß der Arbeit“ auf. Immer umrahmt von Einschränkungen wegen der Kompliziertheit, oftmals Unmöglichkeit der Abrechnung und Rechnungsführung, besonders bei einigen bestimmten Tätigkeiten.

Ein ständiger Blitzableiter für das kritische Pathos in den Rechnungsberichten war der Buchhalter Stajko. Ich erinnere mich gut an ihn – ein phlegmatischer, langsam und wenig sprechender Mann. Als Kind war er der beste in Arithmetik in der Schule, aber seine Bildung erschöpfte sich mit der damaligen dritten Mittelstufenklasse und einem sechsmonatigen Kurs in Buchführung in Pleven. Jedes Jahr war an den kritischen Stellen der Berichte angemerkt, dass *„Genosse Stajko das politische Geschick, Schnelligkeit und Wendigkeit fehlen. Er kann die Arbeit nicht unter den übrigen Angestellten im Büro verteilen und schafft es nicht, ihnen seine Erfahrung zu vermitteln. An landwirtschaftlichen Tätigkeiten zeigt er überhaupt kein Interesse. Nicht ein einziges Mal hat er sich auf dem Feld, im Stall, auf dem Bau u. a. sehen lassen. Anstatt zu überprüfen, wie gearbeitet wird und den Genossen zu Hilfe zu kommen. Die Fehler des Genossen Stajko liegen in seiner schwachen politischen Bildung und seinem Unwillen zu lernen.“*

Wie die politische Bildung des Buchhalters Stajko aussah, weiß ich nicht, ich erinnere mich aber an ihn, wie er in einem Winter zusammen mit meinem Vater und dem Vorsitzenden des Dorfrats, Panko Schabanski, dienstlich nach Sofia gekommen war. Sie standen am Denkmal von Patriarch Evtimij, die drei 40–45 Jahre alten Männer. Sie hatten das Beste angezogen, was sie hatten, und trotzdem sah man ihnen in gewisser Weise an, dass sie aus der Provinz kamen, selbst im Vergleich zu der damals nicht so elegant gekleideten Bevölkerung in Sofia. Von den dreien sah Stajko am erschöpftesten aus. Er war zum ersten Mal in der Hauptstadt. Stajko war nur an kurze Entfernungen gewöhnt, wie von seinem Haus zum Büro, der Sofioter Begriff „nah“ hatte ihn verblüfft, weil

er nicht mit seinen eigenen Vorstellungen übereinstimmte. Deprimierend wirkte auch die Notwendigkeit, andauernd in der Tasche nach dem Portemonnaie zu suchen, etwas, was ihm im Dorf höchstens einmal die Woche passierte. Hier, jetzt mussten wir wieder in die Straßenbahn steigen, und das ging selbst bei den damaligen symbolischen Preisen des öffentlichen Nahverkehrs nicht ohne einen Griff in die Tasche. „Die ziehen dir aber das Geld aus der Tasche!“, sagte Stajko und schaute missbilligend auf die in Richtung der Kirche „Sveti Sedmotschislenici“ zuruckelnden zwei roten Waggonen.

Ich weiß nicht, warum wir zusammen in das Arbeitszimmer eines Angestellten im Zentralen Genossenschaftsverband oder vielleicht einer zentralen Behörde gingen. Es handelte sich um die Prozedur für einen Kredit. Der Angestellte erklärte, wie vorzugehen sei, mein Vater und Panko erklärten sich nach einigen ergänzenden Fragen mit dem Vorschlag einverstanden. Stajko hing aber irgendwie fest. Da er das Prinzip einer elementaren Finanzoperation wohl nicht verstanden hatte, wiederholte der Angestellte seine Erklärungen noch einmal. Nach jedem Satz reagierte Stajko mit einem skeptisch-fragenden „Äh?“ und schließlich erklärte er, die Augen erschrocken weit aufgerissen: „Diese Sache wird nichts.“ Der Mann hinter dem Schreibtisch fing zum dritten Mal an zu erklären. „Das geht nicht. Nicht so“, schüttelte Stajko den Kopf. „Hey, Mann“, rief der Angestellte schließlich wütend, „du hast, sagen wir, zwei Leva in dieser Tasche“, und er zeigte auf Stajkos Tasche. Stajko rückte aber vorsichtig zurück, „du tust die zwei Leva in die andere Tasche...“ Hier sagte Stajko nicht einmal „Äh?“, sprang nur wiederholt zurück, um dem mit einem Ärmelschoner überstreiften rechten Arm seines hauptstädtischen Kollegen auszuweichen. „Das Geld bleibt doch deins“, schloss der Angestellte seine anschaulichen Erklärungen ab. „Äh?“, gab Stajko von neuem von sich, hielt aber seine von einem Angriff bedrohten Taschen gut

fest. „Vielen Dank, wir klären das draußen unter uns“, sagte mein Vater, er war rot geworden, Schweiß war ihm ausgebrochen, und wir vier machten uns schnell davon. Auf der Straße wurde aber nichts weiter geklärt, weil er und Panko, stark genervt und unsicher, auf einmal so einen Lachanfall bekamen, dass die Passanten sich hinter uns umdrehten, bis wir in der erstbesten Kneipe verschwanden. Dort hatten sich die beiden kaum beruhigt, als sie gleichzeitig zu wiehern anfangen und den Schaum von ihrem Bier wegpusteten.

Aber auch wenn Stajko eine gute Fachkraft gewesen wäre, es hätte die Buchführung in der LPG Paulikaner Kaminschte kaum wirklich effektiver gemacht. Weil die langen, multidirektionalen und akkuraten Buchführungslisten nicht so sehr für den inneren Gebrauch waren als viel mehr für alle möglichen, die Vormundschaft der Staatspartei sichernden Organe auf zentraler Ebene, sowie innerhalb der Strukturen von Gebieten und Kreisen, die sich oft auch wiederholten.

Einmal ging Peter Vatschkov, ein verschwiegener, aber öffnete er einmal den Mund, sehr schlagfertiger Mann, ins Sekretariat und wollte einen Vorschuss von der Bezahlung mit Naturalien. Es ging um ein-zwei Säcke Getreide, er brauchte sie genau da und konnte nicht warten. Die Sachbearbeiterin Bonka schickte ihn zu dem jungen Buchhaltungsgehilfen Conko. „Wir haben die Bücher noch nicht in Ordnung gebracht, Baj Peter“, sagte der junge Conko, wobei er sich bemühte, den einfachen Mann nicht mit Fachbegriffen wie „Bilanz“ oder etwas anderem aus der Buchführungsterminologie zu überfordern. „Wenn wir die Rechnungsbücher in Ordnung gebracht haben, geben wir dir etwas.“ Es verging ziemlich viel Zeit. Peter Vatschkov ging wieder hin. „Wir sind noch nicht soweit, Baj Peter!“ Wieder verging Zeit. „Wir geben dir einen Vorschuss, Baj Peter, wir geben dir einen, aber wir haben die Bücher noch nicht in Ordnung!“ – „Soll ich euch die Bücher hinten reinschieben“, sprach Peter Vatschkov. „Wir

haben es gepflügt, gesät, gehackt und eingefahren, und ihr könnt die Bücher nicht in Ordnung bringen.“ Und ging nach Madan und wurde Bergmann.

Bis Ende der fünfziger Jahre haben die Leute anscheinend noch geglaubt, dass sich die Dinge allmählich zum Guten wenden würden. Als der Staat im letzten Jahr des Jahrzehnts zur leichteren Verwaltung jeweils einige Dörfer zu einer LPG zusammenlegte, begann die massenhafte Migration.

65.

Meine letzten Schulferien (sie waren im Sommer 1955) sind mit der Jagd auf Tauben verbunden. Davon gab es sehr viele. Sie nisteten im gebirgigen Teil der Dorfflur, südlich von dem langen, tiefen Bachtal mit bläulichen Ufern, das nach heftigen Regenfällen wirklich zu einem schwer passierbaren nassen Hindernis wurde und deshalb den Namen „Der Fluss“ trug. Tagsüber flogen die Tauben über die Sonnenblumenfelder und setzten sich auf ihre schwarzgelben Samenteller, wenn sie sich erhoben, um zurückzufliegen, verdunkelte sich der Himmel.

Zwei-drei Mal in dem Sommer, wenn mein Vater in den Nachmittagsstunden etwas Zeit erübrigen konnte, nahmen wir sein altes Jagdgewehr und gingen durch den unteren Kiez aus dem Dorf hinaus. Jetzt wird mir bewusst, dass uns aus einem der Fensterchen des letzten Hauses Vasil Gankov, wenn er die neuste langweilige Ausgabe der Tageszeitung „Arbeitersache“ durchgesehen hatte, wachsam beobachtet haben muss. Er versteckte sich hier vor den Behörden.

An einer Wildbirne mit vertrockneter Spitze, zwischen den dünnen Stämmen anderer, jüngerer Bäumchen, war ein Ansitz hergerichtet. Er stellte einen Unterschlupf aus abgesägten Ästen dar, so übereinander gekreuzt, dass ein auf dem Birnbaum sitzender Vogel nicht bemerken konnte, dass

sich unten jemand mit Gewehr versteckt hatte. Mein Vater erklärte mir, wie ich zielen sollte. Von da an brauchte es Geduld. Und Schweigen. Weil Tauben ein scharfes Gehör haben.

Der heiße Sommer ließ uns trotz des Laubschattens schnell in Schweiß gebadet sein. In den letzten Jahren hatte es sich immer so ergeben, dass ich nie so lange und so nah neben meinem Vater geblieben war wie während des Aus-harrens hier, notgedrungen. Jetzt begann mir bewusst zu werden, wie sehr er sich verändert hatte. Am Scheitel hatte er fast kein Haar. Obwohl er grade 42 geworden war, hatte sein Bart (er rasierte sich nicht jeden Tag, sondern zwei oder drei Mal die Woche) schon stark zu ergrauen begonnen. Die Nase – spitz und ziemlich groß, dominierte irgendwie übermäßig über die anderen Gesichtszüge. Auch die Augen waren andere geworden. Ihre blaue Farbe hatte sich nicht verändert, aber sie schauten irgendwie müde und unlustig. Hier, die Lider senken sich, bedecken ganz die Pupillen und heben sich nicht wieder.

Leichtes Flügelschlagen und auf dem trockenen Ast sitzen unbeweglich drei Vögel. Zwei ganz oben, einer bedeutend weiter unten. Ich stoße meinen Vater an, er zuckt zusammen, erschrocken schaut er nach oben, aber statt zu schießen, gibt er mir das Gewehr: „Schieß du!“ Ich habe den Gewehrkolben nicht stark genug gedrückt und gleichzeitig mit dem Schuss stößt er mir in die Schulter. Auf dem trockenen Ast ist kein Vogel mehr. Aber auf dem Boden liegt auch keiner.

Meine nächsten Schüsse sind erfolgreicher.

Opa Dotscho und Oma Donka sind quasi Einsiedler geworden. Den ganzen Sommer sind sie nicht im Dorf. Am Fuß eines hohen bläulichen Geröllhanges unweit vom Fluss liegt ein ebenes Stückchen Land, vielleicht zwei Dekar. Das ist ein Überbleibsel von Opa Dotschos früherem Landbesitz, das ihm nun zur privaten Nutzung überlassen ist. Der Hügel über dem Geröllfeld trägt seinen Namen, weil er ihn vor Jahren mit

einem dichten Akazienwald beforstet hat: Dotschos Hügel. Auf der anderen Seite des Hügel verläuft ein tiefes Bachtal, dessen Wasser in einen Fluss mündet. Da Opa Dotscho keine Wasserpumpe hat und die Flusstümpel nicht tief genug sind, um so ein Gerät zu installieren, hat er Wasser aus dem Bach umgeleitet, eine lange, enge Rinne gegraben, die von der gegenüberliegenden Seite des Hügel kommt, ihn umrundet, den ganzen hohen, bläulichen Geröllhang durchschneidet und ihr Wasser nach unten plätschern lässt, um die Beete mit Paprika und Tomaten feucht zu halten. An der schattigen Seite des Stückchens Ackerland hat Opa Dotscho eine Hütte aus ungebrannten Ziegeln gebaut, bedeckt mit einem Ziegeldach. Die Hütte hat eine Art Veranda. Dort sitzt Oma Donka, hat ihre mit einer Gummiopanke beschuhte Prothese ausgestreckt und schaut sehnsuchtsvoll nach oben, wo hinter einem anderen hohen Hügel, genannt Gelbboden, unsichtbar für die Augen und in süßen Mittagsschlummer versunken, Paulikaner Kaminische liegt, das sie jetzt so vermisst.

Für Opa Dotscho ist es leicht. Wann immer er will, setzt er sich die Schirmmütze auf, damit die Sonne nicht direkt auf seinen Kopf brennt, und steigt auf den Gelbboden. Er sieht zu Hause zu, setzt sich in Michal Zarigradskis Barbierstube, hört die Neuigkeiten und wechselt mit dem einen oder anderen ein Wort (für lange Gespräche hatte er keine Geduld) und geht wieder hinunter in die Hütte am Fluss. Oma Donka kann sich aber nicht rühren. Sie haben sie im Frühjahr mit einem Ochsenwagen hergebracht, Ende September, wenn es langsam kalt wird, bringen sie sie ins Dorf zurück. Opa Dotscho ist eben Egozentriker. In einem Sommer hatte er Oma Donka so auf dem Gottesfeld gelassen, um die Weintrauben mit ihrer Anwesenheit vor Dieben zu schützen. Ich erkläre mir sein Verhalten mit dem, was ich in der Schule gelernt habe: Opa Dotscho war in der Vergangenheit ein vermögender Mann, er hat Leiharbeiter angestellt und sogar Geld mit

Zinsen verliehen. Ein herzloser Ausbeuter also. Andererseits hat er Oma Donka aber, als sie noch keine Krücken und keine Prothese hatte und sich nicht bewegen konnte, auf Händen oder auf dem Rücken die Steintreppe im Haus hinauf- und heruntergetragen.

An einem Nachmittag beschließe ich, zur Hütte hinunterzugehen. Ich nehme auch das Gewehr mit, stecke zwei-drei Patronen in die Tasche. Das darf ich eigentlich nicht, wenn mich der Förster sieht, gibt es Theater. Aber schließlich bin ich noch Schüler, niemand kann mich ernsthaft für einen Wilddieb halten. Außerdem kenne ich solche Pfade durch das Tal hinunter, dass mich da sowieso kein Förster sehen kann.

Oma Donka empfängt mich mit einem glücklichen Lächeln und kriegt vor Freude den Mund nicht wieder zu. Sie will mir Eier braten, legt riesige Tomaten auf den Tisch, eine im Graben gekühlte Gurke. Sie sagt, wenn Opa Dotscho zurückkommt, würde sie ihn schicken, dass er mir einen Fisch fängt, der dann auch in die Pfanne kommt. Weil Opa Dotscho in einer extra dafür ausgehobenen und zementierten Grube auch Fische züchtet. Überhaupt sieht ringsum alles aus, als hätte sich hier ein aus der Zivilisation verstoßener Robinson angesiedelt, der aber über ihre Vorteile gut Bescheid wusste. Die Gemüsebeete sind wie stramm angeordnete Karrees grün-rot uniformierter Soldaten in Erwartung des weißen Pferdes von der kommandierenden Parade. Gut gewässert strotzen die langen, glatten und spitzen Körper der Paprika und die aufgeplusterten Backen aller möglichen Tomatensorten vor Kraft. Hühner gibt es nicht, weil es schwer ist, einen Gemüsegarten vor Hühnern zu retten, aber ein paar Enten schaukeln ihren Körper wie dicke, weiße Tanten mit den Symptomen einer Koxarthrose am nahegelegenen Tümpel. Im Schatten eines kleinen, mit Stäben eingefassten Unterstands hat die rostbraune Ziege wiedergekaut. Und Opa Dotscho würde nicht den Spitznamen Tatendrang tragen,

wenn er sich nicht die Mühe gemacht hätte, eine Weinlaube vor der Hütte anzupflanzen. Das Pflanzen von Wein ist seit jeher seine Lieblingsbeschäftigung. Ein Hund ist nicht zu sehen, aber während ich mich mit Oma Donka unterhalte, reibt eine Katze ihren Bauch an meinen Beinen. Der Hund ist nach Opa Dotscho ein nutzloses Tier, man muss es nur füttern, die Katze fängt jedoch Mäuse, und Feldmäuse gehören schon seit der berühmten Imkerperiode in seinem Leben zu seinen erklärten Feinden.

Damals schwebte es mir schon wage vor, hinterher wurde es mir vollkommen klar, dass Opa Dotschos Robinsonade eine Art Protest gegen die Kollektivierung war. Er hatte Weinberge, Felder, Wälder und Maschinen verloren, jetzt hatte er die noch bewahrte Energie seiner tatkräftigen Natur auf die Bearbeitung eines jeden Flecks dieser eineinhalb Dekar konzentriert. Wie ein Noah zur Zeit der Sintflut hat er versucht, soviel wie möglich von dem zu bewahren, was ihn in seinem vorherigen Leben umgeben hatte. An den Obstbäumen waren frische Pfropfreise zu sehen. Orange Kapuzinerkresse und gelber Klatschmohn umringten die Beete mit allem möglichen Gemüse, Stockrosen lehnten ihre großen Köpfe an die Ziegelsteine der Hütte. Die Blechdächer von zwei seiner noch intakten Bienenstöcke glänzten vor der Steinmauer, die die kleine Robinson-Halbinsel von den Tümpeln im Fluss abtrennte.

Oma Donka will reden. Sie sagt, sie würde den ganzen Tag warten, dass jemand am Garten vorbeigeht, damit sie ihn aufhalten und mit ihm sprechen kann, aber hier kommt selten jemand vorbei. Stajka Jabandzhikata ist nur manchmal gegenüber zu sehen, sie hat auch einen Garten hier, bloß am anderen Ufer. Sie kommt zum Gießen oder zum Wässern von Flachsbindeln (die grünen Garben von Hanf) in einem der Tümpel. Es kostet sie nichts, über die Steine im Flässchen zu gehen, das in der Augusthitze einen sehr niedrigen Was-

serstand hat (an manchen Stellen reicht es nicht einmal bis ans Fußgelenk), und zu Oma Donka zu kommen, aber sie tut es nicht. Ausgerechnet auf ihre Gesellschaft scheint Oma Donka auch keinen Wert zu legen. Stajka ist eine große, dunkelhäutige Frau mit beeindruckenden Schenkeln und Brüsten. Seit ihrer Hochzeit in Paulikaner Kaminische sind viele Jahre vergangen, aber sie hat die Mundart aus ihrem Heimatdorf noch nicht vergessen. Wahrscheinlich veranlasste nicht nur die Melodiösität ihrer Stimme Opa Dotscho dazu, auf besondere Weise vor sich hinzupfeifen, wenn er sie sah (sie kam manchmal mit anderen Frauen zum Arbeiten in seinen Weinberg). Ich hatte manchmal gehört und auch selbst bemerkt, dass ihm die Frauen wichtig sind, obwohl er immer humorvoll mit dem Thema umging. Ob er bei all seinem Workaholismus fähig war, seine eigentliche, wichtige Arbeit wegen einer von ihnen zu vernachlässigen? Wer weiß. Vielleicht trotz allem ja. Schon ziemlich lange nach seinem Tod kam mir zu Ohren, dass Oma Donka ihn einmal in seinen jüngeren Jahren, um einen voraussichtlichen Streifzug zu einer Geliebten zu verhindern, mit einem Vorhängeschloss von außen im oberen Geschoss des Hauses eingesperrt hatte. Opa Dotscho entschloss sich nicht dazu, Hals- und Beinbruch zu riskieren und sich irgendwie von den hohen Fenstern herunterzulassen (er hätte auch kaum etwas dazu gefunden). Es wurde jedoch erforderlich, eine große Schüssel als Nachttopf zu benutzen.

Ich verstehe, dass Oma Donka mich so lange wie möglich aufhalten will, aber wir haben nicht viele Gesprächsthemen. Und sie hat auch nicht Oma Dimitras ungeheuerliches Gedächtnis für endlos lange epische Erzählungen. (Mit 80 Jahren war Oma Dimitra in der Lage, mir alle ihre Geschichten zu erzählen, die ich von ihr in unserem alten Haus oben unter dem Felsen gehört hatte, ohne ein Wort zu verändern.) Außerdem bricht bald der Abend an, und am frühen Abend

verlassen die Tauben die Sonnenblumenfelder und kommen in die Wälder zurück. Genau dann ist es am besten, mit dem Gewehr im Ansitz zu warten. Als sie merkt, dass ich aufstehen will, versucht Oma Donka, ihr letztes Mittel einzusetzen. Sie beginnt hastig, mir eine von den oft wiederholten Geschichten über das viel bevölkerte Haus von Opa Stojno zu erzählen. Sie weiß, dass ich sie gerne höre. Wie ihr Bruder Michal sich bei der Hochzeit einer ihrer jüngeren Schwestern über den Geiz seines Schwagers aufgeregt und ihn fast mit dem Gewehr erschossen hatte. Nach den ersten paar Sätzen erhebe ich mich. Sie versucht, mich mit der Hand festzuhalten, dann nimmt sie ihren Stock, stützt sich auf, um mit der im Knie unbeweglichen Prothese aufzutreten, und humpelt hinter mir her. Ich beschleunige meinen Schritt, weil es Zeit wird. Als ich schon außerhalb der Mauer bin, steht sie auf ihren Stock gestützt und schaut mich an. „Komm wieder.“ – „Ich komme“, sage ich und sehe an ihren Augen, dass sie mir nicht glaubt. Auf einmal laufen ihr Tränen über die Wangen. Was soll ich jetzt tun? Ich werfe mir das Gewehr über die Schulter und gehe über die Steine flussaufwärts.

Während ich zwischen den hohen, bläulichen Geröllhängen laufe, will mich das Gefühl nicht verlassen, hartherzig vorgegangen zu sein. Nach einer halben Stunde bin ich am Fuß des Wasserfalls, den wir Sprung nannten. Seit jenem verregneten Frühling, als mein Vater uns auf dem Arm von einem Ufer an das andere trug, sind zwölf oder dreizehn Jahre vergangen. Nach der großen Sommerhitze kommt jetzt nur ein dünner Strahl von oben und fällt in den grünen Tümpel. Ich steige den Geröllhang hoch, komme in den Wald und finde den Baum mit dem trockenen Wipfel. Vogelfedern sind darunter zu sehen. Sie sind an Zweigen, Dornen und Gräsern nach den Schüssen der letzten Tage hängen geblieben. Ich gehe in den Ansitz, ziehe zwei Patronen aus meiner Tasche und lade das Gewehr. Ich weiß nicht, was das

für ein Vogel ist, der so besorgt meine Ankunft verkündet. Ein Specht vielleicht. Er meldet sich ein zweites Mal, tiefer im Wald. Und wieder Stille. Nicht sehr weit Richtung Dorf brummt ein Dieselmotor gleichmäßig. Es sind die letzten Tage der Druschzeit.

Eigentlich dürfte ich den Blick nicht von dem trockenen Ast abwenden, aber irgendwie bin ich zerstreut. Zwei Vögel sitzen unbeweglich auf dem obersten Zweig. Ja, ein Turteltaubenpärchen, sie fliegen lautloser, wenn es Tauben wären, würde ich das Schlagen ihrer Flügel hören, bevor sie landen. Auf welche soll ich zielen? Ich entscheide mich für eine. Schuss. Einen Augenblick später höre ich unten den weichen Aufprall eines Vogelkörpers. Die Turteltaube lebt noch, macht einen hilflosen Versuch wegzufliegen. Ich fasse sie unter den Flügeln, an meinen Fingern klebt Blut. Im Ansitz kommt sie auf der Erde, aus der Hainbuchen wachsen, zur Ruhe, ihr rundes Auge ist noch offen.

Diesmal höre ich, wie leise die Flügel schlagen. Wieder eine Turteltaube. Offenbar ist es dieselbe, die nach dem Schuss verschwunden war. Sie ist gekommen, um die andere zu suchen. Mit abgehackten Bewegungen zuckt ihr Köpfchen unruhig nach rechts und links. Sie sucht etwas. Und einen Moment, bevor ich den Abzug drücke, flattert der verletzte Vogel bei mir mit den Flügeln. Schuss. Wieder ein weicher Aufprall von einem Vogelkörper.

Ich hocke im Ansitz mit einer noch lebenden und einer anderen warmen, aber schon toten Turteltaube. Als ich sie hierher trug, habe ich gespürt, wie die feinen Krallen ihrer Füßchen sich auf der Innenseite in meine Finger schlagen. Aus dem Schnabel fiel ein Tropfen Blut.

Das Flügelgefalter der verletzten Turteltaube ähnelte einem Versuch, die zweite zu warnen. Warum habe ich geschossen? Was soll ich mit diesen so schönen und so sinnlos toten Vögeln machen?

Sicher war in dem Gefühl, wirklich etwas Kalthertziges getan zu haben, auch das verweinte Gesicht von Oma Donka, die mit ihrem Stock vor der einsamen, die Nacht weit entfernt vom Dorf erwartenden Hütte stand. Plötzlich und überraschend für mich selbst die fallenden Tränen, nicht so stark wie bei der invaliden alten Frau, doch sie markieren wohl das Ende meiner Kindheit und meiner Burschenjahre.

In den folgenden Jahren kam es einige Male vor, dass ich mit anderen Leuten wie auf einen Spaziergang zur Jagd ging. Mit diesen zwei Vögeln in diesem August war jedoch der letzte Jagdtag in meinem Leben zu Ende gegangen.

66.

Wir waren fast in einem Alter, aber in einer Phase, in der sich die Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts nicht gleich schnell entwickeln. „Einen Pflirsich rasiert man nicht, einen Pflirsich reibt man an der Hose ab.“, sagte einmal ein Spötter, als er mich sah, wie ich mich auf einen Barbierstuhl setzte. Er meinte den Flaum, der einen noch nicht ganz reifen Pflirsich überzieht und den man abreibt, bevor man hinein beißt. Zu der Zeit, als ich die letzte Gymnasialklasse abschloss und das Reifezeugnis bekam, hatte schon eine Art Bart den Flaum in meinem Gesicht ersetzt, ich war aber noch sehr grün. Sie – nicht mehr.

Ihr Name war Viktoria. Ich hatte Erinnerungen an sie als kleines Mädchen, ein Jahr nach mir wurde sie eingeschult. Sie war Tochter eines Agronomen und einer Mittelstufenlehrerin. Aber schon als ich in der zweiten Klasse war, ging Frau Pavlova zum Unterrichten nach Lovetsch, es ging die Rede, dass sie in sehr jungem Alter an Krebs gestorben sei, der Vater habe ein zweites Mal geheiratet. Mitte der fünfziger Jahre trat Peter Pavlov eine Stelle als Agronom in Paulikaner Kaminschte an, er war mit meinem Vater befreundet. Ein Quartier

hatte er sich am oberen Ende des Dorfes gesucht – ein aus irgendwelchen Gründen vorübergehend von seinen Bewohnern verlassenes Haus. Es war verhältnismäßig neu und lag direkt am Fuße des langen, weißen Felsen – dort, wo wir früher einmal gewohnt haben.

„Wir müssen sie verheiraten“, hörte ich einmal Peter Pavlov mit einem Seufzer zu meinem Vater sagen. Seine Worte bezogen sich auf Viktoria. In gewisser Weise war ich erstaunt, sie war doch noch Schülerin, der gefällige Tratsch war jedoch auch mir zu Ohren gekommen, deshalb begriff ich schnell den Grund für den tiefen Seufzer. Viktoria hatte mit einer neuen Liebe aus Lovetsch angebändelt. Neu, denn schon als ich in der achten oder neunten Klasse im Gymnasium war, wäre sie fast von der Schule geflogen. Sie und einer aus der elften Klasse. Ihre Mitschüler erzählten von einer Lehrerin, einer alten Jungfer – eine große Moralistin, die gesehen hatte, wie sie sich auf Stratescha, jenem hohen, mit Flieder bewachsenen Hügel südlich der Stadt, geküsst hätten. Auch Liebesbriefe wurden entdeckt, Fluchtpläne nach Pleven oder Sevlievo oder wer weiß wohin.

Sie war ein dunkelhäutiges, wirklich schönes Mädchen mit schalkhaft spöttischen Augen. Im Sommer nach meinem Abitur hatte sie angefangen, mehr anzusetzen als notwendig. Eines Tages ähnelte Viktoria wahrscheinlich ihrer Mutter, in meinen verblassten Erinnerungen war Frau Pavlova ziemlich beliebt. Dieser Tag lag jedoch noch in der fernen Zukunft.

Viktorias schwarze Augen hatten mich inspiriert, in einer Nacht ganze zwei Gedichte zu schreiben – ein halbbe-wusster, häretischer Akt in einer Zeit, in der intime Lyrik als Überbleibsel aus einer bourgeoisen Vergangenheit galt und nur Heldinnen der Arbeit als Objekte weiblichen Geschlechts galten, die es verdienten, besungen zu werden. Das geschah zwischen ein und zwei Uhr in der Neujahrsnacht 1954. Kurz davor war die Sylvester-Tanzveranstaltung im Dorfgemein-

schaftshaus zu Ende gegangen. Nach einer Damenwahl umfasste ich mit der Innenseite des Ellbogens Viktorias schmales Kreuz und wir beide schwebten über den von Stühlen leer geräumten Salonboden des Dorfgemeinschaftshauses. Eben mit der Innenseite des Ellenbogens, wie mich ein erfahrener Mitschüler unterwiesen hatte, und nicht mit dem Handgelenk. So ist das Mädchen gleich sehr nah bei dir und man braucht keine Zeit mit allmählichen Annäherungsversuchen zu verlieren. Meine Art zu tanzen gefiel Viktoria sehr und wir legten ein paar Mal alle Tangos von Asparuch Leschnikov aufs Parkett. Danach musste leider jeder von uns durch den Neujahrsschneesturm zu seinen Eltern nach Hause gehen. Dabei wurde in einem Tango von heißen Küssen in einem einsamen, schneeverwehten Häuschen gesungen.

Jahre später las ich die beiden Gedichte, bevor ich sie ins Feuer warf. Klagerufe (pseudosymbolistische) in die Kälte, Finsternis, Einsamkeit, erstarrte Krähen und zwei im Eis leuchtende schwarze Pupillen. Was mich in dieser Januarnacht nicht schlafen ließ, waren aber eigentlich nicht so sehr die Pupillen als vielmehr Viktorias Busen. Bei Asparuch Leschnikovs Tangos drang ihre Wärme ungehindert durch den dicken Stoff der Schuluniformjacke zu mir durch.

Im Jahr neunzehnhundertsechsfünfzig sollten Ereignisse und Erlebnisse dicht aufeinander folgen. Für mich nicht so sehr in gesellschaftlicher Hinsicht (ich bekam nicht einmal mit, dass im April ein Plenum in Sofia durchgeführt worden war, das später als Beginn der in Wirklichkeit durch ständige Rückfälle gekennzeichneten Liberalisierungen des politischen Regimes verherrlicht wurde.) Ich fing an zu rauchen. Auf den Felsen oben am Ossam, so dicht am Gebäude des Gymnasiums und des Pensionats, dass man in der großen Pause ohne weiteres hinlaufen konnte. Einen Monat später, bei unserem Abiturball, kam es zu einem Skandal. Wir, die wir uns schon für hartgesottene Raucher hielten, darun-

ter auch einige Mädchen, warteten den feierlichen Toast des Direktors nicht ab und zogen die Zigaretten heraus. Der verblüffte Direktor vergaß die Worte, die er sich zurechtgelegt hatte, um uns als schon reife Erbauer des neuen Lebens zu beglückwünschen. Er stellte sich vor Wut verschwitzt, rot angelaufen und zitternd ans Mikrofon und erklärte, dass er den Abiturientenball abbreche. Dabei war das gar nicht so leicht, die Kellner hatten schon die Teller mit gemischtem Grill vor uns auf die Tische gestellt. Der Direktor schaffte es jedoch, die Orchesteranten dazu zu bringen, ihre Instrumente einzupacken. Und ging. Mit ihm gingen auch unsere Lehrer und Erzieher. Zwei-drei von ihnen blieben jedoch.

Rauchen im Schulalter galt als Element des verhängnisvollen, bourgeoisen Einflusses. Dass wir nur zwei Tage später unsere Reifezeugnisse ausgehändigt bekommen sollten, hatte überhaupt keine Bedeutung. Die Disziplin musste gewahrt werden.

Erinnerungen an Tänze in meiner Abiturnacht habe ich also nicht. Wir verbrachten sie mit Spaziergängen im Park und auf dem Fliederwäldchenhügel Stratescha. Wir haben bestimmt auch gesungen, ich erinnere mich aber nur an die Nachtigallen. Sie waren in dieser Nacht wohl aus dem ganzen Kreis an den Ossam gekommen, um die brutal verscheuchten Orchesteranten zu vertreten. Und sie erlaubten sich keine Sekunde Pause. Bis zum Anbruch des neuen Tages, den wir mit ekelhaft bitteren Zigaretten im Mund begrüßten.

Im Juli kam ich in Sofia an, um mich an der Universität zu bewerben. Ich wurde angenommen. Einen Tag vor der Aufnahmeprüfung ging ich mir „Hamlet“ von Laurence Olivier ansehen. Mit dem Stuhl im Kino „Cerkovski“, in der Nähe der zentralen Markthallen stimmte etwas nicht, ich saß irgendwie schief, aber bis zum Ende der Vorführung setzte ich mich nicht bequemer hin, um mich ganz auf den Film zu konzentrieren. Noch Wochen später gingen mir Oliviers Stimme und Shakespeares Worte nicht aus dem Kopf. Sie waren so

lebendig, dass die Helden eines Theaterstücks, das ich in den Tagen zwischen dem Abitur und der Aufnahmeprüfung zu schreiben begonnen hatte, auf einmal in Jamben sprachen. Und nachdem sie 10–15 handschriftliche Seiten gefüllt hatten, verstummten sie und konnten kein Wort mehr sagen.

Ich saß in dem nach Norden liegenden, kühlestem Zimmer unseres Hauses, mit Fenstern zur Straße, auf dem Tisch lag der dünne Stapel mit den Seiten meines ersten dramaturgischen Versuchs, der unvollendet bleiben sollte. Auf die breiten Blätter der Weinlaube schlugen die großen Tropfen des Sommerregens. Ich fühlte mich energiegeladener wie ein zurückgezogener Pfeil, hinter dem jemand die Bogensehnen gespannt hat, jeden Augenblick müsste er sie loslassen, aber hielt sie quälend lange fest. In diesen Tagen begegnete ich Viktoria wieder.

Der Schulpfleger, ein junger, ziemlich intelligenter Mann, dem eine Tuberkuloseerkrankung das Leben durcheinander gebracht hatte, bat mich, ein Kinoplatz zu malen. Es war der sowjetische Film „Der Fall Rumjancev“ mit Alexej Batalov in der Hauptrolle. In diesen Sommertagen nicht frequentierten Lesesaal mit Eingang direkt von der Straße hatte ich einen weißen Zeichenkarton auf einem schräg stehenden Brett befestigt. Aus Gläsern auf dem Holztisch ragten Pinsel und auf dem Boden standen die Dosen mit Plakatfarbe. Ich war gerade bei Batalovs Augen. Sie hatte mich gesehen, als ich rückwärts einen Schritt aus der Tür trat und vor der Schwelle stehenblieb. Ich brauchte etwas Abstand, um den schönen Schauspieler nicht schielen zu lassen.

Als es vor meinen Augen dunkel wurde, wusste ich sofort, dass das keine Männerhände sein können. Nicht wegen der Hände selbst, sondern wegen der nach etwas duftenden Wärme, die mich von hinten umgab. Wie ich auf dem kleinen Stuhl saß, ohne den Pinsel in meiner rechten Hand fallen zu lassen, griff ich mit der linken nach hinten. Die Finger verschwanden nicht sofort von meinen Augen. Es war genug

Zeit, dass der Rocksaum über meinen Arm zwischen Ellenbogen und Handfläche strich.

Dann setzte sich Viktoria in die hinterste Ecke und kicherte immer weiter, als ob ihr die plötzliche Intimität etwas peinlich wäre. In den letzten Jahren hatten wir eigentlich fast nie miteinander gesprochen. Wir warfen uns nur einen Blick zu, wenn wir uns an der Bushaltestelle oder in Lovetsch auf der Straße trafen. Jetzt war sie in den Ferientagen wieder für unbestimmte Zeit zu ihrem Vater und ihrer Schwiegermutter gekommen. Ich kann mich an kein einziges Wort von unserem Gespräch an diesem Nachmittag erinnern. Damals hatte ich jedoch das erregende Gefühl, dass mir nach dem Abitur und der Aufnahmeprüfung eine neue wichtige Prüfung bevorstand. Diesmal in einem Gebiet, in dem ich mich noch nie wirklich ausprobiert hatte, von dem ich mich aber so stark angezogen fühlte, dass mein Herz schneller schlug. Meine Hose aus leichtem Baumwollstoff wurde mir jedoch vorn auf einmal so eng, dass ich auf dem kleinen Stuhl vor dem unvollendeten Plakat, das niemand wirklich brauchte, überhaupt nicht sitzen konnte

Abends beim Verkehr sprachen wir wieder fast nicht miteinander. Aber als er sich langsam zerstreute, fanden wir eine Möglichkeit, uns von den größeren Gruppen abzusondern. Im sich zur Nachtruhe begebenden Dorf war es für zwei, die allein sein wollten, nicht besonders schwer. Wo die Hauptstraße zu Ende war, wurde der Weg immer schmaler. Schließlich gingen wir über einen steilen, direkten Weg hinauf zu dem Felsen, wo ihr Haus lag. Der Pfad, von beiden Seiten dicht mit Holunder bewachsen, war so eng, dass wir nicht nebeneinander gehen konnten. Viktoria lief zwei Schritte vor mit, der Mond beschien den mit einem breiten Gürtel eingefassten raschelnden Stoff von ihrem Rock, und hinter diesem Stoff schienen mich wie hinter einer noch nicht aufgehobenen Barriere alle Frauen dieser Erde zu erwarten.

Der Pfad führte auf eine ebenfalls sehr enge Straße, die parallel zum Felsen verlief. Als wir da auskamen, waren wir nur zwanzig Schritte von Viktorias Elternhaus entfernt. Zu unser beider Überraschung standen zu dieser späten Stunde noch Leute vor der Pforte. Sie verabschiedeten sich gerade von ihrem Vater, dem Agronomen Peter Pavlov. Und konnten sich irgendwie nicht trennen. Erregt diskutierten sie über ein Problem in der Produktionsgenossenschaft. „Ich glaube, dein Vater“, flüsterte Viktora. Mein Vater war nicht bei den anderen vor der Pforte, unabhängig davon hatte ich kein Verlangen, einen von ihnen zu treffen, am wenigsten den Agronomen Pavlov. Aber nachdem er seine Tochter schon gesehen hatte, die Nacht war hell genug, wurde meine Rolle als Begleiter überflüssig und sinnlos. Ich kehrte über den Pfad nach unten um und ärgerte mich nach den ersten paar Schritten über mich selbst. Pavlov sprach aber schon mit Viktoria.

Am nächsten Abend wiederholten wir unseren Fehler nicht. Über einen anderen, genauso steilen Pfad ließen wir die Querstraße hinter uns, gingen am Haus vorbei und stiegen zu den Felsen. Unten leuchteten nur hier und da elektrische Glühbirnen an den Kreuzungen, die Fenster waren fast alle dunkel. August ist der Monat, in dem die Grillen am lautesten und so sinnlich wie Geiger in einer ungarischen Kneipe zirpen und der Himmel am meisten Sterne auf die Erde schießt. Und noch etwas fiel in dieser Nacht auf die Erde: schwere, reife Birnen. Der verlassene Garten, in den Viktoria mich führte, war ganz zugewuchert, einige Meter von uns leuchtete der weiße Kalkfelsen, und als wir uns in das dichte Gras setzten, streifte mich eine schwere Frucht an der Schulter oder am Kopf, ohne zu erklären, ob sie mich grüßt oder verjagt. Eine andere traf Viktoria. Ich glaube, wir schafften es nicht, einen Platz außerhalb des Bereichs der Bombardierung zu finden. Weil unsere Hände anfangen, den klebrigen Saft von den Überfällen zu ertasten – meine an ihr, ihre auf mir – und nicht innehalten konnten.

Die großen Birnen hörten nicht auf zu fallen, näher und weiter weg, als wollten sich alle Bäume in dieser Nacht von ihrer Frucht befreien. Als ich das schwarze Dreieck zwischen Viktorias Schenkeln erblickte, stürzte ich mich darauf wie ein Schiffbrüchiger, der lange mit den Wellen gekämpft hat, auf das plötzlich aufgetauchte Ufer. Ich blieb nur einige Sekunden am Ufer. Als ich seine feuchte Flora berührte, ergoss sich die seit Jahren angesammelte rasende Sehnsucht und warf mich wie eine rücklaufende Welle zurück.

Viktoria lachte laut auf. Offenbar war sie überrascht über meine Unerfahrenheit.

Meine Verzweiflung dauerte nur bis zum nächsten Abend. Wieder waren Sterne und Grillen da. Nur die Birnen fielen vielleicht seltener neben Viktoria und mir.

Die letzten Stunden des Monats August liefen ab.

67.

Auf dem Platz in Paulikaner Kaminische ist immer noch ein Brunnen. Zwei Metallrohre kommen aus einer Steinwand, wenn die Kräne aufgedreht sind, fällt das Wasser in einen kleinen Zementtrog. Über den Metallrohren ist ein kleines, glatt zementiertes Rechteck, in das die Jahreszahl 1952 eingraviert ist. Unter der Zahl eine Inschrift: „Errungenschaft der Volksmacht“. Was außer einem geringschätzigen Lächeln können uns diese drei, offensichtlich nach Anerkennung heischenden Worte heute noch entlocken? Denn für den Brunnen wurde nicht mal eine extra Steinmauer errichtet. Man benutzte die Mauer, die den Dorfplatz von dem kleinen, mit Akazien bepflanzten Hof der früheren Gemeindeverwaltung abtrennte. Die Rohre sind einfach hineingelegt. Zu beiden Seiten der Inschrift haben die vielen politischen Wahlen nach 1989 ihre Spuren hinterlassen. Bunte, verblichene Fetzen von Gesichtern schnell vergessener Kandidaten des Ruhmes versuchen immer noch, einen mit von Anhängern der konkur-

rierenden Parteien ausgestochenen Augen durchdringend anzuschauen oder mit aufgemalten Vampirzähnen gewinnend zuzulächeln. An dem zementenen Rechteck mit der Inschrift hängen keine Wahlplakate. Weil es zu klein ist, um ein ganzes Plakat aufzunehmen, und zu weit hervorsteht, sodass ein Plakat nicht glatt aufliegen kann.

Der Sinn der Inschrift „Errungenschaft der Volksmacht“ bezieht sich jedoch nicht auf den unscheinbaren Brunnen, sondern allgemein auf die Wasserversorgung im Dorf. Davon war schon seit 1945 die Rede. In jedem Bericht der allgemeinen Dorfversammlung, in jeder Rede auf den Kundgebungen kam an der Stelle, wenn es um Pläne und Planungen ging (erst gab es Zweijahrespläne, dann Fünfjahrespläne), immer die Wortverbindung „Verlegung von Wasser aus Majre nec“ vor. Majre nec ist ein hochgelegener Flecken zwischen den Dörfern Paulikaner Kaminische und Kakrina. Dort sprudelt zu jeder Jahreszeit kräftig kaltes Wasser, das mit Leichtigkeit Sägemühlen und Mühlsteine in Gang setzte. In Kaminische selbst gibt es kaum Wasser. Die Schöpfbrunnen und tief ausgehobenen Ziehbrunnen trockneten im Sommer oft aus. Oma Dimitra erzählte von einem besonders trockenen Jahr, in dem sie das Vieh jeden Tag bis zum Ossam zur Tränke treiben mussten. Fünf Kilometer nach unten und fünf nach oben. Bis sie ins Dorf zurückkamen, waren die Tiere sicher wieder durstig. An den dünnen Wasserstrahlen an den wenigen Dorfbrunnen warteten die Frauen mit Kesseln und Tragejoch stundenlang, bis sie an die Reihe kamen. Wenn große Wäsche anstand, Decken, Ziegenfellmatten und Wollumhänge, wurde der hölzerne Wagen angespannt und wieder ging es an den Ossam. Dass die Sauberkeit in dieser Situation etwas sehr Relatives war, ist leicht nachvollziehbar.

Aber Majre nec erschien in dem agitatorischen Wortfluss jener Jahre nicht nur als ein großer Schritt aus der Misere heraus. Da das Dorf, wenn auch nur teilweise, schon 1937

elektrifiziert worden war, wurde das Wort „Elektrifizierung“ aus Lenins absurd simpler Formel, dass Sozialismus Elektrifizierung plus Sowjetmacht bedeute, durch „Wasserversorgung“ ersetzt. Für das ganze Dorf wurden Arbeitseinsätze durchgeführt, die LPG zweigte Mittel und Arbeiter ab, vom Staat wurden Rohre und Maschinen für das Pumpenhaus zur Verfügung gestellt. Im Jahr 1952 floss reichlich kaltes, sauberes Wasser aus den Kränen. Es reichte sogar zum Wässern der Gemüsegärten an den Häusern. Niemand hatte es eilig, Wasserzähler anzubringen.

Die langen, niedrigen, als Ställe und Scheunen gedachten Gebäude, die auch heute mit ausgeschlachteten Dächern überall in den bulgarischen Dörfern zu sehen sind, wurden in Kaminische Mitte der 50er Jahre gebaut. Die örtlichen Baumeister zogen lange Zementtröge. Daran stand das Vieh zur Tränke, das sich nun nicht mehr erbittert mit Hörnern und Hufen den Weg zu dem spärlichen Wasser erkämpfen musste. Ein Gefühl von zivilisatorischem Fortschritt flößte die weiße Schürze des Mannes oder der Frau an den Milchkannen in der Milchsammelstelle ein. Bis zu elektrischen Melkmaschinen war es noch weit, aber viele Maschinen, einige gekauft, der größere Teil Eigentum der Maschinen-Traktoren-Station demonstrierten schon den Anspruch auf eine modernere Großlandwirtschaft. Vorher selten gehörte Worte wie Rigolen und Silieren bürgerten sich ein. Unser Verwandter und ewiger Schlächter der Schweine zu Weihnachten, Baj Marin Kunjovski, hörte mit sichtbarem Vergnügen, wie man ihn mit dem fremden, wohl klingenden Titel Furagespezialist titulierte. Das bedeutete Leiter einer Brigade, die sich mit der Beschaffung von Futter für den Winter beschäftigte. Abends veranstalteten der Agronom Peter Pavlov und ein Zootechniker Fortbildungskreise und gaben ständig Material für die Rubrik in den Rechenschaftsberichten, in der alle, die nicht regelmäßig teilnahmen, namentlich aufgeführt wurden. (Es

war eine fixe Idee des Agronomen Pavlov, entlang der Zäune um die Wirtschaftsgebäude Walnussbäume zu pflanzen. Eines Tages wäre es dort schön schattig und es gäbe was zu ernten.)

Welch verzweifelte Hoffnung auf die Richtigkeit des Weges könnte man wohl zwischen den schablonenhaften Phrasen dieser Berichte herauslesen. In den Unterlagen meines Vaters habe ich fünf-sechs solcher Dokumente gefunden. Mit pädagogischem Pathos, wie eine Kindergärtnerin nach gutem Betragen der Kinder, und mit Unheil verkündender Strenge, wie ein Seemann vor leckgeschlagenen Planken, wurde über das gesprochen, was in all diesen Brigaden und Arbeitsgruppen in der Viehzucht, im Ackerbau, in der Hühnerzucht, im Weinbau, Gartenbau und im Bauwesen geschah, dazu in den Randbetrieben wie Kalkbrennereien, Wagenschlossereien usw. In einigen aufeinanderfolgenden Berichten werden mit fast denselben Worten die Mängel in der Unterbringung der Viehpfleger in den beiden großen Rinderfarmen aufgezählt: Nicht verputzte Zimmer, halb auseinandergefallene Betten, zerschlissenes Bettzeug und schlechte Decken, die Tischler haben immer noch nicht die schon längst bestellten Schränke angefertigt. Stammbücher für die Tiere sind nicht regelmäßig geführt, die Spezialistin für Zootechnik, Genossin Angelina Marinova, spreche in der Theorie immer von wissenschaftlich begründetem Ausbalancieren von Futter und Zusätzen, sei aber seit Monaten nicht mehr bei den Viehpflegern gewesen, nur ab und zu habe sie bei der Rinderfarm, die in der Nähe ihrer Wohnung lag, vorbeigeschaut. Was nicht in diesen Berichten steht, wohl aber herausgelesen werden kann, ist, wie wenig selbst die stärksten Zugpferde vor dem Parteikarren im Vergleich zum unmittelbar persönlichen Interesse bewirken. Ich erinnere mich schwach, dass die Zootechnikerin Angelina in der Zeit, als mein Vater Parteisekretär war, wild wie eine Amazone auf einem Pferd über

das Feld galoppierte, zusammen mit dem damaligen Vorsitzenden, einem kürzlich entlassenen Offizier, der zur Unterstützung der Landwirtschaft geschickt worden war. In seiner Gesellschaft hat es sie offenbar nicht interessiert, was Nikola Svitkov auf der Versammlung über sie vorlas. Es ist auch wenig wahrscheinlich, dass überhaupt jemand sorgsam ins Stammbuch eingetragen hatte, dass die Montafoner Kuh Svetlana beispielsweise die Tochter des Stiers Bontscho und der Kuh Pena war, war es doch möglich, dass nach einiger Zeit ein anderer Viehpfleger oder eine Viehpfleglerin das Blatt ausreißen würde, um damit den Ofen in einem der in diesen Berichten erwähnten unverputzten Zimmer anzuheizen.

Doch trotzdem blieben die zielgerichtete Konzentration beträchtlicher menschlichen Energie, der Einsatz von Maschinenkraft und die mal sinnvollen, mal irreleitenden Anweisungen aus den Büchern über moderne Landwirtschaft nicht ohne Resultat. Die großen, mit Wein und Obstbäumen bepflanzten Flächen fingen an, fast beängstigend regelmäßig Frucht zu tragen, und obwohl die Vögel stark zurückgegangen waren, konnten sie überhaupt nicht mit dem von den Mähdreschern und den Ladeflächen der beiden Lastwagen zurückbleibenden Korn fertig werden, die Speicher in der LPG wurden gut gefüllt. Die Arbeit war schwer, der Staat zog weiterhin einen großen Teil des Erwirtschafteten ab, und trotzdem schien Ende der fünfziger Jahre ein erträgliches Gleichgewicht hergestellt. Die goldenen Glaspaläste des Sozialismus tauchten nicht auf, aber in Paulikaner Kaminische verschwanden die Lumpen aus grobem Wollstoff, die Opanken aus Schweinsleder, das geschmacklose Maisbrot und die Misere mit dem Wassermangel sehr schnell. Es sah so aus, als wären die hiesigen Anhänger der alten kooperativen Idee auf dem Weg, die Richtigkeit ihrer Sache zu beweisen. Welche Bedeutung hat es aber für den bereits feststehenden Ausgang einer Schlacht riesigen Maßstabs, dass die eine

oder andere kleine Einheit fanatisch die Spitzen angegriffen hat, die sich ihr in den Weg gestellt haben? Der große Konflikt lag zwischen dem Potential der Marktwirtschaft und dem Potential der Planwirtschaft. Der Markt, dieses Äquivalent der Natur mit ihrem gnadenlosen Existenzkampf, sollte vollkommen überwunden werden. Das, was auf die zerstörten Positionen nachrückte, erwies sich als unvergleichbar einfacher als Struktur und unvergleichbar weniger funktional. Die Unmöglichkeit, die ganze elementare Dynamik des Lebens aufzunehmen, um die zahllosen Details von Produktion und Nachfrage vorherzusehen und zu planen, hat ständig Defizite hervorgebracht. Der Wunsch, flächendeckend zu planen und zu kontrollieren, damit dem Markt keine Chance gegeben wird (der Markt bringt nach Lenins Worten in jeder Minute Kapitalismus hervor) hat zu dem Streben nach Vergrößerung durch Zusammenschluss und Zentralisierung geführt. Dieser Logik ist im Herbst 1959 sicher die Planung und Verwirklichung der Idee einer Zusammenlegung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften entsprungen. Die Parteidirektive kam in den letzten Dezembertagen.

Über Kaminische rieselte Schnee. Obwohl er direkt in die offen unter dem Himmel stehenden, mit heißer Suppe gefüllten Schüsseln auf dem Tisch fiel, verdarb er in keinsten Weise die Laune der Hochzeitsgäste. Wer genau heiratete, weiß ich nicht mehr. Ich saß mit anderen Jungen und Mädchen in etwa meinem Alter an einer Mauer. Aus alten Schefeln und Brettern hatten die Gastgeber, wie es üblich war, Bänke improvisiert, auf anderen, mit alten Tischdecken und Papier bedeckten Bretter standen vor uns die Gläser mit heißem Schnaps, die Teller mit sauer eingelegtem Gemüse und die Schüsseln mit dem aus dem Kessel geschöpften Hochzeitsessen.

Gerade war ich, Student im dritten Studienjahr, wie in den Jahren zuvor in den Wintersemesterferien gekommen.

Und wie immer erfüllte die so bekannte und doch leicht vergessene Atmosphäre, die mich umgab, meine durch die Veränderung mit geschärfter Sensibilität ausgestatteten Sinne. Am Nachbartisch, der etwas weiter im Zentrum des Geschehens lag, saßen meine Eltern, Freunde und Verwandte von Gentscho Bezirkskomitee, der Ratsvorsitzende Panko mit seiner Frau Velika, der Agronom Pavel und andere alte und junge Leute, von denen ich einige schon nicht mehr kannte, weil ich oft lange nicht im Dorf war. Nach einer kurzen Unterbrechung war mein Vater wieder Vorsitzender der LPG und wohl weil es dort in der letzten Zeit gut lief, war er in einer besonderen, überschwänglichen Gemütsverfassung, die jedoch bald gebrochen werden sollte.

Es gab noch andere Gründe für seine emotionale Erregtheit. In diesen Tagen hatten die Kreisparteführer ihren Entschluss verlautbaren lassen, dass Kaminishte in einen Verbund aufgenommen werden sollte, der, außer dass er das Dorf im Moment unverdientermaßen schädigte, auch als Perspektive nicht überzeugte. So dachte mein Vater, aber nicht nur er. Der Entschluss beinhaltete, dass die Dörfer Kazatschevo, Slivek, Hlewene und Kaminishte zusammengelegt werden sollten. Kazatschevo sollte Zentrum werden. In dem kleinen Dorf, sieben Kilometer von Lovetsch entfernt, war die Vergenossenschaftlichung übrigens gerade erst abgeschlossen. Mein Vater und die anderen in seinem Umkreis hatten angenommen, dass Kazatschevo, Kaminishte und Vasiljovo (es hieß jetzt Prelom) zusammengelegt würden. Geografisch waren sie auf natürliche Weise miteinander verbunden, diese drei Dörfer waren in der Vergangenheit nicht zufällig eine Gemeinde gewesen. Die längste, bereits zehnjährige Entwicklung in der genossenschaftlichen Bewirtschaftung hatte das ehemalige Zentrum dieser Gemeinde, Paulikaner Kaminishte. Für besonders unzweckmäßig hielten sie die Zusammenlegung mit Hlewene. Die Entfernung zwischen

den Ländereien dieses Dorfes und den Ländereien von Kaminische war übertrieben groß. Es gab keine bequemen Verbindungswege. Der Fluss Ossam und die Eisenbahnlinie Lovetsch – Trojan mit den wenigen Überführungen trennten diese Dörfer eher als dass sie sie verbanden. Und wie immer bei solchen territorialen Umverteilungen spielte Lokalpatriotismus eine Rolle. Die Vereinigung mit dem Zentrum Kazatschevo hatte starke Fürsprecher. In den Parteiinstitutionen auf Kreisebene. Ein einflussreicher Parteifunktionär bestand auf der Zusammenlegung mit Zentrum Kakrina, wozu auch Prelom kommen sollte. In dieser Situation hatte die von meinem Vater unterstützte Idee vom Zusammenschluss der drei Dörfer zu einer kleineren, aber wirtschaftlich sinnvolleren Einheit fast keine Chance. Er war jedoch entschlossen, nicht nachzugeben.

Von dem Platz, wo ich saß, sah ich sein begeistertes Gesicht und seinen fragmentarischen Worten entnahm ich, dass er die Vorteile der von ihm unterstützten Variante erklärte. Ich hatte ihn am vorigen Abend zu Hause vor anderen Leuten über die gleichen Sachen reden gehört: Gemüsegärten in Kazatschevo am Fluss Ossam, Ackerbau in Kaminische, Viehzucht auf den hochgelegenen Wiesen bei Prelom. Und wahrscheinlich wegen der Art, wie die Leute um ihn herum ihm zuhörten, sah er mir auf einmal aus wie ein Sektenprediger. Wie der vielleicht, der vor dreihundert Jahren als letzter das Paulikanertum in Bulgarien verteidigt hatte. Bis der Archiepiskop Soimirovic mit einer besonderen Mission kam, um seine Hartnäckigkeit zu brechen. Über die Unnachgiebigkeit der Bergbewohner von Kalugeriza, die letzten Verfechter der verfluchten Häresie und Vorfahren eben derer, die jetzt an der Hochzeitstafel saßen, haben die Franziskanermönche Berichte nach Rom gesandt. Jetzt, ich hatte es schon am Abend gehört, als ich ankam, ging in den Parteiinstitutionen auf Kreisebene die Rede, dass ein alter Schulmeister

die ganze Gegend aufwiegelte. Und tatsächlich nicht nur in Kaminischte, auch an anderen Orten gab es Widerstand gegen die mechanischen und nicht überzeugend motivierten Fusionierungen. In der Wortverbindung „alter Schulmeister“ waren beide Teile mit negativem Beigeschmack aufgeladen. „Alter“ stand für einen Menschen von gestern, nicht aus unserer heutigen Zeit, die Bestimmung bezog sich nicht auf das Alter meines Vaters, weil er 1959 noch keine 46 Jahre alt war, und „Schulmeister“ war ein Synonym für skrupulöse, zögerliche bourgeoise Intellektuelle. Ein „Schwätzer“, so charakterisierte der erste Sekretär des Kreispartei Komitees meinen Vater, bevor er in Kaminischte für Ordnung sorgte.

Sie kannten sich schon seit 1942, als der damals illegale heutige Kressekretär die Wintermonate in den Schäferhütten seiner Verbindungsmänner bei dem Dorf Vasiljovo verbrachte, und Leute aus dem Dorf, darunter auch mein Vater, sich um seine Verpflegung kümmerten. Aus Kaminischte schien ihm sonst der Betschka näher zu stehen. Ihn erwähnt er mit einigen Worten in seinen Memoiren. Der Betschka konnte diese späten Memoiren jedoch nicht mehr lesen. Er starb verhältnismäßig jung, nachdem er die Parteiinstanzen in Lovetsch mit jeder Menge Denunziationen versorgt hatte. Ihr Anfang lag in der Zeit seines grotesken Machtkampfes in Kaminischte in den ersten Jahren nach dem Neunten September, als er die Aktion organisierte, bei der dem Kandidaten für den Steuersekretärposten der Arm gebrochen wurde. Diese Denunziationen blieben nicht ohne Wirkung. Ende der 50-er Jahre bekam der frühere Illegale aus den Hütten bei Vasiljovo einen wichtigen Parteiposten in der Hauptstadt. Nach der neuen administrativen Aufteilung des Landes und dem berühmten Aufruf zur Stärkung der Landwirtschaft wurde er zurückgeschickt, um das Kreispartei Komitee zu leiten.

Zum Eklat kam es auf einer allgemeinen Dorfversammlung, die extra einberufen wurde, um wenigstens die Form

einer demokratischen Gesinnung zu wahren. Auf der Theaterbühne saß der Kreissekretär im Präsidium. Mein Vater legte ein weiteres Mal seine Argumente dar und sie wurden im Saal mit Zustimmung aufgenommen. Wütend über soviel Eigensinn verfügte der Sekretär eine zeitweilige Unterbrechung der Versammlung und führte meinen Vater durch die hintere Tür, durch die sonst die Bühnenbilder auf die Bühne gebracht wurden, hinaus. Dort warf er sich mit wilden Drohgebärden auf ihn. Die anderen aus seinem Gefolge nahmen sich die anderen örtlichen Leiter vor. Wie genau diese dramatische Theaterpause verlaufen ist, während das aufgebrachte Publikum auf die Fortsetzung wartete, kann keiner mehr sagen. In der Fortsetzung lief die Entwicklung der Kollision jedenfalls klar nach dem Willen der gastierenden Parteigrößen. Bei einer folgenden Versammlung, nun schon im Dorf Kazatschevo, wurde die Fusion entsprechend den Anordnungen, die aus den Büros des Kreiskomitees gekommen waren, proklamiert. Auf dieser Versammlung wollten die Vertreter der höherstehenden Parteiinstitution meinen Vater aus jedweder leitenden Funktion ausschließen, stießen jedoch überraschenderweise auf Widerstand aus dem Saal, wo nur ein Teil der Vertreter aus Kaminische war. Die größte Erschütterung für meinen Vater aber, das schließe ich aus den wenigen lakonischen Worten, mit denen ich ihn später diese Ereignisse kommentieren hörte, war daher gekommen, dass auf der Versammlung alle, seine Freunde und auch solche, die er nicht ohne Grund für seine Feinde gehalten hatte, einstimmig auf seiner Seite standen. Der Selbsterhaltungstrieb hatte wohl den gesunden Menschenverstand der dem Boden nahestehenden Teilnehmer des sinnlosen Abenteuers, genannt Fusion der landwirtschaftlichen Genossenschaften, mobilisiert.

Die Abrechnung mit dem „alten Lehrer“ aus Kaminische kam einige Jahre später. Als er sein fünfzigstes Lebensjahr vollendet hatte, wurde mein Vater vorzeitig in den Ruhe-

stand versetzt und zu erzwungener Isolation verurteilt. Ein treuer Freund blieb ihm nur der Schnaps, dem er sich zu seiner eigenen Überraschung zugewandt hatte.

Diese einen Wendepunkt markierende Versammlung im Dorfgemeinschaftshaus hatte nach dem Ende meiner Winterferien stattgefunden, als ich schon wieder in Sofia war. Und an dem Tag, als ich in dem auf Kaminische fallenden Schnee an einer Hochzeitstafel saß, waren die Streitereien um die LPG sehr weit von meinem Bewusstsein entfernt. Gefühle von neuen Wendungen in einer qualvollen Halbliebe versuchten immer wieder und schafften es aber nicht, sich in Reime oder freie Verse gießen zu lassen. Die Stürme von kräftigen Schüben realen Lebens, die um mich kreisten, haben offenbar sehr schnell ihr leicht verfliegendes Parfum verweht.

68.

Ich habe mich immer über die Hochzeitstänze in Paulikaner Kaminische gewundert. Der Mann, den ich so viele Male demütig hinter seinem Vieh hergehen gesehen hatte, die Frau, die so oft besorgt zu ihrem Feld ging, die Hacke in das Tragetuch gesteckt, damit die Hände frei waren, in denen sie Rocken und Spindel hielt, denn auch der Weg auf den Acker musste genutzt werden, sie folgen jetzt in ungestümer Selbstvergessenheit immer neuen Impulsen, sich zu schütteln, zusammenzukrümmen, aufzurichten, durch die Luft zu drehen, wieder auf den Boden zu kommen und ihre Körper von neuem in noch schnelleren Rhythmen hoch zu wirbeln. Ein Ratschenica. Als führten die Hochzeitsgäste vor, was Braut und Bräutigam in der nächsten Nacht tun müssen, was sie selbst getan haben und hoffentlich wieder tun werden, weil es dem Leben Sinn gibt. Das Wetteifern im Tanz, die immer neue Inszenierung jener wonnevollen Schlacht um

die Überlegenheit zwischen den beiden Geschlechtern, mit der die orientalischen Weisen den Liebesakt vergleichen. Wie viel überraschende Individualität, Ausdruck des Charakters, unerschütterliche Würde liegt in der Ekstase dieser Hochzeitstänze. Die alten häretischen Bücher sind verschwunden, die Prediger schon lange gestorben, die Ideologien an ihren Dogmen erstickt, aber der Impuls zu leben und zu widersprechen ist da, vermag stets zu erschüttern, zu bewegen und zu verändern. Seine Fahne ist manchmal nur ein geschwungenes Hochzeitstuch.

69.

In der großen Stadt ist der Mensch einer unter vielen, von denen er nur wenige kennt. Wer könnte sagen, dass sich vor seinen Augen im Laufe vieler, vieler Jahre, wenn auch mit Unterbrechungen, das Leben von 2000 Menschen abspielt. Soviel Einwohner gab es einmal in Paulikaner Kaminische.

Ich hatte oft an die Zeit gedacht, wenn ich nach langem Wandern durch die Welt endlich dorthin zurückkehren würde, in den späten Jahren meines Lebens würde ich mit den mir gut bekannten Menschen sprechen. Ich kannte sie von Hochzeiten und Beerdigungen, aus Feld und Wald, von der Straße und aus der Kneipe. Für den zufälligen Passanten durch Paulikaner Kaminische waren es einfach Bauern, eine nicht zu unterscheidende und zu trennende Masse, die zu allem Überfluss noch in einer schwer verständlichen Sprache sprach. Für mich waren es menschliche Individuen, eigensinnig, scharfsinnig, mit umwerfendem Humor. Wenn ich jetzt ins Dorf fahre, schauen mich wieder bekannte Gesichter an, aber nun von Nekrologen, die dicht an Strommasten und Tore von verlassenem Häusern geklebt sind.

Aus meiner nächsten Verwandtschaft ging als erster Opa Dotscho. „Er ging“ scheint mir wirklich ein treffender Ausdruck zu sein. Weil seit jenem Herbst, als er nach dem schwe-

ren Schlaganfall ins Bett getragen wurde, bis zu dem Frühling, in dem er wirklich die Welt verließ, mehr als drei Jahre vergingen. Ich hatte ihn sagen gehört, das Schlimmste, was ihm passieren könnte, wäre, gelähmt und hilflos wie ein Baby in seinen Windeln liegen zu müssen. Um nicht in eine solche Situation zu geraten, hatte er sich Gift zurechtgelegt, aber dabei blieb es auch. Der Schlaganfall haute ihn um, als er wieder einmal Weinreben im Garten pflanzte. Meine Mutter sagte, dass sie an diesem Tag am meisten über meinen Vater erstaunt gewesen sei. Er und Opa Dotscho hatten lange ein sehr kompliziertes Verhältnis zueinander gehabt. Nie hatten sie sich erlaubt, es direkt zum Streit kommen zu lassen, jeder achtete den anderen auf seine Art, aber manchmal war zwischen den beiden eine kaum erträgliche Spannung zu spüren. „Klassengegensätze“ – so hätte ich es damals, ohne groß nachzudenken, in der zeitüblichen Terminologie benannt. Als er seinen Schwiegervater sah, wie er dalag, hilflos, schweigsam und still lächelnd wie ein Kind, das auf die Hand seiner Mutter wartet, brach mein Vater haltlos in Tränen aus. „Ich wusste nicht, dass er so ist“, sagte meine Mutter. Da hörte ich zum ersten Mal, dass mehr als fünfundzwanzig Jahre gemeinsames Eheleben manchmal nicht genug sind, um den Menschen an deiner Seite zu durchschauen.

Doktor Drasov, ein Nachfahre von jenem Ivan Drasov aus dem Lovetscher Kreis von Vasil Levski, der auf einem Foto in der Gesellschaft von Christo Botev, Nikola Slavkov und einem weißen Totenschädel war, kam und gab Opa Dotscho Spritzen. Sie verband eine alte Freundschaft. „Was das Gehirn nimmt, gibt es nicht zurück“, sagte Doktor Drasov einmal. Er meinte die Blutungen in Opa Dotschos Kopf, die ihn in ein kindisches Abbild seiner selbst verwandelt hatten. Da von Oma Donka wegen ihres amputierten Beins nicht viel zu erwarten war, lag in diesen drei langen Jahren alles auf den Schultern meiner Mutter. Außerdem ging sie noch in die LPG arbeiten.

Wenn ich es schaffte, einen Abstecher nach Kaminische zu machen, ging ich zu Opa Dotscho in sein Zimmer. Mit nicht ganz klar artikulierter Rede erklärte er mir, wo es ihm wehtat. Seine Hand strich über die rechte Seite des Kopfes, fuhr weiter über den Körper nach unten und wies auf ein Bein. Bei meinem letzten Besuch schlug draußen die Kirchenglocke. Er hörte hin und schaute mich gleichsam fragend an. Ich sagte ihm, wer gestorben war. Ein betagter Mann in seinem Alter oder etwas jünger. Zu meiner Verwunderung fing er laut und freudig an zu lachen. Als ich aus dem Zimmer ging, waren lange, gedehnte Laute zu hören. Mir schien es, dass Opa Dotscho sang.

Oma Dimitra starb mit 85 Jahren. Sie war in den Weinberg graben gegangen. Dort fand sie mein Vater, sie lag mit dem Gesicht nach unten mit der Hacke auf der Erde.

Im Hof mit den drei Häusern – Opa Dotschos, die frühere Kneipe und unser neueres – ging nur noch Oma Donka mit ihrem Stock hierhin und dahin. Am liebsten hielt sie sich in dem großen Garten mit den von Opa Dotscho geerbten Bienenstöcken auf, um die sich jetzt mein Vater kümmerte. Einmal wollte sie Unkraut ausreißen, und die Bienen griffen sie an. Mit ihrer Prothese konnte sie nicht weglaufen und fiel in die Beete, das, wer weiß wovon, wild gewordene Gewimmel klebte dicht auf ihr. So viele Bienen hatten sie auf einmal gestochen, dass sie hinterher am ganzen Körper anschwell, aber zum Schlimmsten kam es nicht. Möglicherweise haben ihr diese Stiche sogar gut getan. Es wurde davon gesprochen, dass Bienengift eine wundertätige Arznei sei. Jedenfalls brachte Oma Donka ihre Jahre auf 95 und überlebte meinen Vater um ganze 35. Und im Zweiten Weltkrieg, als wir aus unserem alten Haus unter dem Felsen wegzogen, hatte er die unangenehme Rolle eines Schwiegersohns im Elternhaus seiner Frau angenommen, angeblich vorübergehend für die Zeit, solange ihre unheilbare Krankheit dauerte.

In den achtziger Jahren war Oma Donkas hölzerne Prothese, oben unzählige Male mit Leder und einem Tuch umwickelt, so abgetragen, dass die alte Frau sich kaum noch bewegen konnte. Ich ging in das Orthopädische Institut in Gorna Banja, um ihr eine neue zu bestellen. „Geht in Ordnung“, sagte der Arzt, während er etwas schrieb und mich nicht ansah. „Sie ist kostenlos, nur müssen sie mir das Protokoll vorlegen.“ – „Was für ein Protokoll?“ – „Von den Kollegen, die die Amputation gemacht haben.“

Ein Protokoll konnte ich nicht vorlegen. Die verlassenenen Pavillons des alten Kreiskrankenhauses waren längst baufällig geworden, Unkraut wuchs hinter den Steinmauern, und an die damaligen Lovetscher Chirurgen, die 1943 die Amputation ausgeführt hatten, konnte sich niemand mehr erinnern.

70.

In dem Ausstellungssaal in der Nähe der Kreuzung von der „Rakovska“ und „Aksakov“ in Sofia war es wohl. Mein Vater ging schon auf die sechzig zu. Er kam uns selten in der Hauptstadt besuchen, es konnte keinen anderen Grund geben, als dass er seine Enkelin sehen wollte. Wir mussten auf jemanden warten, hatten Zeit und gingen in die Galerie, um nicht so auf der Straße zu stehen. Wieder eine Ausstellung zu irgendeinem Jubiläum, ich glaube, dass es der Jahrestag des Septemberaufstandes 1923 war. Alle Bilder hatten eine heroisch-pathetische Thematik. Aufständische mit Heugabeln und Äxten in den Händen, stolz erhobene Köpfe von Verurteilten, mit Stricken gefesselte und zusammengekrümmte Körper nach dem gefallenen Schuss, Mütter, die leblose Leichname umarmen, Klageweiber, schwarze Kopftücher, Blutgemetzel. Offenbar viele Auftragsarbeiten, seelenlos bemalte Leinwände. Ganz hinten das große Bild von Stojan Venev „Septembernächte“. Auf einem Pferd mit erschrockenen

Augen ein junger Aufständischer mit irgendwie unlustigem Blick. Wieder eine Mutter, die ein vom Rücken des Pferdes hängendes Bein des Jungen umarmt, etwas Licht im Fenster des kleinen dörflichen Hauses. Mein Vater machte schweigend die Runde und blieb vor den Bildern stehen. Nur beim Hinausgehen, einen Schritt vor der Tür, hielt er einen Moment inne, drehte sich um und sagte: „Schade um die vielen gefesselten Menschen.“

Später habe ich über diesen Satz nachgedacht, er klang so, als würde Bilanz gezogen. An seine von den Büchern der Jugendzeit durchtränkte Überzeugung, dass Revolutionen die Lokomotiven der Geschichte und die Gleise, auf denen sie sich bewegt, der eiserne Weg des Fortschritts sind, hatte er nicht aufgehört zu glauben. In allem versuchte er, eine Bestätigung seines Glaubens zu sehen, sogar in einem leichten Plastikregenmantel, den sich der Genossenschaftshirte um die Schultern gehängt hatte. Denn noch bis vor kurzem hatte nur der grobe Ziegenfellumhang vor dem Regen in dieser felsigen Gegend geschützt. Dass Plastik keine Erfindung des sogenannten Sozialismus war, war ihm natürlich klar, aber er mochte es nicht, auf irgendwelche positiven Seiten des zerstörten Wirtschaftssystems zurückzuschauen. Einmal standen wir, es muss gegen Ende der sechziger Jahre gewesen sein, an irgendwelchen Ständen auf dem Markt in Lovetsch. Dort auf dem Gerberfeld, wo in der Vergangenheit die berühmte Lovetscher Kirmes stattgefunden hatte. Die Kirmes war auch jetzt im Monat September, mit Karussells, Schießbuden, Schiffschaukeln, Zirkus und dem Geruch von Hackfleischröllchen, die anämische oder, besser gesagt, nicht vorhandene Konkurrenz im sozialistischen Handel hatte sie jedoch mehr oder weniger sinnlos gemacht. An einem Stand vor uns wahllos aufgehäufte Stapel Schuhe. Daneben ein anderer mit Kinderspielzeug. Teddybären lagen im Staub, die Schnauzen zwischen die Regalbretter gesteckt, neben Hasen

und Hunden, die ihre Beine wie tot in die Luft streckten. Hinter ihrem Rücken hatten Töpfer aus Trojan ihre Stände aufgebaut. Es gab noch zwei-drei andere, die kleinen privaten Händlern überlassen waren. Dort waren alle möglichen Spiegel, Kämmchen, Dosen, Schleifen und Strickgarn in Kompositionen dargeboten, die von der Hand eines naiven Malers, der seine Kunst liebt, arrangiert zu sein schienen. Ich wies meinen Vater auf diesen auffälligen Kontrast hin. Das zufällig Gesehene stand wohl in Zusammenhang mit einem vorausgegangenen Gespräch. Zuerst warf er einen zerstreuten Blick über die Schulter. Kurz danach schaute er aber genauer hin, wurde still, sagte nur „so ist es“ und sein Gesicht verfinsterte sich.

Er betrachtete sich selbst nicht als Opfer und erlaubte sich nicht, in Apathie zu verfallen und Trübsal zu blasen. Ein großer Teil seiner Tage in den letzten zehn Lebensjahren lässt sich rekonstruieren anhand der Hefte, in denen er ganz lakonisch nach Punkten aufschrieb, was er von morgens bis abends getan hatte. Am 5. September 1969 sah sein Tag beispielsweise so aus: 1) *Arbeit am Waschbecken.* 2) *Kontrolle und Versorgung der Bienenstöcke.* 3) *Zwetschgen pflücken.* 4) *Luzerne mähen.* 5) *Reparatur Wasserpumpe.* 6) *Brief an Mitko geschickt.* 7) *Verwahrung von Bienenwaben.* 8) *Sitzung zur Vorbereitung der Feier zum Neunten September.*

Sekretär der Parteiorganisation an der fusionierten LPG war in diesen Jahren ein jüngerer Mann, der wohl zur Schule gegangen war, seine Schulbildung aber nicht erfolgreich abgeschlossen hatte, dafür aber eine Parteischule, wo er sich die sogenannte Organisationssprache angeeignet hatte. Er konnte die Dienstphrasen wunderbar aneinanderreihen und bemerkte nicht im Geringsten, wie ungebildet er war, übrigens (auch das verlieh seiner Person nicht unbedingt negative Züge) glaubte er nicht besonders an diese Phrasen. Mein Vater wiederum mit seiner fast komischen Ernsthaftigkeit

leitete die zweitrangige und weitaus schwächer besetzte, sogenannte „institutionelle Organisation“. Dazu gehörten zwei-drei Lehrer aus der spürbar immer schwächer werdenden Schule und einige Angestellte aus dem Dorfrat, der Post und der örtlichen Verbrauchergenossenschaft. Ich sah ihn einmal, es muss Anfang der 70-er Jahre gewesen sein, wie er mit seinem Korb in der Hand auf dem Dorfplatz versuchte, in den Bus nach Lovetsch zu steigen. Viele Leute wollten mit und er schaffte es kaum, sich durch die Tür zu zwängen und hinter die Rücken einiger kräftiger und lauter Jugendlicher zu kleben. Das Gehabe herrschsüchtiger Großgrundbesitzer, mit dem die örtlichen Leiter, vor allem aber die aus dem Dienst entlassenen und zum Kommando über die LPGs in die Dörfer geschickten Offiziere es mochten, zu Pferd oder mit dem Geländewagen auf den Feldern und in den Ställen vorbeizuschauen, konnte er nie annehmen. Trotzdem wird er ein anderes Selbstbewusstsein in den Jahren gehabt haben, als ihm noch nicht der vorzeitige Rentnerstatus aufgezwängt worden war.

Der Aufbau des sogenannten reifen Sozialismus ging unterdessen weiter. Nach der Fusionierung der landwirtschaftlichen Genossenschaften, die nicht das versprochene Resultat zeigte, ging man schnell zu Agrar-Industrie-Komplexen über. Diese gigantischen ökonomischen Moleküle erwiesen sich als noch anfälliger für das Syndrom der Misswirtschaft als die kleinen Genossenschaften. Die Leute aus Kaminische, die abends sorgfältig verfolgten, wie der Brigadier ihre Arbeit abmaß, sie hatten für jeden zehnten von ihren berechneten Arbeitseinsätzen eine Abrechnung erstellt und immer wussten sie, was die Waage beim Dreschen anzeigte, jetzt sahen sie fassungslos zu, wie fremde Fahrer Kiplader mit Weizen von ihren Feldern füllten und es direkt vom Mähdröschler, sogar ohne im Dorf anzuhalten, in die Lagerhallen in Lovetsch fuhren. Da die Zahl der arbeitsfähigen Menschen

stark abgenommen hatte und sich der Arbeitsrhythmus in den zusammengelegten Genossenschaften nicht so ergab, wie man es sich vorgestellt hatte, fingen die großen Flächen, auf denen Ende der fünfziger Jahre hochwertige Weinsorten gepflanzt worden waren, an zu verkrauten. Brigadier Radojko, jetzt nahm er den höchsten Posten in der LPG im Dorf ein (der Vorsitzende war im Verwaltungszentrum der zusammengelegten LPGs), kratzte sich am Kopf. Die besorgten älteren Genossenschaftsmitglieder schlugen ihm vor, sich selbst mit dem Umgraben zu versuchen, er soll ihnen geantwortet haben: „Wartet mal ab.“ Er mag sich auf versprochene Hilfe verlassen haben (in diesen Jahren wurden periodisch Brigaden aus schnell mobilisierten Schülern, Fabrikarbeitern, Angestellten und anderen Städtern geschickt), vielleicht hat er auch einfach darauf gewartet, dass ein anderer für ihn das irgendwie unangenehme Problem löste. Armer Radojko. Trotz seines ungestümen Charakters, den er zuerst bei den dummen Geschichten mit unserer damaligen „Roten Flagge“ an den Tag gelegt hatte, besaß er ein sensibles und nicht so elementares Gemüt. Landwirtschaft war aber das Allerletzte, was ihn interessierte. Um dem üppig schießenden Unkraut im Weinberg schließlich ein Ende zu bereiten, ordnete Radojko an, das Gras anzuzünden. Das Gras verbrannte. Der Weinberg auch.

71.

Im „I Ging“, dem ältesten Buch, das philosophisches Denken dokumentiert, werden acht Trigramme aufgezählt, die Naturkräfte und ein damit in Verbindung stehendes Element aus dem menschlichen Leben symbolisieren. Man muss nicht unbedingt vom daoistischen Denken beeinflusst sein, um anzunehmen, dass die Zahl der Wechselbeziehungen, in denen sowohl einzelne Individuen als auch große Gesellschaften stehen, nicht unbegrenzt ist. Bezogen auf die, ohne

die es keine Nahrung für die Mägen, Kleidung für die Körper und Wärme für die Wohnung gibt, bedeutet das, dass sie mit ihresgleichen gleichberechtigt am Feuer oder in der Sonne vor der Höhle sitzen, Getreide ernten oder unter Peitschknall Pyramiden bauen und in ihren Hütten neben dem feudalen Schloss in Erwartung von Gnade oder Bestrafung durch den Herrn zittern. Marx unterteilt die gesellschaftlichen Wechselbeziehungen nach den Formen des Eigentums an den Produktionsmitteln. Die, die sich in unserem Teil der Welt für seine Nachfolger hielten, schrieben in den Schulbüchern, dass die Dinge sich in folgender Reihenfolge entwickeln: Stammesgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus. Über die letzten zwei Worte ist zwar theoretisiert worden, dass es Bezeichnungen der beiden Phasen von ein und demselben seien. In der ersten, das war die uns umgebende Realität, waren die Dinge noch nicht ganz in Ordnung, sie würden sich in der zweiten aber gebessert haben. Diese zweite Phase jedoch, wer weiß warum, verhielt sich immer wie ein Trugbild. Sie ließ einen einfach nicht näher an sich herankommen. Damit verlängerte sich die erste ohne Aussicht auf ein Ende. Während Gorbatschows Perestrojka kam einer auf die Idee, dass in der Vergangenheit der Menschheit eine weitere Form gesellschaftlicher Beziehungen existierte, sie sei mit der asiatischen Produktionsweise verbunden gewesen. Auf jeden Fall wurden sechs grundlegende Formen aufgezählt, so viele wie der Würfel, den die Backgammonspieler auswerfen, Seiten hat. Der bulgarische Würfel verharrte in dem sogenannten kurzen Jahrhundert ganze 45 Jahre in einer Position, die die Backgammonspieler „brennender Würfel“ nennen. Man konnte schwer bestimmen, welche Seite dominierte, ob die, die für den Feudalismus stand, oder die andere, die den Staatskapitalismus bezeichnete. Als ob sich auch eine dritte andeutete, jedenfalls war es nicht klar, ob das nicht der Sozia-

lismus war, der so lange vor seiner Zeit als Sieger proklamiert worden war. Nach dem alles umwerfenden Neunzehnhundertneunundachtzig fiel der Würfel in seine stabile Position vor 45 Jahren zurück.

Ob die Zahl der möglichen grundlegenden gesellschaftlichen Wechselbeziehungen wirklich stimmt? Wenn aber die stereometrische Form, die im Zuge dieser auf die einfachste Logik zurückgeführten Überlegungen herangezogen wird, kein Würfel ist, sondern zum Beispiel eine vierwandige Pyramide? Was für eine aussichtslose Beschäftigung ist es zu versuchen, einen Sechser in der Figur, die nur fünf Seiten hat, zu treffen.

Das Hauptargument für den utopischen Charakter einer Gesellschaftsordnung, in der es keine sozial Benachteiligten gibt, ist die unwandelbare menschliche Natur. Die zweifellos notwendige und gnadenlos vorgehende Selbstbestätigung des Egos. Andererseits gibt es Überlegungen über den menschlichen Organismus, vor allem über die Möglichkeiten des Gehirns als über eine noch nicht ganz erforschte, vielleicht unüberschaubare Galaxie. Ob die graue Materie wirklich nie über die Natur siegen wird, weil sie auf irgendeine Weise Teil von ihr ist? Ob der lange Weg des Gedankens zur Tat, der bei den alten Manichäern begann, durch die Träume von Thomas Morus, Campanella und Fourier, wie auch durch die Revolutionen fortgesetzt wurde und mit den stalinistischen Lagern endete, nicht einfach die grandiose, letzte Niederlage des menschlichen Verstandes ist, nach der es keine Hoffnung mehr gibt?

72.

Als mein Vater in der Galerie an der Rakovski-Straße die Worte sprach „schade um die vielen gefesselten Menschen“, hatte er das Scheitern der Idee, mit der er von frühester Jugend an gelebt hatte, bereits vollkommen erkannt. Aber

schon zehn Jahre vorher, Anfang der 60-er, hatten wir ein Gespräch anlässlich des Ortes, der in der letzten Zeit so traurige Berühmtheit erlangt hatte. In Lovetsch wurde er damals „Hooliganlager“ genannt. Mein Vater hatte gesehen, wie vor Sonnenuntergang nach dem Ende des Arbeitstages eine Kolonne Lagerhäftlinge zu den Baracken zog. Damit sie nicht mit leeren Händen gingen, musste jeder von ihnen einen großen Stein auf die Schulter nehmen, und weil sie in Reih und Glied marschierten und wahrscheinlich auch vor Müdigkeit taumelten, schlugen die Steine gegeneinander und nach allgemeinem Schweigen hörte man nur ein monotones „Hrjas-hrjas-hrjas!...“ „Das kann nicht aus unserer Zeit sein“, dieser Gedanke sei ihm durch den Kopf gegangen, sagte mein Vater, als er das unheilvolle Geräusch hörte.

Er erlebte die Zeit nicht mehr, als das in den 70-er Jahren begonnene sporadische Anhäufen von Kapital seitens der Nomenklaturkader in Politik und Wirtschaft legitimen Charakter annahm und die, die sich bis dahin nur mit der Nutzung von Privilegien im allgemeinen Defizit begnügt hatten, begierig in die Wellen der sogenannten „sanften Revolution“ stürzten, um von dort wieder als Kapitalisten herauszukommen. Zuerst fesselte ihn ein leichter Schlaganfall ans Bett. Nach einem halben Jahr verschlechterte sich die Lage. Dann kam der Infarkt.

Zwei Monate vor seinem Tod hatte ich ihn von einem Sofioter Krankenhaus nach Hause zurück begleitet und blieb wie immer über Nacht da. Am nächsten Vormittag begleitete er mich auch, auf dem Weg zur Bushaltestelle auf dem Dorfplatz zog er mühsam das Bein hinter sich her. Ich war schon fast eingestiegen, als mein Vater mich überraschenderweise fragte, ob ich nicht wenigstens noch einen Tag im Dorf bleiben wollte. Wie immer wäre ich gern noch länger geblieben, aber ich hatte Arbeit, die mir damals sehr dringend erschien. Ich kam nicht darauf, dass er sein baldiges Ende vorausahnte.

Vielleicht wollte er mit mir reden. Wie oft habe ich versucht, mir dieses Gespräch vorzustellen. Dabei hätte ich nur den Fuß nach dem kurzen Zögern von der Bustreppe wieder auf die Erde setzen müssen.

Er wurde feierlich beerdigt. Mit der örtlichen Blasmusik, mit viel Blumen und Kränzen. Auch aus den umliegenden Dörfern waren Leute gekommen, die in der zusammengelegten LPG waren. Der Sarg wurde für die Trauerfeier in das größte Zimmer im Dorfrat gestellt, die ehemalige Kanzlei der alten Gemeindeverwaltung. Das ganze Dorf ging andächtig an ihm vorbei. Mir wurde gesagt, dass der größte Apparatschik unter den Anwesenden, der Vertreter des Kreispartei-Komitees, übrigens genau der, bei dem sich im Laufe vieler Jahre die Denunziationen gestapelt hatten, die Worte ausgesprochen habe: „Eine große Kraft ist von uns gegangen.“

Schon in den ersten Stunden des frostigen Februartages, lange bevor die Trauerfeier anfang, war ich zusammen mit einem Brigadier in den Schafhof gegangen, um ein Jungschaf zu kaufen, das für die traditionelle Bewirtung geschlachtet werden musste. Dort erfuhr ich, dass am vorigen Abend zwischen dem Parteisekretär und dem Vorsitzenden der LPG ein Streit ausgebrochen war. Der Parteisekretär, dieser verhältnismäßig junge Mann, der über lange Jahre komplizierte Beziehungen zwischen Freund- und Feindschaft zu meinem Vater unterhielt, hätte erklärt, dass er die Schlachtung eines Jungschafs nicht erlauben würde, weil die Rasse der Herde eine ganz besondere sei und der weitere Zuchtplan gestört werde. „Nikola Svitkov“, sagte er, „hätte so etwas an meiner Stelle nie erlaubt.“ Der Vorsitzende, ein nicht sehr vielschichtig, aber natürlich gestrickter Mensch, hätte als Antwort gebrüllt, dass das eine Schande sei. Schließlich hätte er gekreischt, dass er am liebsten hinausgehen und sich an der Treppe vor dem Dorfrat erhängen wollte. Schlussendlich wurde trotzdem eine Genehmigung zum Kauf eines Jungschafs ausgestellt, ich hielt den Zettel in der Hand.

In der kalten Dorfgaststätte wurde das Essen in Schüsseln und auf Tellern aufgetischt, die Leute aßen schweigend, den Wein rührten sie jedoch kaum an. Erst als einer an die Theke ging und eine Flasche Bier bestellte, merkte ich, dass ich einen dummen Fehler gemacht hatte. Statt aus dem Keller zuhause die Korbflasche mit dem guten alten Wein zu bringen, den mein Vater gemacht hatte, – wer weiß, vielleicht mit dem Gedanken an diese Bewirtung – hatte ich in der Eile nach einer genau so großen Korbflasche gegriffen, bloß mit Essig. Wenn beim ersten Schluck schon jemand gesagt hätte, was er trinkt, wäre ich schnell nach Hause gelaufen, aber niemand hat etwas gesagt.

Auch andere Einzelheiten, die nicht so viel Erinnerung zu verdienen scheinen, blieben von diesem langen Tag in meinem Kopf hängen. Wir hatten dem Friedhof schon den Rücken zugekehrt, ich ging neben meiner Mutter, etwas hinter uns und ein bisschen weiter seitwärts lief eine Gruppe von Männern. Zwei-drei waren zur Beerdigung aus Sofia gekommen. Einer davon, eigentlich der älteste Freund meines Vaters aus Kinder-, Schul-, und Jugendjahren redete etwas und auf seinem Gesicht war ein Lächeln zu sehen. Er war bekannt für seine Fähigkeit, sein Leben außerordentlich geschickt einzurichten, er hatte, sage und schreibe, alles erreicht, was nach dem damaligen Lebensstandard Posten und Privilegien hergaben. Charakterlich war er überhaupt das ganze Gegenteil von meinem Vater, das mag manchmal die Voraussetzung für eine lange Freundschaft sein. In den Jahren der Enthaltensamkeitsbewegung hatten die beiden Bücher über Freiheit und Brüderlichkeit gelesen, der eine jedoch – kann man ihm das vorwerfen – spürte nicht die Notwendigkeit, auf das allgemeine Glück zu warten. Er hatte sich auf die Vorteile des städtischen Asphalt verlegt und kam nur von Zeit zu Zeit, um durch den Schlamm zu waten, gerade mal so viel, damit er sich von neuem versicherte, sich nicht geirrt zu haben. Ich behaupte nicht, dass das Thema, das die paar Altersge-

nossen meines Vaters aufgegriffen hatten, genau Wein und Frauen war, obwohl solche Gespräche in ihrem Alter noch wahrscheinlich waren. Das Gesicht von Papas Freund drückte jedoch Zufriedenheit und echte Lebensfreude aus. Verständliche Gefühle, wenn man von einer Beerdigung kommt.

73.

In der zweiten Novemberhälfte des Jahres 1989 kam ich für einige Tage nach Kaminische. Ich ging in die Dorfgaststätte (jetzt wurde sie Restaurant genannt), um mir Zigaretten zu kaufen, und sah, dass dort ein Bankett gegeben wurde. Das 40-jährige Jubiläum der Gründung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft wurde gefeiert. Ich wurde eingeladen, mich an die langen Tische dazuzusetzen, man schenkte mir Schnaps ein. Im Lokal waren nicht viele Leute: die lokalen Parteiaktivisten und der unverzichtbare Vertreter des staatlichen Bauernverbandes, der Vorsitzende der Genossenschaft (diesen Posten nahm jetzt ein 30-jähriger Agronom ein), einige Brigadiere und Mechanisatoren, Angestellte aus dem Sekretariat. Zwei-drei Sofioter waren dabei, ehemalige Militärangehörige, die nach ihrer Pensionierung den größten Teil des Jahres in den Wochenendhäusern verbrachten, die sie auf ihren ehemaligen Höfen gebaut hatten. Gemeinsam mit den Ortsleitern und einigen anderen bildeten sie den Kern der Festgesellschaft. Es war nicht schwer zu bemerken, dass sich auch hier die Kasteneinteilung widerspiegelte, die begonnen hatte, nachdem Tausende von Menschen, die mal zu recht und mal durch Beziehungen und Freundschaften als „aktive Kämpfer gegen den Faschismus“ Privilegien bekommen hatten. Mit Reißzwecken war ein großer, weißer Karton mit Fotos von der Geschichte der Genossenschaft an der Wand befestigt.

Die Geschichte schien an diesem Abend jedoch niemanden zu interessieren. Die Atmosphäre war eher erwartungs-

voll angespannt als feierlich. Vor nur zehn Tagen hatte das Fernsehen das hilflos verblüffte Gesicht des gestürzten Todor Zhivkov gezeigt. Einen Tag nach dem Fall der Berliner Mauer. Nur wenige Wochen vorher, am 3. November hatten einige hundert Leute den politisch schwer durchlässigen Schirm der Bewegung „Ekoglasnost“ genutzt und waren das kurze Stück zwischen der Kirche „Hl. Sofia“ und der Volksversammlung marschiert, um eine Protestpetition zu überreichen. Die, die sich nicht einreichten, aber ohnehin auf den Pflastersteinen zwischen der Kirche und dem Parlament standen, waren weitaus mehr. Während das schwere, wohlklingende Glockengeläut der Kathedrale „Alexander Newski“ auch nach dem Ende der Demonstration noch weiterging, wurde mir eine kleine Parallele bewusst. Stefan Prodev, einer der Anführer des kurzen Zuges, jetzt schon mit dem Rücken zum Parlament, von dort zurückkommend, hatte Schwierigkeiten geradeaus zu gehen. Ihm liefen ständig wohlwollend lächelnde Leute in den Weg, die offensichtlich gesehen werden wollten. Genauso war es wahrscheinlich auch bei Peter Beron und den anderen Organisatoren der Demonstration. Der Anblick ähnelte paradoxerweise dem Geschehen an den Sammelpunkten zu den Massenkundgebungen am Ersten Mai und Neunten September, wo sich jeder bemühte, vom Parteisekretär gesehen zu werden. Und einige Tage später sagte ein Schriftstellerkollege neidisch, als er hörte, dass ich auf dem Platz vor den beiden Kirchen war: „Hast du es gut!“ Durch wie viele belastete Köpfe ist im Herbst 1989 nicht der Gedanke gegangen, dass es neue Listen der aktiven Kämpfer gibt.

Zwei Lautsprecher füllten den verqualmten Saal des Restaurants mit Musik. Der allgemeinen Stimmung war nicht anzumerken, dass es vor meinem Kommen Reigen- und Paartänze gegeben hatte, es gab auch keinerlei Anzeichen, dass es noch dazu kommen würde. Nur ein Mann und eine Frau versuchten so etwas, ihr Unvermögen und der Alkohol

gaben aber kaum Anlass, ihre Bewegungen Tanz zu nennen. Der Genossenschaftsvorsitzende, der großgewachsene und blonde Agronom Svetoslav beobachtete sie voller Überdruß. Der ungeschickt tanzende Mann war sein eigener Vater, Goran Nenov, der Stiefsohn meiner verstorbenen Tante Jana. Er trug offenbar einen Anzug von Svetoslav, den er zu Hause gefunden hatte, eine Krawatte war auf dem am geröteten Hals aufgeknöpften Hemd zu sehen. Zum ersten Mal sah ich ihn in so offizieller Kleidung. Sein ganzes bisheriges Leben hatte sich in Feld und Wald abgespielt, er packte voller Energie jede Arbeit an, ich wusste, dass er in der letzten Zeit im Schafhof beschäftigt war. Vor der schweren Arbeit eines Hirten und Melkers liefen schon alle davon, die Verwaltung der Genossenschaft versuchte, Zigeuner aus weiter entfernten Dörfern zu engagieren, diese angeblichen Hirten packten jedoch die ihnen zustehende Arbeitskleidung und Decken ein, wenn sie ihre vielen Kinder mit Milch gefüttert und das ein oder andere Jungschaaf geschlachtet hatten, und liefen davon.

Die Situation war wirklich grotesk: Bei dem vierzigjährigen Jubiläum der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft tanzte nur der, der in den Tagen der April-Unruhen im Jahr neunzehnhunderteinundfünfzig der allererste in der ersten Reihe war. Obwohl Goran damals ein Jahr im Gefängnis gesessen hatte, konnte sein Sohn später eine Ausbildung zum Agronom abschließen. Das politische System war in den siebziger Jahren bedeutend liberaler geworden, und wahrscheinlich sparte man sich auch in der Charakteristik, die aus Kaminische kam, für alle Fälle den kompromittierenden Satz. Jetzt war Svetoslav ein geschätzter Mann als Vorsitzender, er hatte Handelsbeziehungen zu einer italienischen Firma geknüpft, es ging auch die Rede, dass er es immer schaffte, sich etwas vom Gewinn in die eigene Tasche zu stecken.

Die weißhaarigen Veteranen bei mir am Tisch, überrascht über mein Kommen, beobachteten mich. In einigen Blicken

spürte ich Wohlwollen, in anderen angespanntes Misstrauen. Sie wollten etwas mehr von der großen Kundgebung gestern hören, der ersten nach dem Sturz des Diktators. Die meisten Gesichter auf der Tribüne vor der Kathedrale, „Alexander Nevski“, die gestern Abend im Fernsehen gezeigt wurden, sagten ihnen nichts. Um ihnen zu erklären wer einer der Redner war, sagte ich: „Das ist der, den die Milizionäre am 26. Oktober vor dem „Kristall“ bei der ersten Kundgebung geschlagen haben.“ – „Sie haben ihn aber wenig geschlagen“, sagte einer der pensionierten Militärangehörigen mit Nachdruck und schaute mich weiter aus nächster Nähe an.

Im Winter 1991 führte ein temperamentvoller politischer Kommentator in einer populären Fernsehsendung ein Gespräch mit einem Mann aus der tiefsten Provinz über das nicht eben zu verblüffenden Spekulationen und effektvollen Kommentaren einladende Thema „Landwirtschaft“. Die Liquidierung der genossenschaftlichen Landwirtschaft stand schon auf der Tagesordnung, gemeint war damit die Rückgabe des Bodens an seine früheren Besitzer. „Nun, wie ist es, kann der Boden bis Ende Februar zurückgegeben werden?“, fragte der Kommentator. „Nein, das wird nicht möglich sein“, antwortete sein Gesprächspartner gewissenhaft. (Das Gespräch wurde im Januar geführt.) „Also können die Bauern ihren Boden jetzt nicht bestellen, wenn der Winter vorbei ist?“ – „Sie werden es nicht können.“

Ob im Kopf des Kommentators, den er nach dieser Antwort enttäuscht hin- und her wiegte, der Gedanke vorstellbar war, dass das, was seiner Meinung nach in einem Monat geschehen sollte, auch nach zehn Jahren noch nicht beendet werden konnte. Der Bauer Bone Krajneneca aus der Erzählung von Elin Pelin⁸ war in den Lesebüchern geblieben, aber

⁸ Bone Krajneneca ist die Hauptfigur aus Elin Pelins Erzählung „An der Ackerfurche“, ein Beispiel für die tiefe Verbundenheit der armen Bauern mit ihrem Boden und ihrem Vieh Anfang des 20. Jahr-

seine Urenkel aus den städtischen Plattenbauten verspürten nicht den geringsten Wunsch, hinter dem Pflug und den gespannten Ochsen Beltscho und Sivoschka zu den Feldern ihrer Väter herzustapfen. Die gleiche anachronistische Vorstellung vom bulgarischen Dorf wie der damalige Kommentator musste auch jene nicht mehr junge Dichterin gehabt haben, die auf einer Wahlversammlung in Südbulgarien begeistert das Thema der Rückgabe des Bodens in Angriff nahm. Und verblüfft sehen musste, wie die Bauersfrauen ihr Auto mit Fluchen und Steinen bedachten, statt die Redner auf Händen zu tragen.

„Was wird aus diesem Mann“, fragte ich einmal meinen Vater (es war Anfang der 70-er Jahre, wir sprachen, ich weiß nicht, aus welchem Anlass, über einen 50-jährigen Mann, der jeden Morgen mit dem Bus in die große Lovetscher Fabrik fuhr und abends damit zurückkam), „was passiert, wenn er seine Felder zurückbekommt?“ „Er wird sie nicht nehmen“, war die damals für mich überraschende Antwort, „wo er sie einmal losgeworden ist, wird er sie nie wieder zurücknehmen.“ – „Aber wenn man sie ihm nicht so gibt, wie sie zerstreut lagen, sondern alle an einer Stelle?“ Es folgt eine genauere Präzisierung. „Du willst ihm beispielsweise ein Stück von dreißig-vierzig Dekar abschneiden, so?“ – „Ja.“ – „Dann wird er es nehmen. Er wird seinen verflixten Boden nehmen“, lachte mein Vater. „So als großes Stück, wenn du ihm gibst, nimmt er ihn.“

1991 war ich wieder kurz in Kaminische. Die Liquidation der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften hatte schon begonnen. An einer Tür stand: „Vorsitzender des Liquidationsrats“. Am Schreibtisch saß ein 40–45-jähriger Mann mit Schirmmütze auf dem Kopf, seine großen Hände

hundreds. Im schwierigen Prozess der Restituierung steht er für das klassische Gegenbild des skrupellosen Bodenspekulanten. (Anm. d. Üb.)

lagen auf der Arbeitsfläche. Auf dieser Arbeitsfläche stand wohl nichts anderes außer einem Computer, der jedoch keine Tastatur hatte. Ich kannte den Mann hinter dem Schreibtisch. Während meines ganz kurzen Schulpraktikums vor langer Zeit war er in der neunten Klasse des Gymnasiums, sehr viel weiter ist er wohl auch nicht gekommen.

„Diesen Computer hat Svetoslav gekauft“, beeilte sich der Vorsitzende des Liquidationsrats mir zu erklären. „Ich will ihn loswerden, weil ich nichts davon verstehe.“

Svetoslav hatte nach Beginn der Liquidation mit einem Altersgenossen ein eigenes Geschäft aufgezogen. Die beiden kauften einen Lastwagen. In einer Lagerhalle setzte der Mitinhaber, ohne sich aufmerksam genug umzuschauen, zurück, drückte Svetoslav an die Wand und dieser war auf der Stelle tot. Die ganze Nacht vor der Beerdigung passten Nahestehende auf seinen Vater Goran auf, damit er sich nicht erhängte. Ich sah den Nekrolog mit dem lachenden blonden Gesicht, bedeckt mit Plastik, an einem Strommasten hängen.

Da die Liquidation der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften sich als gar nicht so einfach erwies, der Boden aber bearbeitet werden musste, wurde den Liquidatoren angeordnet, die Rolle der bisherigen Verwaltungsräte zu übernehmen. Dobromir, so hieß mein ehemaliger Schüler, hatte sich mit Schwung daran gemacht zu verwalten. „Ich habe soundso viel Dekar mit Getreide eingesät, den Verkauf von soundso viel Tonnen Pflaumen habe ich abgemacht“, etwas aufgeblasen und in der ersten Person, so wie es für die Leiter der LPGs typisch gewesen war, hörte ich ihn erzählen, was in den letzten Monaten in Kaminische passiert war. Zum Vorsitzenden des Liquidationsrats war er unter anderem auch deshalb gewählt, weil sein Vater in den ersten Jahren nach dem Neunten September Mitglied im oppositionellen Bauernbund gewesen war. Als ich ihn einige Zeit später wieder sah, diesmal außerhalb des Gebäudes des Liquidationsrats,

hatte er diesen Posten schon nicht mehr inne. Der Eifer, mit dem er sich daran gemacht hatte, das in Ordnung zu halten, was liquidiert werden sollte, hatte seinen Parteigenossen aus der Kreisstadt nicht gefallen.

Das Dach der größten Genossenschaftsscheune war undicht geworden und in der allgemeinen Misswirtschaft und Zerstörung war nicht klar, wer für die Reparatur zuständig war. Damit kein Regenwasser in die Scheune lief, war Dobromir auf das Dach gestiegen und hatte selbst einige Ziegel ausgewechselt. Das kam den nun in Lovetsch amtierenden Politikern jedoch zu Ohren und der Vorsitzende des Liquidationsrats wurde herzitiert, sein Vorgehen zu erklären. „Ich habe dich dorthin geschickt zum Zerstören, nicht zum Reparieren!“, sagte der oberste Politiker. Dobromir kündigte. Er war an landwirtschaftliche Arbeit gewöhnt und konnte nicht verstehen, aus welchen höheren staatlichen Erwägungen heraus er den Regen auf das Getreide laufen lassen sollte.

74.

Oma Dimitra sagte mir einmal, dass einmal ein riesengroßer, seltsamer Mann auf dem felsigen Gipfel, Hissar genannt, aufgetaucht sei. Ob sie ihn selbst gesehen hatte oder mir etwas erzählte, was sie von noch älteren Leuten gehört hatte, weiß ich nicht mehr. Es ist sehr lange her. Der Kopf des Mannes sei hinter den Felsen erschienen, er rief etwas, sodass seine Stimme bis nach Kaminische zu hören war, dann verschwand er wieder. Wer das wohl gewesen sein mag? Sie konnte mir nichts sagen. Ein Römer oder ein Byzantiner? Ein bulgarischer Bojare, der die einstmalige Festung gegründet hat? Der Türke Sali Bej? Einer der bei lebendigem Leib verbrannten Mönche aus dem in Schutt und Asche gelegten Falkenkloster? Oder der letzte paulikanische Anführer, der versuchte, etwas zur Verteidigung der manichäischen Häresie zu sagen?

Schlangen und Eidechsen bewohnen das Gestein auf dem Hissar. Die trianguläre Holzpyramide ist verfault. Der Raubvogel, der oben kreist, sucht einfach sein Opfer und sonst interessiert ihn nichts. Weder das tintenblau gefärbte Wasser im Ossam noch das Gras an den Todesstätten oder das verrostete Eisen der früheren landwirtschaftlichen Maschinen, das hier und da an den Straßen herumliegt wie Überreste von Kriegsgeräten nach verlorener Schlacht.



